Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/wegzurprsidenten341schm

Der

Weg zur Präsidentenwürde

oder

ein Jesuitenzögling.

Historischer Roman

von

Carl Schmeling.

Dritter Theil:

Der Erbprätendent.

Berlin, 1857.
Verlag von F. W. Nelte.
(Sparwaldsbrücke Nr. 13.)

RBR
Jantz
#209
bd. 3,4

29.

1811.

José Paez, der, seit sein Nachbar angeblich verstorben war, das heißt, der seit den im letzten Abschnitte des vorigen Theils angedeuteten zwölf kurzen Jahren auf seine Freilassung hoffte, war, wie wir gesehen, durchaus nicht darauf vorbereitet, als er in Freiheit gesetzt wurde.

Aber auch die Padres, welche seit den zwölf kurzen Jahren beabsichtigten, den jungen Mann in Freiheit zu setzen, sobald sie nämlich Vortheil davon erwarteten, waren erschrocken, als solches ohne ihre Mitwirkung geschah.

Das war jedenfalls merkwürdig.

Doch während der Zeit von 1798 bis 1811, während Paez sich im Kerker befand, und während die Unruhen im spanischen Südamerika weniger zunahmen, als sich consolidirten und concentrirten, war auch in dem übrigen Theile der Welt sehr viel geschehen, was auf jene Vorgänge nicht ohne Einwirkung blieb.

Es ist nothwendig, einen Theil davon anzuführen.

Die französische Revolution, welche, nachdem sie sich wie ein willenloses Ungeheuer über Europa und sogar nach Afrika hingewälzt hatte, führte endlich wieder zu einem Throne, dem Kaiserthron von 1804.

Mit demselben gewann das Ding ein anderes Ansehen, weil der Korse, welcher ihn bestieg, von nun ab nicht mehr für Frankreich und das französische Volk, sondern für sich und seine Familie handelte.

Er sah Europa, vielleicht hätte er es mit der ganzen Welt noch so gemacht, einfach für eine Apanage der Familie Bonaparte an und vertheilte es demgemäß.

Er selbst also ward Kaiser von Frankreich und den dazu geschlagenen Landestheilen und Gebieten.

Sein Bruder Joseph zuerst König beider Sicilien.

Louis ward König von Holland.

Jerome bekam einen neugeschaffenen Thron, das Königreich Westphalen.

Sein Stiefsohn Eugen Beauharnois ward Vicekönig von Italien.

Joachim Murat, sein Schwager Großherzog von Berg; anderer Ernennungen und Verleihungen dieser Art nicht zu gedenken.

Später fand hinsichtlich der hauptsächlichsten Ernennungen eine kleine Veränderung statt.

Murat ward König von Neapel und Joseph König von Spanien.

Wie letzteres aber geschah, ist ein wenig abweichend von der Regel, wie sonst jene Ernennungen stattfanden.

Des Fürsten de la Paz ist bereits in diesen Blättern Erwähnung geschehen.

Ebenso auch seiner Thätigkeit und seines Lohnes dafür, so wie seiner Stellung zum Lande und zur königlichen Familie bis zum Jahre 1798.

Aus jenen Anführungen geht auch hervor, daß der von ihm mit Frankreich abgeschlossene Friede den Krieg, welchen Spanien gegen die Republik führte, endigte.

Godoy erklärte demnächst auch noch England den Krieg.

Er that später dasselbe mit Portugal, in das er sogar persönlich mit Heeresmacht einrückte und man giebt ihm Schuld, daß er deshalb die Freundschaft Frankreichs und Napoleons gesucht habe, um selbst den Thron des Hauses Braganza zu besteigen.

Der Friedensfürst hatte allerdings Recht, wenn er in dem Letztern einen Mann erkannte, der Throne vergeben konnte.

Aber er hatte Unrecht, wenn er glaubte, daß er zu denjenigen gehören werde, deren Dienste der Eroberer zu belohnen beabsichtigte.

So lange dies durch den spanischen Hof geschah, ließ Napoleon es zwar hingehen.

Sonst aber fiel es ihm keineswegs ein, den Verblendeten, der, hier irregeleitet vom Ehrgeize und dem ihm gestreuten Weihrauche, immer eine Thorheit nach der andern beging, auf irgend einen Thron zu setzen.

Er brauchte den armen Thoren nur zu seinen Zwecken und mißbrauchte ihn, wie es gewöhnlich mit denen stattfand, die sich von ihm brauchen ließen.

Indessen einstweilen blühete sein Waizen noch.

Seit 1800 wieder erster Minister, ward er 1801 commandirender General.

1804 aber Generalissimus der Land- und Seemacht.

Leider hielt der Vortheil des Landes nicht mit dem seinigen gleichen Schritt.

Im Baseler Frieden hatte dasselbe das halbe Domingo an Frankreich abgetreten.

Nach der Kriegserklärung an England begann dieses die west- und ostindischen Inseln eine nach der andern fortzunehmen.

Demungeachtet ward ihm nach 1804 eine Leibwache von hundertzwanzig Mann gehalten.

Seine Einkünfte stiegen noch um 100,000 Piaster.

Ein neues Dekret legte ihm den Titel Durchlaucht bei, und endlich bestimmte ein Solches:

„Schließlich befehle ich allen meinen Conseils, Vicekönigen, General-Capitainen u. s. w., daß sie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienst Bezug hat, Folge leisten, Sie wie meine Person ehren u. s. w.

Welches derselbe König befahl, den er buchstäblich ruinirte.

Dies Alles geschah, wie gesagt, in Spanien, während dagegen der Lohn, welcher alle anderen Vortheile aufhob, Napoleons gnädige Thronverleihung, ausblieb.

Denn dieser ward Kaiser, und alle, denen eine Krone bestimmt war, erhielten solche, nur Godoy nicht.

Napoleon begann ferner einen neuen Krieg und schien sich dabei so wenig aus Spaniens Freundschaft zu machen, oder sich der Freund-

schaft desselben so sehr versichert zu halten, daß er dessen Regierung nicht einmal eine Anzeige machte.

Der Krieg, welchen er führte, war der von 1806 gegen Preußen.

Jetzt mochten dem Friedensfürsten doch wohl die Augen aufgehen und er zu der Einsicht kommen, was er dem Eroberer gelte.

Godoy war an seiner schwächsten Seite, dem Ehrgeize, verletzt und verzieh solches nicht.

Er rief die Nation zu den Waffen und bildete sich nicht weniger ein als die Macht Frankreichs, die gegenwärtig auf den höchsten Gipfel stand, zu brechen.

Was den Zeitpunkt anlangte, so dürfte derselbe allerdings günstig gewählt gewesen sein.

Denn war der Kaiser in Deutschland unglücklich, so konnte jene unverhoffte Demonstration des spanischen Günstlings wirklich dem Dinge eine böse Wendung geben.

Aber das beispiellose Glück des Corsen trug ihn noch immer mit seinen goldenen Schwingen, auch Preußen, die Macht, die er lange geschont und der er geschmeichelt, weil er sich nicht recht an sie wagte, unterlag ebenfalls dem Schicksal.

Jetzt sah es freilich schlimm für Spanien aus.

Zwar behauptete der Friedensfürst in seinen Erklärungen, daß die Rüstungen gegen die Barbaresken gemacht worden.

Aber Napoleon hatte sehr gut die Absicht seiner Bundesgenossen erkannt und wie Godoy es nicht verzeihen wollte, daß sein Ehrgeiz verletzt worden, so verzieh Napoleon es nie, wenn man ihm ungehorsam war.

Gehorsam war es besonders, was er nicht allein von Unterthanen und Untergebenen, sondern auch von Verbündeten forderte.

Er hatte daher einen Vorwand, den Abtrünnigen zu züchtigen, und der große Kaiser, der bei Erreichung seiner Zwecke eben nicht sehr auf die Mittel sah, war nicht der Mann, einen solchen unbenutzt zu lassen.

Napoleon faßte den Plan, die Bourbons vom spanischen Throne zu stoßen.

Jedoch zugleich waren der spanischen Nation allgemach die Augen aufgegangen.

Sie erkannte, wie ein großer Theil des Elends, welches im Lande herrschte, von den thörichten Maaßregeln des verblendeten Günstlings herrührte.

Die Großen des Reichs, mit dem Prinzen von Austrien an der Spitze, suchten den König Carl IV. über die Lage des Reichs aufzuklären.

Die Folge dieses Unternehmens war der sogenannte Proceß vom Eskurial.

Aber trotz aller drohenden Anzeichen, trotz der Schritte, die der Friedensfürst zuletzt unternahm und die nur zu deutlich zeigten, was ihm das Land gelte, blieb er noch am Ruder.

Diese Schritte aber bestanden darin:

Daß er am 27. October 1807 zu Fontainebleau mit Napoleon durch seinen Unterhändler, den Staatsrath Izquierdo, einen Theilungsvertrag über Portugal abschloß.

Napoleon that solches um ihn völlig zu verderben.

In jenem Vertrage aber hieß es:

Daß die Könige von Etrurien, welche Toskana an Frankreich abtreten mußten, das Land zwischen dem Minho und Duero als Entschädigung haben sollten.

Daß der Prinz de la Paz, Alentejo und Algarbien als souveraines Fürstenthum haben solle.

Also endlich.

Aber ferner machte man noch aus, daß Spanien und Frankreich sich in die portugiesischen Kolonien theilen und der König von Spanien den Titel eines Kaisers von Amerika annehmen solle.

Daß endlich ein französisches Heer von 28,000 Mann in Spanien einrücken und dort verpflegt werden solle; daß zur Deckung des Landes und der zu erobernden Lande zehntausend Spanier zwischen dem Minho und Duero, sechstausend in Algarbien, und zur Deckung Aller vierzigtausend Franzosen an der Grenze aufgestellt werden sollten.

Ferner aber sandte Napoleon ein spanisches Heer nach Dänemark.

Ein anderes nach Toskana.

Somit war also die durch Unvorsichtigkeit des Friedensfürsten

unter Waffen getretene spanische Armee durch eine Unklugheit desselben aus dem Lande entfernt und die französische darin.

Spanien war so gut wie gefesselt.

Hiermit indessen noch nicht genug, kam Napoleon auch noch ein Zwist der spanischen Herrscherfamilie zu statten.

Der Prinz von Asturien sollte eine Schwägerin des Friedensfürsten heirathen und weigerte sich dessen.

Um sich gegen die Verfolgungen Godoy's zu sichern, schrieb er an Napoleon, bat um Schutz und um die Hand einer seiner Nichten.

Demnächst reiste er selbst nach Frankreich ab.

Der Prinz ward indessen verhaftet und Carl IV. schrieb jetzt auf den Rath des Friedensfürsten an Napoleon, gab seinem Sohne schuld, daß er ihn habe vom Thron stoßen und die Königin habe ermorden lassen wollen, weshalb er mit Verlust der Thronfolge zu bestrafen sei.

Das war eine Art von Appellation an Napoleon, dem dadurch gewissermaßen das Schiedsrichteramt in dieser Angelegenheit übertragen wurde.

Ein Dekret machte ferner die Nation mit den Verbrechen des Prinzen bekannt.

Indessen die ernannte Junta fand den Prinzen unschuldig und sprach ihn frei.

Die Sache endete endlich mit einer Abbitte Seitens des Prinzen und mit einer Verzeihung für denselben Seitens des Königs.

Das heißt, so endete sie im Eskurial, es war aber nicht das Ende, welches ihr Napoleon zugedacht hatte.

Er ließ seine Armee vertragsmäßig in Spanien einrücken und die Festungen Figueras, Barcelona, St. Sebastian und Pompeluna besetzen.

Wiederum erkannte jetzt der Prinz de la Paz seine thörichte Handlungsweise, oder glaubte Anderen, die sie erkannt hatten.

Der spanische Hof traf plötzlich schleunige Anstalten, Madrid zu verlassen und es verbreitete sich das Gerücht, er wolle nach Cadix fliehen.

Dies war das Signal zum Ausbruch der spanischen Revolution von 1808, welche, während die französische gegen den König und

die königliche Familie, hier für die letztere gegen den allmächtigen Günstling und die nahenden Feinde des Landes stattfand.

Denn auf jenes Gerücht stürmte das Volk nach Aranjuez.

Die dort zum Schutze aufgestellte Garde kämpfte nicht und Alles richtete nun seine Wuth gegen Godoy.

Derselbe ward auf einem Dachboden versteckt gefunden und konnte nur durch persönliches Dazwischentreten des Königs gerettet werden.

Dagegen ward er vor Gericht gestellt und der Pöbel zerstörte alle ihm gehörigen Gebäude und von ihm gemachten öffentlichen Anlagen.

Folgen dieser unblutigen Revolution waren die Entlassung des ersten Ministers, die Thronentsagung Carls IV. und die Erhebung des Prinzen von Asturien unter dem Namen Ferdinand VII. auf den spanischen Thron.

Aber der Herzog von Berg rückte in Madrid ein.

Vielleicht durch ihn bewogen, widerrief der König seine Entsagung.

Die unblutig gegen den Günstling begonnene Erhebung ward jetzt blutig gegen die Franzosen.

Denn nachdem unter Unterhandlungen und Vorspiegelungen die Zeit in Aufregung und Gährung verstrichen war,

Nachdem der Kaiser, Ferdinand VII. nach Bayonne gelockt, wo er bekanntlich bis 1814 gefangen gehalten wurde,

Nachdem er denselben, so wie seine Brüder, zur Thronentsagung gezwungen,

Nachdem endlich die übrigen Glieder der königlichen Familie mit dem Prinzen de la Paz, welcher den König verleitet hatte, gegen ein Jahrgehalt der Krone zu entsagen, entflohen, brach jener wüthende Aufstand aus, der fast beispiellos in der Geschichte ist.

Er ward unterdrückt und Joseph König von Spanien.

Mit der Herrschaft über Spanien war indessen auch die Herrschaft über die noch vorhandenen Kolonien desselben verbunden und wir gelangen somit zu dem Punkte, wo die Wichtigkeit der vorstehend aufgeführten Ereignisse für dessen südamerikanische Besitzungen erkennbar werden.

Schon zerrissen, schon unruhig und erschüttert, mußten die Be-

wegungen im Mutterlande den Zustand derselben nur noch mehr verwirren.

Mit fieberhafter Erregung waren die verschiedenen Parteien denselben gefolgt.

Mit erneuertem Uebermuthe hatten die Günstlinge des Günstlings ihr eine kurze Zeit durch die Ungnade, oder was sonst, von 1798 erschüttertes Regiment fortgeführt und mit vermehrtem Ingrimm hatten die Südamerikaner solches dulden müssen.

Und dennoch wagten die Leiter der Bewegung immer nicht, offen die Empörung zu proclamiren, obwohl England Unterstützung versprach und gewährte.

So rüstete es bereits 1806 die Expedition Miranda aus.

Man hoffte vielleicht in diesen Wirren die Losreißung auf andere Weise zu bewerkstelligen, oder glaubte auch in einem Kampfe zu unterliegen.

Letzteres war gewiß die Ansicht der Jesuiten von der Sache.

So fanden die Bestimmungen des neuen Königs den Zustand des Landes.

Was sich in Spanien demnächst zutrug, gehört nicht weiter hierher; das Volk erhob sich, von den Engländern unterstützt, und begann jenen Krieg, der es endlich befreite.

Aber nach den Kolonien waren schnell hintereinander verschiedene Befehle von verschiedenen Gewalten gelangt.

Carls IV. Conseil hatte über sie bestimmt.

Im Namen Ferdinands VII. hatten sie Anweisungen erhalten.

Joseph hatte befohlen.

Endlich verfügte auch noch ein Insurrectionsjunta und zwar ebenfalls im Namen Ferdinands VII.

Wem sollten sie gehorchen?

Die kurze Zeit der Regierung Ferdinands VII. im Jahre 1808 hatte einige Fähigkeiten an das Ruder gebracht.

Von diesen war die Sachlage außerhalb erkannt und ein schneller Befehl ernannte den General-Lieutenant Monteverde zum General-Capitain, mit der Weisung, das Land gegen die Franzosen für den neuen König zu halten.

Diese Wahl war eine vortreffliche.

Dagegen erkannten viele General-Capitaine und Gouverneure in den Colonien die französische Oberherrschaft verrätherisch an.

Das Volk indessen kam den Weisungen der Insurrectionsbehörde nach und verjagte jene Behörden und Beamten und verbrannte die französischen Proklamationen.

Es setzte andere Gewalten ein und erklärte sich ebenfalls für Ferdinand VII., verweigerte aber dem in seinem Namen auftretenden Monteverde den Gehorsam.

Die Verwirrung war so grenzenlos, daß Niemand wußte, zu welcher Partei er gehörte oder gehören solle.

Es setzte Blut und Niemand wußte recht, wofür, oder um was.

Die mißliche Lage Monteverde's ist leicht zu erkennen.

Aber er war ganz der Mann, sie zu beherrschen und günstiger zu gestalten.

Als sogar die Untergouverneure, welche zugleich mit ihren Staaten kämpften und doch eben alle nur für Ferdinand VII. zu kämpfen vorgaben, ihm ebenfalls nicht mehr gehorchen wollten, schritt er zu durchgreifenden Maßregeln.

Hierbei kam ihm zu Statten, daß, nachdem die Franzosen Spanien wirklich unterjocht hatten, die Colonien sich für unabhängig von Spanien und dessen jetziger Herrschaft erklärten.

Er raffte zusammen, was er an Militair zusammenbringen konnte und unterdrückte jede Bewegung, gleichgültig welchen Namen sie sich gab, mit Gewalt.

Zugleich aber, um sich bedeutendere Hülfsquellen zu verschaffen, entließ er die gefangenen Indier, bestätigte die mit ihnen geschlossenen Verträge und verkündete den Negersclaven die Freiheit.

Das war der Umstand, welchem Paez auch die seinige verdankte.

Das war die Ursache, weshalb die Väter nicht wußten, woher diese Bestimmung kam, weil sie, wie später Napoleon, nicht mehr die Ereignisse der Zeit beherrschen konnten.

Alle diese Wirren, die Kämpfe und Kriege sind aber keineswegs als bereits zu den Freiheitskämpfen gehörend zu betrachten.

Zwar richtete sich, als eine neue Cortes in Spanien der Colonie befahl, sich zu unterwerfen und man bei der Berathung über sie die Aeußerung machte:

„Zeigt den Sclaven die Peitsche!“
der allgemeine Unwille wirklich gegen Spanien.

Aber Monteverde, der auf die Engländer hörte, ohne ihnen zu trauen und auf die Franzosen, welche er haßte, beide aber an der Nase herumführte, wie er die Aufständischen bekämpfte, hielt jede Bewegung im Zaume und beschränkte Miranda's Unternehmungen auf einen kleinen Strich des Landes.

Als aber diese Bewegungen an Umfang zuzunehmen drohten und er die gedachte Maaßregel ergriff, in Folge dessen sich wirklich die Sclaven auf Marguerite erhoben, erschraken die Südamerikaner so sehr, daß sie auf längere Zeit ruhig blieben.

Andererseits aber zeigten sich die Jesuiten in diesem Stadium der Unruhen nicht thätiger, weil die voraussichtliche Bewegung für sie zu weit ging, das heißt, sie und das Priesterthum, ja die Religion selbst anfeindete.

Es ging ihnen wie den ersten französischen Revolutionairs, sie wurden durch die Revolution schon im Anfange überflügelt.

Die Befreiung des José Paez fiel also in eine Zeit, wo die Kolonien nominell und faktisch wieder durch die Person des General Monteverde von Spanien beherrscht wurden.

Ob der Mann, der übrigens auch eben so gut wie er begnadigte, zum Tode verurtheilte, seit man ihm mit den Waffen in der Hand gegenübertrat, seine Vollmachten, die weit um sich greifend sein mochten, überschritt, kann für uns gleichgültig sein.

Genug Paez erlangte dadurch seine Freiheit und daß er, wie die Mönche glaubten, wenn er ihr Werk erkenne, über dasselbe eine andere Bestimmung treffe, konnte leicht möglich werden.

Deshalb die Eile, mit der sie José forttrieben, welche übrigens fast wirklich seinem Untergang herbeigeführt hätte, weil man vermuthete, daß er eben irgend ein Verbrechen verübt habe.

Paez kam indessen glücklich davon.

Als aber sein Pferd stürzte, befand er sich allein und mitten in der Steppe.

Der junge Indianer, welcher nicht ein Mal beachtete, wohin er ritt, sah erstaunt umher.

Gewiß hatte sich die Savanne, seit er eingekerkert, nicht verändert.

Es war dieselbe ausgedehnte Ebene, auf welcher eine Todtenstille ruhete.

Aber er, er hatte die Zeit eben nicht in ihr verbracht und was sie nicht war, das war er.

José empfand eigenthümliche Schauer, als er um sich blickte, weil diese unbegränzte Fläche so sehr gegen die eben verlassenen Schranken kontrastirte.

Doch die Nothwendigkeit mahnte ihn an Anderes.

Eine Untersuchung seines Pferdes sagte ihm, daß es wirklich todt sei.

Ein neuer Blick auf die Umgebung, daß er nicht wisse, wo er sich befinde.

Erst mit Mühe gelang es ihm, sich so weit zu orientiren, um zu wissen, daß er zwischen Cumana und Nueva Barcelona sein müsse.

Paez schritt rüstig nach Süden.

Aber bald sollten sich die Folgen seiner Anstrengungen und Aufregungen zeigen.

José empfand Durst.

Nachdem er denselben aber erst empfunden, ward er bald unerträglich und José murmelte leise das Wort:

„Wasser!“

Er schritt wieder weiter.

Aber wie sich kein Laut vernehmen ließ, zeigte sich auch kein Gegenstand in dieser Wüste, welcher einen Ort verkündet hätte.

Sein Durst ward zur fürchterlichen Qual und er wiederholte lauter:

„Wasser, Wasser!“

Armer José, wenn es auch nur ein Herbst- oder Frühjahrsnebel gewesen wäre; er würde seine Glieder erfrischt, seinen Gaumen erquickt haben.

Aber die Sommernächte kennen diese Nebel nicht.

Fast verschmachtet und nachdem sich auch noch der Hunger zu dem Durste gesellte, schritt er verzweifelnd weiter.

„Wasser!“ wiederholte er von Zeit zu Zeit.

Ihm fiel die Qual des Durstes ein, welchen er erlitten, als er

in Nueva Barcelona im Gefängnisse war, und eine fürchterliche Angst ergriff ihn.

„Mein Gott!“ rief er „also hier nun soll ich verschmachten!“

Er ging nicht mehr, sondern rannte.

Seine schnellere Bewegung machte indessen das Uebel nur größer und vermehrte seine Schwäche.

Seine Lungen keuchten, sein Athem pfiff wie das ungeschmierte Rad eines Wagens.

Noch eine Stunde hielt er aus, im Gewaltschritt sich fortzubewegen, dann stöhnte er nochmals:

„Wasser — ich ersticke!“

Hiernach sank er zu Boden.

29.

Der alte Schauplatz.

Wie es für den allgemeinen Gang dieser Geschichte nothwendig war, die wichtigsten Ereignisse der Welt, während José sich im Kerker befand, flüchtig zu überschauen, ist es für den speciellen Gang derselben nöthig, zu sehen, wie unterdessen die Sachen in Nueva Barcellona standen.

Don Roviérez glaubte, nachdem ihm von der ebenso schlauen, als muthigen und in der Wahl ihrer Mittel glücklichen Marquise Isabelle Valeria die Bestallung abgenommen worden, durch sein Schreiben an den General Monteverde Alles gut gemacht zu haben.

Aber er hatte entschieden Unglück, der Marquis Oberrichter, denn das Unglück seines Boten war eben das Seinige.

Josepho brachte das Schreiben nicht an Monteverde und als Letzterer es erhielt, kannten bereits vermuthlich auch andere Leute seinen Inhalt.

Indessen bewirkte doch die Ablieferung desselben an seine richtige Adresse die Freilassung des Boten.

Doch hatte unterdessen auch der Oberstlieutenant Centifuego seinen Bericht gemacht.

Der Bote aber kehrte nach Barcellona zurück.

Dieser Bote, dieser Josepho war ebenfalls, wie so viele Andere, die nach Amerika gingen, ein Mensch, welcher hier vorwärts zu kommen gedachte, weil es in Spanien nicht ging.

Er war Soldat und seine Versetzung dorthin nicht schwierig.

Auf demselben Schiffe mit Roviere, ward dieser auf ihn aufmerksam, fesselte ihn durch Versprechungen und bestimmte ihn leicht, als eine Art Privatordonnanz nur in seinem Dienste thätig zu sein.

Die hohen Beamten der Colonien waren, wenn nicht eben Unfriede zwischen ihnen herrschte, sehr gefällig gegen einander und er machte keine Schwierigkeit weiter, Josepho für den ausschließlichen Dienst des Oberrichters von anderem zu befreien.

Der Soldat war aber sehr bald unzufrieden mit dieser Art von Dienstleistung.

Er ward es völlig, nachdem er einige Tage in Cumana eingesperrt gewesen, und der langsam durchschrittene Rückweg ließ ihn verschiedene Reflexionen anstellen.

Josepho war nicht blind.

Josepho besaß auch Ehrgeiz.

Für dienende Personen sind dies zwei Eigenschaften, welche sowohl für sie wie für ihre Herrschaften sehr unangenehm werden können.

Aber was noch mehr, der jetzt zum beständigen Courier umgewandelte Reiter war auch rechtschaffen.

Die Eigenschaft der Rechtschaffenheit macht aber das Kleeblatt der unangenehmen Eigenschaften vollständig.

Durch die des Sehens hatte der Krieger so einigermaßen den Zustand des Landes und seiner Verhältnisse erkannt.

Ehrgeiz und Rechtschaffenheit aber flüsterte ihn zu, nicht weiter zur Unterdrückung desselben thätig zu sein.

Dies mochte außer ihm wohl Manchem schon so ergangen sein: doch es ist so schwer, sich von der gewohnten Weise loszureißen.

Josepho kam zu keinem Entschlusse.

Dagegen langte er wieder in Barcelona an, und meldete sich bei dem Oberrichter.

Dieser sprang vom Sessel auf und rief erwartungsvoll:

„Nun?"

„Das Schreiben ist an Exellenza abgegeben!" sagte der Soldat.

„Und Exellenza hat keine Antwort darauf ertheilt?"

„Nein, Sennor!"

„Ah, das ist sonderbar!"

Der Oberrichter warf einen fragenden Blick auf das Gesicht seines Boten, als wolle er darauf noch Anderes lesen, wie sich aus seinen Antworten deuten ließ.

Aber der Soldat blieb kalt wie gewöhnlich, und vielleicht noch gleichgiltiger wie sonst, weil er unzufrieden war.

„Nun ich danke!" sagte endlich Rovierez.

„Ich möchte es ebenfalls thun!" murmelte der Krieger, während er hinaus schritt.

Der Oberrichter begann sich ein wenig zu beunruhigen und hatte sich noch nicht wieder ganz beruhigt, als man ihm Donna Maria meldete.

Rovierez fuhr zusammen.

Zwar mochte der Marquis wohl nicht grade erschrecken.

Aber bei einem Menschen, der erst wenige Wochen in einem ganz unbekannten Lande lebt, der in demselben schon so verschiedenes erlebt, und der endlich durch widerliche Nachrichten in unangenehme Stimmung versetzt worden, ist es auch eben so natürlich, daß ihn das Unerwartete aufregt.

Nach der ersten Bewegung sprang er an das Fenster.

Auf der Straße aber hielt wirklich die Sänfte der Donna Maria, begleitet von zwei stämmigen Negern, außer den beiden, welche die Sänfte trugen.

Die junge Dame verließ dieselbe, sobald auf ihre Anmeldung eine Antwort erfolgt war und betrat das Haus.

Sie betrat endlich auch das Zimmer des Marquis, gefolgt von den erst erwähnten Negern, von denen Einer ihren Fächer, der Andere eine Mantille trug.

Mit der Donna war jetzt wirklich eine Veränderung vorgegangen.

Sie sah blaß aus und ihr Auge glühte fieberhaft.

Die Heftigkeit ihrer Bewegungen hatte nachgelassen, und mit der Trauer, welche ihr Anzug verrieth, schien sie eine gewisse Würde in dieselben gebracht zu haben.

Die junge Dame hatte übrigens seit der verunglückten Flucht noch mehrere Unterredungen mit dem Oberstlieutenant Centifuego gehabt, und mochte wohl wegen des vorläufigen Schicksals des Geliebten beruhigt sein.

Denn wußte sie doch, daß der Indier nun nur nach Verhör und Urtheil vom Leben zum Tode gebracht werden könne.

Zwar war dies hinsichtlich eines Indiers auch noch keine Garantie, daß man gerecht richten werde.

Wenigstens aber waren die Richter, welche jetzt über ihn zu urtheilen hatten, nicht bei seinem Tode interessirt und dies war schon viel.

Ja es war für Donna Maria so viel, daß es ihr statt der frühern Ausgelassenheit eine gewisse Festigkeit verlieh, mit der sie bei dem Marquis, dem Manne, in dem sie jetzt ihren ärgsten Feind erblickte, eintrat.

Hoffentlich ist es, nachdem bereits früher der größern Freiheit der Damen in Südamerika gedacht worden, nicht nöthig zu wiederholen, daß dieser Besuch keineswegs sonst nichts Außerordentliches hatte, oder unschicklich genannt werden durfte.

Maria trat also bei dem Marquis ein, der sich erhob, sie zu begrüßen.

Natürlich aber fand dieser Empfang mit jener Unsicherheit und halben Unterwürfigkeit statt, welche gewöhnliche Personen an den Tag legen, wenn sie sich gegen Andere in gereizter Stimmung befinden.

„Sennora —!" sagte der Marquis, „ich weiß das Glück —!"

Donna Maria erwiderte indessen seine Verbeugungen gar nicht und unterbrach ihn kurz.

„Glück — von Glück ist hier nicht die Rede, Sennor! ich komme aus einem andern Grunde!"

„Ei — Ei!"

„Ich bin Euch eine kurze Erklärung schuldig, Don Rovierez, und deshalb hier!"

„Ah — darf ich bitten — doch nicht in Gegenwart der Neger?"

„Allerdings in Gegenwart der Neger!"

„Aber Donna —!"

„Allerdings, Sennor, wie ich sage, da es stets gut ist, in der Nähe gewisser Leute einen Hinterhalt zu haben!"

„Ach ja!" murmelte der Marquis, „es scheint hier Gebrauch zu sein!"

Dabei richtete er aber einen zornigen Blick auf die Marquise und ihre Begleiter, und fügte laut hinzu:

„Nun meinetwegen, mir kann es nicht schaden!"

„Das wird sich zeigen, Sennor!"

„Sennora bitte ich, Platz zu nehmen!"

„Ich danke!"

„Ganz nach Belieben!"

„Don Rovierez, als ich Euch erlaubte, mich zu besuchen und zwar zu später Abendzeit zu besuchen, hielt ich Euch für einen Mann, der gerne Mädchenherzen erobert!"

„Viel Ehre für mich!"

„Ich hielt Euch ferner für einen Herrn, der im Stande ist, sich seiner Eroberungen zu rühmen!"

„Sehr schmeichelhaft, Sennora!"

„Und ich nahm mir vor, Eurer zu spotten, indem ich damit begann, Euch zwei Stunden antichambriren zu lassen!"

„Ah — Donna Maria!"

„Geduld, Sennor — das geschah, damit ihr begreifen solltet, wie ich keineswegs in Euren mächtigen Backenbart oder Eure weißen Hände verliebt wäre!"

„Ich danke!"

„Außerdem aber hielt ich Euch doch immer noch, wenn auch für einen eingebildeten, für einen Mann!"

„Ah — wie gütig!"

„Ich wollte indessen sehen, ob Ihr es wäret, und zeigte Euch einen Rival, der damals so wenig als Euer Rival gelten konnte, wie Ihr je mein Geliebter gewesen seid, indem ich hoffte, Ihr würdet Euch als Ehrenmann ihm gegenüber stellen!"

„Ich mich einem Indianer stellen? ich, ein Marquis und Beamter der Regierung!"

„Oh, Ihr habt Euch ihm sogar nicht als solcher gegenübergestellt, sondern als ein feiger Wicht!"

„Donna —!"

„Ich sage, als ein niederträchtiger Feigling, als ein verrätherischer Schurke!"

„Sennora, Ihr seid gekommen, mich zu beleidigen, nehmt Euch in Acht!"

„Oh, ich thue es und noch einen Schritt, so sollen jene schwarzen Bildsäulen — Ihr versteht mich!"

„Ah, verdammt!"

„Was aber die Beleidigung anbetrifft, so bin ich nicht im Stande, Euch zu beleidigen!"

„Richtig — es ist wahr — denn eine Dame —!"

„Aber ich bin fähig, Euch zu verachten!"

„Fast sollte ich mich dadurch geehrt fühlen!"

„So sehr zu verachten, daß ich aufgebe, mich und Eure Opfer zu rächen!"

Donna Maria wendete sich bei diesen Worten ab und schritt zwischen ihren beiden Begleitern, welche folgten, zur Thür hinaus.

Der Marquis, welcher trotz seines gezwungenen Spottes und der Gleichgültigkeit, die er heuchelte, wie ein armer Sünder da gestanden, richtete sich auf.

„Aber ich nicht!" knirschte er, „ich werde es nicht aufgeben, mich zu rächen!"

Er warf sich wüthend auf einen Sessel.

Kaum eine halbe Stunde später, ließ sich die Marquise Isabella Valeria melden.

Rovierez, der bei Ankündigung des ersten Besuches bereits erregt worden, so daß man hätte sagen können, er erschrak, bekam jetzt wirklich einen heftigen Schreck.

Doch der Hofmann war auch in seiner Aufregung noch schlau genug zu begreifen, wie eine ganz besondere Ursache die Dame zu ihm führen müsse.

Obwohl er auch eben der Donna Isabella nicht sehr zugethan war, so dachte er doch —:

„Wer weiß!"

Deshalb beeilte sich der Marquis, die Dame zu empfangen.

Donna Isabella Valeria, welche so ziemlich in demselben Aufzuge erschien, wie ihre Tochter, nur daß deren schwarze Ehrenwache fehlte, erschien ebenfalls wie eine Zürnende.

Doch erwiderte sie das Compliment des Oberrichters und stützte sich auf dessen Hand, als sie die Stufen vor dem Hause desselben hinanstieg.

Obwohl der Marquis vielleicht nicht geneigt war, die Dame zu unterwürfig zu empfangen, imponirte ihm doch ihre majestätische Haltung und die drohenden Wolken, welche auf Ihrer Stirn lagerten.

„Exellenza erzeigen mir die Ehre!" stammelte er.

„Ich habe mit Euch zu sprechen, Don Roviérez!" erwiderte die Marquise.

Ohne genöthigt zu werden, nahm die würdige Frau sodann im Zimmer Platz und dem plötzlich sehr geschmeidigen Marquis blieb kaum so viel Zeit, hinlänglich für die Bequemlichkeit des Besuches zu sorgen.

Was in diesem Momente Alles durch den Kopf des Oberrichters schoß, mag Gott wissen.

Aber der Gedanke lag ihm gewiß sehr nahe, daß er die Frau, welche ihn erst vor kurzer Zeit so erniedrigt hatte, jetzt in seiner Gewalt habe.

Roviérez irrte sich.

Die Marquise musterte einige Augenblicke das Zimmer und alles was sich in demselben befand.

Dann wendete sie sich zu dem Oberrichter und sagte:

„Ihr hattet eben Besuch, Don Roviérez!"

„Allerdings, Exellenza, und zwar einen Besuch, auf den ich nimmer gerechnet hätte!"

„Was wollte Donna Maria hier?"

„Ah, Exellenza!"

„Sennora Donna Maria ist meine Tochter!"

„Ah, eben deshalb, Exellenza —!"

„Ja, Sennor, eben deshalb frage ich!"

„Exellenza, ich möchte eben deshalb bitten, auf diese Frage nicht antworten zu dürfen!"

„Das hört sich sonderbar an!"

„Exellenza bitte ich unterthänigst!"

„Ihr habt mich bereits versichert, Don Rovierez, daß Donna Maria —!"

„Und ich versichere Exellenza noch —!"

„Ihr erinnert Euch ferner, daß ich Euch in Folge dessen eine Eröffnung gemacht!"

„Exellenza waren so gnädig!"

„Nun denn, was wollte das Mädchen hier?"

„Mich beleidigen, Exellenza!"

„Ah — Pah!"

Die Marquise warf einen fragenden Blick auf den sich verbeugenden Oberrichter.

Don Rovierez befand sich in einer mißlichen Lage.

Nach einem kurzen Besinnen aber theilte er endlich der Dame mit, was wir bereits wissen.

Die Marquise schien immer noch nicht recht überzeugt, denn sie sagte nachdenklich:

„Marquis, wenn Ihr mich hintergingt — doch ich glaube Euch, das Mädchen ist ungezogen!"

„Ich hätte dies nicht zu sagen gewagt, Exellenza!"

„Doch gleichviel, die Tollheiten desselben sind mir nützlich!"

Der Marquis verbeugte sich.

Donna Isabella Valeria wendete hiernach langsam ihr Haupt zu dem Manne, und sagte gedehnt:

„Bis zu welcher Zeit denkt Ihr die Uebernahme des Gouvernements hinauszuschieben?"

„Ah, Exellenza —!"

„Nun, ich möchte es wissen!"

„Exellenza, ich weiß nicht!"

„Gut, so weiß ich es; vorher jedoch sind noch einige Kleinigkeiten zwischen uns in Ordnung zu bringen, setzt Euch zu mir!"

Roviereż gehorchte und Beide sprachen von nun ab mehrere Stunden, bald leise, bald heftiger.

Ihr Gespräch aber mußte sie so sehr in Anspruch nehmen, daß sie fast Alles um sich her vergaßen.

Aber gewiß führte es zu einer bestimmten Einigung.

Denn als dasselbe nach geraumer Zeit beendet worden und die Marquise sich erhob, strahlte ihr Gesicht, als feiere sie einen Triumph.

Verschieden hiervon, zeugten die Züge des Marquis nur von tiefem Nachdenken, aber dasselbe schien eine Art von Genugthuung oder Zufriedenheit in sich zu tragen.

Deutlicher aber, wie der stumme Ausdruck ihrer Gesichter, sprachen die kurzen Worte, welche die Verbündeten in dem Momente vor sich hin murmelten, als sie sich trennten:

„Schlimmstenfalls!" dachte die Marquise, „werde ich ihn der That anklagen!"

Und sie verbeugte sich tief vor dem Oberrichter.

„Kugel, Dolch oder Gift!" murmelte dieser, „mir Alles Recht, wenn ich nur nicht mich dabei betheiligen darf!"

Er verneigte sich fast bis zur Erde vor der Dame.

„Vorwärts!" befahl diese den Trägern der Sänfte.

Die Neger gehorchten.

Während dieser Vorgänge war auch der Vormittag so ziemlich verstrichen.

Wie an jedem anderen Tage, folgte ihm die Mittagszeit mit der Stille, welche ihr besonders eigen ist.

Auch der Nachmittag verstrich und die durch ihn erfolgende Widerbelebung der Straßen Barcelona's zeigte durchaus nicht, daß abermals ein wichtiges Ereigniß vor sich gehen solle.

Auch die Nacht verging mit den ihr eigenthümlichen Tönen, den zitternden Tritten der Wachen und ihrem monotonen Anrufe, welche die Nacht noch schauerlicher macht, als wenn Todtenstille herrscht, obgleich sie lebende Wesen verrathen.

Erst der Morgen sollte der Stadt verkünden, was die Marquise und der Marquis beschlossen hatten.

„Der Goubernador ist todt!" hieß es auf den Straßen.

„Exellenza, der Goubernador ist in der Nacht verstorben!“ schrie die hereinstürzende Mulattin der Marquise zu.

„Exellenza, der Goubernador soll in der Nacht verstorben sein!“ sagte Josepho zu dem Oberrichter.

„Wie — unmöglich! rief dieser.

„Man sagt es!“

„Ah, das wäre ein Unglück!“

Der Soldat lächelte, wie Jemand, der zweifelt.

„Sollte sich dies Unglück bestätigen, Sennor, so dürfen wohl meine Dienste zu Ende sein!“

„Oh, nein, Josepho, keineswegs, keineswegs!“

Der Marquis kleidete sich schnell an und eilte in die Citadelle.

31.

Leben und Tod.

Alles was plötzlich, kommt überrascht; Alles, was unerwartet kommt, erschreckt, mag es nun in das Reich des Guten oder Bösen gehören.

Nueva Barcelona war ebenfalls erschrocken, als es den Tod des Gouverneurs erfuhr.

Man könnte wohl nicht dasselbe sagen von der Donna Isabella Valeria und dem Marquis.

Aber Donna Maria?“

Ja, mit der Tochter hatte es anders sein müssen, und es war auch Anders.

Für den Gang des Romans würde es ganz ersprießlich gewesen sein, das Komplott zwischen der Marquise und dem Marquis noch näher auszumalen.

Es würde auch ganz hübsch sein, eine Vergiftungsscene vom Anfang bis zum Ende genau zu beschreiben.

Aber — wem sollte die schauerliche That eigentlich aufgebürdet werden?

Die Marquise Isabella Valeria ist schon so verabscheuungswürdig genug, sie kann es nicht mehr werden dadurch, daß man sie der That, welche sie bereits verdächtig ist, unumwunden für schuldig erklärt.

Und der Marquis — ach, von ihm dürfte man sich deren ebenfalls schon versehen.

Aber Beide, so viele Gründe auch dafür vorhanden sein mögen, bleiben der That eben nur verdächtig.

Unentschieden ist es jedoch, wer die That vollführte und schon oft war derjenige nicht der Thäter, welcher ein Projekt entwarf.

Der Leser muß sich also nach der Kenntniß der Charaktere selbst ein Urtheil bilden, im Uebrigen aber mit dem vorlieb nehmen, was die Geschichte anzuführen und auszumalen erlaubt.

Wie alle schwachen und simplen Charaktere, war der Gouverneur durch das Bewußtsein unter der Hand eines heimtückischen, verborgenen Feindes sich zu befinden, fast vernichtet.

Ihn aufzurichten, war auch die Ruhe der Marquise nicht im Stande, ja, ihre Art die Sache zu behandeln, trug vielmehr dazu bei, den armen Mann nur noch mehr zu ängstigen.

Denn wenn er nicht überzeugt davon war, so sagte es ihm doch eine Art von Instinkt, daß das Interesse seiner Gemahlin von dem seinigen verschieden sei.

Und nirgend, nirgend sah der Gouverneur, der gefürchtete Mann, der Mann, welcher das Land mit eisernen Ruthen peitschte, wie der Padre sagte, Jemand, auf den er sich hätte stützen können.

Der Generallieutenant Monteverde verachtete ihn.

Der Oberstlieutenant Centifuego haßte ihn.

Der Profeß des Jesuiten-Collegiums hatte ihn verhöhnt.

Und alle Uebrigen waren Menschen, die abhängig gewesen wären, wenn nicht schon durch ihren Stand, doch durch ihre Gesinnung.

Alvierez rang vergeblich nach Fassung, und verbarg sich deshalb, um nur Niemand zu sehen, weil ihm schon jedes Menschenantlitz Furcht einflößte.

Hierzu, zu diesen Seelenleiden und Beängstigungen traten an

dem Nachmittage des Tages, von dem im vorigen Abschnitte die Rede gewesen, auch noch Körperleiden.

Der Gouverneur sollte zunächst einsehen, daß selten ein Unglück allein kommt.

Die Cholera hieß damals noch nicht Cholera.

Auch soll dieselbe sich erst ein halbes Säkulum später in Amerika eingebürgert haben, wie wenigstens gelehrte Doctoren behaupten.

Dennoch aber gab es bereits unter dem Aequator Krankheiten, die jener Seuche glichen, wie ein Ei dem andern.

Der Gouverneur glaubte nicht anders, als daß er einer Seuche zum Opfer fallen werde.

Diese Meinung war dem guten Manne keineswegs zu verargen, denn Leute, wie er, betrachten nächst den Gemüthserschütterungen körperliche Schmerzen als das größte Unglück, weil sie dadurch auf ihre Winzigkeit, auf ihr ephemeres, unbestimmtes, unsicheres Dasein hingewiesen werden.

Unter solcherlei Gestalt aber doppelt gemartert, verlangte ihm nach einem Wesen, zu dem er Zutrauen fassen konnte.

Er sandte zu Donna Maria.

Maria, die, glücklicher im Ringen nach Fassung, bereits wieder soweit Herr ihrer selbst geworden, daß sie, wie wir gesehen, Entschlüsse fassen und ausführen konnte, kam auf den an sie ergehenden Ruf.

Ob sie glaubte, von dem Vater wegen ihrer Tollheiten gescholten zu werden, mag dahin gestellt werden; daß dem nicht so sei, erkannte das Mädchen, als sie den Gouverneur leidend sah.

„Excellenza sind krank?“ rief sie mit wirklichem Erstaunen.

„Leider ja, meine Tochter!“ entgegnete der Vater, „setze Dich zu mir!“

Marie that es.

„Es sind in den letzten Tagen sonderbare Dinge vorgefallen!“ stöhnte jener weiter, „und ich glaube einen Theil meines Unwohlseins verschulden jene Ereignisse!“

„Verzeihung, Excellenza —!“

„Still, still, mein Kind, nicht was Du gethan, gehört dazu, mir

erscheint jetzt überdem Manches anders denn früher. — Sancta Madre, wie ist mir sonderbar zu Muthe!"

„Soll ich Exellenza etwas reichen?"

„Nein, nein — es kommt und geht, mir ist besser; ja, sieh Marie, es giebt nur Undank auf der Welt!"

„Wie, Exellenza —?"

„Ich sage, die Wohlthaten, welche man Anderen erzeigt, werden nur schlecht vergolten, und sollte man sich auch selbst für sie opfern!"

„Exellenza verstehe ich nicht!"

„Ich glaube es wohl, meine Tochter, aber die Marquise, ach die Marquise!"

„Exellenza meinen meine Mutter?"

„Allerdings — und dieser Don Rovierez!"

„Dieser Don Rovierez —?"

„Ja, ja, dieser Oberrichter, ich traue ihnen nicht!"

„Oh, was den Letztern betrifft!"

„Nun?"

„Das ist ein gemeiner Schurke — kein Spanier!"

„Ah, Du weißt?"

„Ich bin so sehr davon überzeugt, daß ich es ihm heute noch gesagt!"

„Wie, Du hättest —?"

„Ganz gewiß!"

„Und ich dachte, ich glaubte — er schien Dir zu gefallen — Kind!"

„Oh, mein Vater, nie!"

„Doch alle diese Sachen — Maria, ich glaube, Du bist zu weit gegangen?"

„Worin, Exellenza?"

„Diese Flucht, war sie nicht zwischen Euch verabredet?"

„Zwischen dem Marquis und mir?"

„Ich meinte so!"

„Pfui, Exellenza, mit dem — mit dem Mörder unschuldiger Leute, ich in Verbindung treten?"

„Ah — Mörder unschuldiger Leute — Mein Gott, welches Drücken empfinde ich auf der Brust und im Magen!"

„Soll ich Hülfe schaffen, den Arzt rufen lassen?"

„Nein, nein — laß nur, es ist vorüber, aber unschuldig mögen jene Leute doch wohl nicht gewesen sein?"

„Oh, davon bin ich überzeugt, daß sie es waren, Exellenza!"

„Sie sind aber in aller Form verurtheilt!"

„Oh, was dies anbelangt, gebt dem Sennor die Macht, Exellenza, und er wird uns Alle verurtheilen!"

Der Gouverneur stöhnte.

„Kehren Eure Schmerzen zurück?"

„Ach nein, nein, Du erinnerst mich nur an das, was ich sagen wollte!"

„Das wäre!"

„Ach, Du bist so leichtsinnig, so harmlos, Du verstehst es doch wohl nicht!"

„Oh Exellenza, ich bin seit einigen Tagen nicht mehr so leichtsinnig!"

„Nicht, nicht —?"

„Nein gewiß nicht, und werde es muthmaßlich auch nie wieder werden!"

„Das ist hübsch. — Nun sieh, dieser Rovierez ist zu meinem Nachfolger ernannt.

„Bereits jetzt?"

„Oh noch mehr, er kann es sogar sein, wenn er will, das heißt, mich meines Amtes und Gouvernements entheben!"

„Wie — unmöglich!"

„Doch — doch möglich — meine Brust, meine Brust, hier brennt ein Feuer!"

„Beruhigt Euch, Exellenza, Ihr fiebert und sprecht auch wohl im Fieber!"

„Oh nein, nein, es ist nur zu wahr und dann die Marquise, Deine Mutter!"

„Was ist's mit meiner Mutter?"

„Ich glaube, sie verräth mich!"

„Exellenza —!"

„Oh wundere Dich nicht, sie hat mich nie geliebt, sie liebt auch Dich nicht!"

„Hm —! Das möchte ich eben nicht zu sehr bestreiten!"

„Ach, ich weiß es nur zu gut!"

„Ich muß Exellenza glauben!"

„Glaube mir und denke daran, wenn ich nicht mehr sein werde!"

„Wie, Exellenza —?"

„Ach ich fühle so etwas besonderes, — ich weiß es nicht zu nennen, — so war mir nie!"

Der Gouverneur ließ die Hände schlaff auf die Decke sinken und drehete den Kopf um nach den letzten Worten.

Maria blickte einige Zeit nachdenklich zu Boden.

Aber die junge Spanierin vermochte weniger ein Problem durch Anwendung ihres Verstandes zu lösen, als eine Sache durch ihr natürliches Gefühl zu empfinden.

Wie aber das Gefühl sich immer nur mit dem am nächsten Liegenden abgiebt, war es auch der kranke Vater, der eine Hauptrolle in ihrer Empfindung spielte.

Daß derselbe aber krank war, daran durfte Maria nicht mehr zweifeln, denn wenn er auch seinen Zustand übertrieben hätte, sein Zustand verrieth sich selbst.

Donna Maria winkte einen der Diener, welche sich auf den Zehen stehend an der Thüre aufhielten und trat ihm selbst einige Schritte näher.

Der Gouverneur wendete den Kopf.

„Du gehst, Maria?" sprach er ängstlich.

„Nein Exellenza!"

Zu dem Diener sagte das Mädchen:

„Ruft meine Cousine!"

„Aber wozu?" meinte der Gouverneur.

„Ihr seid wirklich krank, Exellenza, und dürft nicht ohne Hülfe bleiben?"

„Ah krank bin ich, das ist wahr, aber sollte es denn schon so schwer sein!"

„Ich wünsche es nicht!"

„Oh nein, ich glaube es auch nicht!"

„Soll ich die Marquise benachrichtigen?"

„Nein, nein, durchaus nicht!"

Die nicht sehr entfernte Cousine kam jetzt eilig herbei und näherte sich leise dem Bette.

Maria trat ihr ebenso leise näher.

„Stille, sagte das Mädchen, Cousine, der Vater ist krank!"

„Mein Gott, doch nicht gefährlich?"

„Ich glaube es!"

Die beiden Mädchen traten wieder zu dem Lager.

„Exellenza sind unwohl?" sagte die Cousine.

„Ja, Nichte, wie Du siehst!"

„Soll man einen Arzt holen?"

„Nein, nein, Wasser, gebt mir Wasser!"

Die beiden Mädchen gingen zu dem Tische.

Unterwegs aber gab Maria der Cousine einen Wink, trotz dem Verbote des Vaters den Arzt zu holen und brachte dem Vater Wasser.

Der Gouverneur trank.

So wie er aber das Wasser zu sich genommen, um nicht seinen Durst, sondern einen Brand in seinem Innern zu löschen, zuckte er krampfhaft zusammen, griff mit den Händen um sich und schrie: „Hülfe, Hülfe!"

Die Diener, schwarze wie weiße, eilten von der Thür herbei, blieben aber auf dem halben Wege stehen, als Maria ihnen einen Wink gab.

Nach einiger Zeit kehrte Elwire zurück.

Maria fragte mit den Blicken, aber jene machte eine verneinende Bewegung und flüsterte einige Worte.

Der Arzt der Citadelle war nicht daheim, man hatte müssen in die Stadt senden.

Obwohl die beiden jungen Damen leise sprachen, hatte der Gouverneur doch gehört, was man ihm verheimlichen wollte.

„Wie — Ihr habt doch?" rief er unwillig, „Ah, mein Gott, mein Gott, heilige Mutter —!"

Ein neuer Anfall ließ ihn verstummen.

Es ist eine eigenthümliche Sache mit den Krankheiten großer oder hochgestellter Personen und sie sollten auch das leichteste Unwohlsein nicht gering achten.

Sie sollten sich ferner auch nicht jedem anvertrauen, was die Behandlung und Wartung während der Krankheit betrifft, weil ihre Aerzte und Wärter eben so gut Interesse an ihrem Tode wie an ihrem Leben haben können.

Verheimlichung der Krankheit ist aber unter allen Umständen das Schlimmste, und dennoch suchen so viele hochgestellte Personen ihre Krankheiten zu verbergen.

Weshalb geschieht dies?

Es ist freilich sehr unangenehm zugeben zu müssen, daß man krank, daß man schwach, daß man unfähig sei, den Anforderungen, welche andere zu machen haben, oder welche man selbst an sich macht, nicht genügen zu können.

Es ist solches Bekenntniß gleichsam ein Zugeständniß, daß man momentan von der Höhe auf die Fähigkeiten oder Glück Jemand gebracht haben, herabsteige.

Und daher kommt jener Widerwille, eine körperliche Schwäche einzuräumen, welcher aber, wenn man ihm nachgiebt, eine geistige Schwachheit andeutet.

Bei dem Gouverneur war es also ganz in Ordnung, daß er ärztliche Hülfe zurückwies und solches noch that, als er kaum noch dazu im Stande war.

Hätte er gewußt, daß dieselbe noch obenein aus der Stadt herbeigerufen worden, dürfte er sich leicht noch ärger darüber erzürnt haben.

Nach einer Viertelstunde aber erschien bereits der erste Arzt.

Dieser Jünger Aesculaps war augenscheinlich ein Kreole, seine Gesichtsbildung und sein Benehmen ließen solches auf den ersten Blick erkennen, so wie er in das Zimmer trat.

Mit der, den Leuten seines Standes eigenen sichern Vorsicht, einer Vorsicht, die nur durch den steten Umgang mit Leidenden, deren Zustand kein Geräusch ertragen kann, mit dem Tode, dessen feierlicher stiller Ernst auch dem Leben Stille gebietet, erlernt wird, trat er näher.

Auch als nach einem stummen Gruße der Damen sein Auge den Gouvernador erkannte, den er haßte, wie ihn alle Kreolen haßten, blieb sein Gesicht kalt und gleichgültig.

Noch war es nur der Arzt, welcher eingetreten, der Mann der Wissenschaft, welcher nicht den Kranken sah, sondern nur dessen Krankheit sehen wollte.

Dies änderte sich aber, als er den ersteren zur Erkennung der letzteren näher betrachtete.

In demselben Momente erglüheten seine Augen und sein Mund verzog sich.

Dann warf er einen schnellen Blick auf die beiden Damen und von diesen fiel jener auf das, auf einem kleinen Tische stehende Glas, welches noch halb mit dem Wasser gefüllt war, wovon der Gouverneur getrunken.

Die creolische Leidenschaftlichkeit hatte ihren Tribut bekommen, nach dem Blicke auf das Glas ward der Arzt wieder ruhiger.

Er ließ sich den Puls des Kranken und dessen Zunge zeigen, ohne ein Zeichen des Befundes Beider zu geben.

Dann blickte er abermals auf das Glas.

Dieses war an einer Seite streifenweise mit einem Schmutze versehen, wie er entsteht, wenn Wasser in Gläsern verdirbt.

Auf dem Wasser selbst hatte sich zusammenhängend mit jenen Streifen ein Kreis gebildet, der zwar nicht ganz wie Fett, aber doch wie eine unreine fettige Masse erschien, von der einzelne Theilchen langsam zu Boden sanken.

Nachdem der Arzt nochmals diesen Inhalt des Glases betrachtete, wendete er sich an die Damen:

„Hat Exellanza aus diesem Glase getrunken?" fragte er.

„Ja, Sennor!" antwortete Maria.

„Wann?"

„Vor einer halben Stunde!"

„Wer reichte dasselbe?"

„Ich, Sennor!"

„Ach — und woher ward es genommen, Sennora?"

„Dort aus jener Karaffe!"

Der Arzt schritt nach dem Tische, auf welchem dieselbe stand und prüfte ihren Inhalt.

Dann trat er wieder an das Bette und schien nachzudenken.

In diesem Momente trat einer der Diener näher und flüsterte:

„Der Padre Eusebio!"

Maria gab einen Wink und der Padre trat ein.

Der Arzt hob den Kopf.

Auch der Padre schritt leise vor und sein Schritt konnte ebenfalls nur durch die Bekanntschaft mit den Leiden der Sterbenden entstanden sein.

Ob er aber gewöhnt war, denselben als Tröster oder als Arzt zu nahen, hätte unentschieden bleiben müssen.

Vielleicht war Beides der Fall.

Als der Padre näher gekommen, zeigte der Arzt mit den Augen auf das Glas.

Der Padre folgte diesem Wink und stutzte.

„Ist bereits etwas verordnet?" murmelte er.

„Nein, ich nahm Anstand und glaube —!"

„Ah, doch es muß sein!"

„Wollt Ihr die Kur übernehmen, mein Padre?"

„Wenigstens so lange, bis andere Hülfe kommt!"

Der Kreole nahm seinen Hut, machte eine Verbeugung gegen die Anwesenden und entfernte sich eilig.

Maria sagte ihm irgend etwas Verbindliches und begleitete ihn bis zur Thüre.

Der Padre setzte sich neben den Kranken.

Aber er prüfte nicht wie der Arzt dessen Zustand, oder fragte nicht wie jener.

Er warf nur einen scharfen, halb scheuen aber mehr durchdringenden Blick auf die im Zimmer befindlichen Personen und die Ausstattung des Ersteren.

Dann verordnete er einige Sachen und wartete bis dieselben herbeigeholt wurden, um die ersten Gaben zu übernehmen.

Der Gouverneur, welcher während dieser Zeit fortwährend mit seinen zunehmenden Schmerzen gekämpft hatte, bekam Linderung nach denselben und auch der Mönch entfernte sich.

Nachdem dies geschehen, verfiel der Patient bald in einen tiefen Schlaf.

Maria, so wie die Cousine, welche einen Moment beunruhigt

waren durch das Benehmen der Aerzte, beruhigten sich hierdurch wieder.

Unterdessen brach auch allgemach der Abend herein und wie immer folgte auf ihn die Nacht.

Maria, die das Lager des Vaters, der noch immer schlief, nicht verlassen wollte, schickte die Cousine fort und blieb allein bei demselben.

Gegen Morgen jedoch entschlief auch sie.

Das wilde Mädchen, welches heute vielleicht zum ersten Male Kindesgefühle empfunden hatte und ihnen folgte, war nicht an Nachtwachen dieser Art gewöhnt.

Ihr Erwachen aber war desto trauriger.

Denn während sie schlummerte, war der Vater für immer entschlummert.

Maria schrie laut auf.

Die Verwirrung, welche diesem Laute erst im Krankenzimmer, dann im Gebäude und in der ganzen Citadelle folgte, war unbeschreiblich.

Wir wissen bereits, daß dieselbe sich auch der Stadt mittheilte.

Ebenso, welchen Eindruck die Nachricht auf den Oberrichter machte.

Wenig anders gebehrdete sich die Marquise, als sie auf die erwähnte Weise das Ereigniß erfuhr.

Sie wollte erst nicht daran glauben, glaubte endlich und heuchelte Schreck und Schmerz, um sich dann nach der Citadelle zu begeben.

Ehe sie und Don Rovierez daselbst anlangten, hatten sich bereits die Officiere und einige Räthe im Krankenzimmer eingefunden.

Bei der Ankunft der beiden Personen traten alle Andern bescheiden zurück.

Maria kniete weinend neben dem Bette des Vaters.

„Mein Gott!“ jammerte die Marquise und rang die Hände.

„Welch unglückliches Ereigniß!“ seufzte der Oberrichter.

Erst jetzt kam auch der spanische Arzt der Citadelle herbei.

Mit der den Trauernden und Leidtragenden schuldigen Achtung drängte er sich zu der Leiche.

Er betrachtete dieselbe, so weit es die Schicklichkeit erlaubte, lange und scharf.

Dann wendete er sich zu den Versammelten und sprach die schauerlichen Worte:

„Exellenza sind vergiftet worden!"

„Vergiftet!" rief die Marquise mit gellender Stimme.

„Vergiftet!" rief auch der Marquis.

„Vergiftet?" murmelten die andern Personen, und blickten scheu umher.

Maria aber erhob den Kopf langsam, und ließ ihren Blick fragend von der Marquise zu Don Rovierez gleiten.

Ihr Gesicht war bleicher wie Marmor.

Aber unter der Wucht des grausigen Ereignisses gleichsam Geistesgegenwart heuchelnd, ermannte sich zuerst der Oberrichter und befahl die Diener des Hauses festzunehmen.

Es geschah.

Dann ließ er mit hastiger Eile die nöthigen Verhandlungen aufnehmen, entfernte die zur Ungebühr Anwesenden aus dem Zimmer, bestellte eine Wache, und verordnete sofort den Zusammentritt des Gerichtes.

Alles geschah, wie er befahl.

Als es aber geschehen, und er vor allen Nobilitäten des Gouvernements vorläufig die Geschäfte des Gouverneurs übernommen, machte er sich daran, die Diener zu inquiriren.

Alle sagten aus, daß in den letzten sechzehn Stunden Donna Maria und theils Elwire bei dem Vater gewesen, und ihn bedient hätten.

Auch die Aerzte und die herbeigerufene Elwire bestätigten dies.

Man wollte Donna Maria holen lassen.

Maria war verschwunden.

In Nueva Barcelona verbreitete sich das Gerücht, daß der Gouverneur von seiner Tochter vergiftet worden.

Dasselbe berichtete der Oberrichter an das General-Capitainat.

32.

Was weiter geschah.

Die Gerüchte, welche in Nueva Barcelona Donna Maria der Vergiftung ihres Vaters beschuldigten, so wie der Bericht des Marquis, welcher dieselbe behauptete, fanden in dem Benehmen der jungen Dame, so wie in dem Charakter derselben nur zu gute Unterstützung.

Donna Maria aber mochte wohl ahnen, welcher Verdacht auf sie fallen werde, weshalb sie sich entfernte.

Aber eben diese Entfernung, ihr Verschwinden machte ihr Verbrechen unzweifelhaft, und nur sehr Wenige behaupteten ihre Unschuld.

Im Grunde genommen aber machte das ganze Ereigniß nach der ersten Wirkung auf die Bewohner keinen bedeutenden Eindruck.

Die Folgen desselben waren wichtiger für sie.

Diese aber bestanden darin, daß der Marquis Oberrichter Gouverneur wurde.

Daß derselbe, statt das Land nur mit eisernen Ruthen zu peitschen, wie sein Vorgänger, es mit eben solchen Besen kehrte.

Und endlich, daß er nach Ablauf eines Jahres Donna Isabella Valeria zum Altare führte.

So weit wäre alles gut gewesen.

Jedoch der erste Schmerz, den der neue Gouverneur zu ertragen hatte, bestand darin, daß er von Monteverde, der gethan, was die Regierung Spaniens von ihm verlangte, aber nicht that, was Don Rovierez wünschte, die Abberufung des Commandanten Centifuego nicht erlangen konnte.

Im Gegentheile, der Oberstlieutenant ward Oberst, und bei einer neuen Streitigkeit zwischen diesem und dem Gouverneur erhielt letzterer die Anweisung:

Sich um die Verhältnisse und Vorkommnisse unter den Truppen der Garnison nicht zu kümmern.

Eine ähnliche Rüge traf sein Benehmen gegen einen Priester.

Der jetzt seiner Meinung nach allmächtige Gouverneur sah ein, daß er ehedem unter dem Vorgänger als Oberrichter fast mächtiger gewesen.

Ueberhaupt dauerte die Zeit, in der er mit Ruhe den Scepter führen konnte nur wenige, ja eigentlich keine Jahre, sondern nur ein Jahr.

Denn schon nach Ablauf eines solchen erhielt er ein schreckliches Zeichen von dem Leben der Donna Maria.

Denn Donna Maria, welche nicht rächen wollte, was er ihr zugefügt, hatte vermuthlich ihren Entschluß geändert, seit sie ahnte, daß er der Mörder ihres Vaters war, oder doch an dem Morde Theil genommen.

Durch die Verbindung des Marquis mit der Marquise ward es ihr zur Gewißheit, wer die Schuldigen waren.

Deshalb bereitete sie ihnen an ihrem Hochzeitstage eine Ueberraschung.

Es war lange nicht bekannt geworden, wohin das Mädchen sich gewendet haben könne.

Vermuthlich aber ging sie zuerst zu den Jesuiten.

Von diesen aber in die Steppe; denn ein Gerücht ließ in derselben Reiterhaufen von einer Amazone geführt umherschwärmen.

Doch Niemand dachte anfänglich an Donna Maria und jene Haufen hatten bisher noch nicht die Städte beunruhigt.

Als aber das Schloß zur Vermählungsfeier des hohen Paares festlich erleuchtet war, erschien plötzlich in den Straßen von Nueva Barcelona ein Schwarm von mehreren hundert Reitern.

Diese Reiter umzingelten die Stadt und die Festung.

Ein Theil derselben, ihm voran ein Jüngling, der noch nicht dem Knabenalter entwachsen schien, brach in das Fort und stürmte durch die Gänge desselben bis in den Hochzeitssaal.

Wie die Gaffer auf der Straße erschreckt davon rannten, so flohen auch die Gäste.

Die wilden Reiter fanden den Saal verlassen und da sie sich ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht mit Nachsuchungen aufhalten konnten, so entfernten sie sich wieder, nachdem sie versucht das Schloß anzuzünden.

Zwar wurde das Feuer schnell gelöscht.

Zwar hatte der Besuch keine andere Wirkung, als einen gewaltigen Schreck erzeugt zu haben.

Aber man wußte bald allgemein, wem er eigentlich gegolten und

von jenem Tage ab riefen verschiedene Stimmen auf der Straße dem Gouverneur nach:

„Exellanza, Donna Maria läßt grüßen!"

Seit dieser Zeit aber verging kein Monat, wo die sich wie die Heuschrecken vermehrenden Llaneros sich nicht vor oder bei Barcelona zeigten, bis sie endlich im Jahre 1810 mit Unterstützung der Bewohner die Festung eroberten und den Gouverneur davon jagten.

Donna Maria war die Führerin der Tausende, zu welchen sich jetzt die Steppensöhne, die nicht alle braune Haut zeigten, vermehrt hatten.

Auch diesmal noch entging der Oberrichter ihrer Rache.

Ja nach den Siegen Monteverde's kehrte er sogar auf kurze Zeit nach Barcelona zurück und zwar bis zu der Zeit, wo endlich die Rebellen begannen einmüthig zu handeln.

Doch so weit ist unsere Erzählung noch nicht vorgeschritten.

Wie Monteverde ein tüchtiger Mann und General war, war er jedoch auch einer jener Leute, die Grausamkeit und unnachsichtliche Strenge für diejenigen Mittel hielten, durch welche die gegenwärtigen Bewegungen unterdrückt werden könnten.

Wie Don Rovierez feige war, wenn er sich schwach fühlte wie ein Weib, war er ein Tyrann, sobald er die Macht hatte.

Von einer bedeutenden Truppenmacht begleitet, war er zurückgekehrt, und die spanischen Reiter durchschwärmten die Gegend, während er in Barcelona lustig darauf los verurtheilte und henkerte.

Eine Patrouille fand den ohnmächtigen José, der, wie wir wissen, dem Verschmachten nahe, auf dem Wege von Cumana nach Barcelona umgesunken war.

Der Führer jener Patrouille Josepho, jetzt Offizier, ließ halten.

„Ein Llanero!" riefen mehrere Reiter „er ist todt!"

„Seht nach, ob er es ist!" befahl Josepho.

Einige Reiter saßen ab und hoben den Ohnmächtigen empor.

José, durch diese Berührung wieder zum Bewußtsein gebracht, seufzte.

„Er lebt!" rief man.

„Wasser!" stöhnte José.

Die Soldaten waren mitleidiger, wie einst seine Kerkermeister und flößten ihn einige Tropfen Wein ein.

José kam wieder zu sich und dankte.

„Wer bist Du und wie kommst Du hierher? forschte Josepho.

Paez antwortete der Wahrheit gemäß.

„Das ist wahrscheinlich!" meinte der Lieutenant „doch Du mußt mit uns!"

José war also abermals ein Gefangener, jedoch gab man ihm ein Pferd und so zog er in Barcelona, dem Orte seiner hauptsächlichsten Leiden und dem Ausgangspunkte Aller, ein.

Es war bereits Morgen, als jener Trupp dort anlangte.

Der Gouverneur, in seiner jetzigen Thätigkeit unermüdlich, war bereits wach und befand sich auf dem Hofe derselben.

Als er den Indier erblickte, zitterte sein Körper, als werde er von einem Fieber geschüttelt.

Dann jedoch faßte er sich und sein Gesicht überstrahlte ein Zug der Freude.

„Ein Rebell der Steppe!" rief er dem neben ihm stehenden Truppenkommandanten zu „thut ihn schnell ab, General!"

Aber das Unglück José's schien erschöpft zu sein, seine Leiden ihr Ende erreichen zu sollen.

Monteverde, der strenge gegen die Aufrührer war, hielt auch nicht minder strenge auf die Ausführung seiner Befehle.

Und diese lauteten gegen seine Unteranführer dahin, die Indier zu schonen und die ihnen gemachten Zusicherungen zu halten, selbst wenn sie sich derselben unwerth zeigten.

Zufällig aber war der General, der hier jetzt commandirte, derselbe Mann, welcher an diesem Orte als Oberstlieutenant dasselbe gethan, nämlich Centifuego.

„Exellenza!" antwortete der greise General kaltblütig „es ist ein Indier!"

„Freilich aber einer jener Strolche, die besondere Aufmerksamkeit verdienen?"

„Exellenza hat Recht — Tritt näher!"

José trat näher zu dem alten Krieger.

„Wer bist Du?" fragte derselbe.

„Ich heiße José Antonio Paez!"

„Ach richtig! was machtest Du an jenem Ort, wo Du gefunden wurdest?"

Der Indier, welchen wir jetzt nicht mehr jung nennen können, weil er ein Mann geworden, wiederholte die bereits dem Offizier gegebene Antwort.

„So so — ja ich entsinne mich!" sagte der General, „Exellenza dies ist ein Mann, der besondere Aufmerksamkeit verdient!"

Der Gouverneur biß sich auf die Lippen.

José würdigte ihn keines Blickes.

„Du bist frei!" fuhr er zu Paez gewendet fort, „aber nur unter einer Bedingung!"

„Mir ward die Amnestie ohne Bedingung verkündet!"

„Schon recht, aber Du bist auf einem Territorium betroffen, welches Du nicht betreten durftest!"

„Ich mußte doch einen Weg wählen, zu den Meinen zu kommen und daß es mir damit ernst war, geht daraus hervor, daß ich den nächsten wählte!"

„Alles schön; doch —!"

„Was handelt Ihr General — wozu diese Umstände!" unterbrach ihn der Gouverneur.

„Exellenza verzeiht!" sagte Centifuego lächelnd, „der Mann gehört zu denen, über welche ich zu bestimmen habe!"

Die beiden Männer warfen sich hiebei einen Blick zu, welcher deutlich sagte, daß ihre Stimmung gegen einander sich seit zehn Jahren nicht verändert habe.

Dann fuhr der General zu José fort.

„Du siehst aber ein, daß Du in meiner Gewalt bist, willst Du die Bedingung eingehen?"

„Welche Bedingung?"

„Nicht gegen die Truppen Spaniens zu kämpfen!"

„Oh wenn es nur dies ist; ich fand nie Gefallen am Kriege!"

„Gut, so versprich es!"

„Ich verspreche nicht gegen Spanien zu kämpfen!"

„So, nun geh!"

Und José ging.

Glaubt etwa Jemand, daß es José mit seinen Versprechen nicht Ernst war?

Es war ihm gewiß Ernst, denn was er sagte, war die Wahrheit, er fand keineswegs Gefallen am Kriege.

Dies wird sich übrigens noch später, nachdem er als Held, General und Sieger eine hohe Stellung einnahm, bewähren.

Zudem aber war durch seine unerwartete Befreiung die Schule der Jesuiten für ihren Zweck nicht beendet worden.

Es fehlte der Schluß und leicht könnte ihre Mühe umsonst gewesen sein, wenn nicht andere Umstände eintraten.

José also ging und ging zunächst zu den Vätern.

Diese gaben ihm ein Pferd und José flog der Hacienda zu, wo er geboren und wo er mit seinen Eltern gelebt hatte.

Je näher er aber derselben kam, je unheimlicher ward ihm zu Muthe.

Was wollte er dort?

Was sollte er dort?

Was mochte er da sehen?

Gewiß nur Zerstörung, Verwüstung und Gräuel, die ihn an frühere Gräuel nur noch lebhafter erinnerten.

Denn grausig ist es für jeden Menschen, selbst für den Barbaren und Nomaden, die Scholle seiner Geburt, die Wiege seiner Kindheit verwüstet zu sehen.

José zögerte mehrmals den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen und war öfter im Begriff eine andere zu wählen.

Oh dieser Weg erinnerte ihn ja auch an so manches Andere, was sein Herz zerreißen mußte.

Dennoch war der Zug seines Herzens, noch einmal die Stelle zu sehen, auf der seine glücklichsten Tage, die harmlose Jugendzeit dahingegangen, zu groß.

Er blieb auf dem gewählten Wege.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als er endlich dem Orte näher kam und die Hacienda unversehrt sah.

Wie wunderte er sich als die Hürden voller Pferde und Vieh waren.

José hielt unwillkürlich inne.

Hatte er geträumt, hatte ein neckischer Kobold ihm in der Nacht einen hämischen Streich gespielt.

José war fast geneigt es zu glauben.

Aber nein, es war zu vieles an ihm während der Zeit, die ihm wie ein Traum erschien, verändert, daß er nicht daran zweifeln könne, daß er gelebt habe.

Der nunmehr gebildete Mann folgerte nach dem ersten flüchtigen Gedanken, den ihm die Ueberraschung gegeben, aus der Erscheinung auf die Ursachen derselben.

Und diese waren durchaus nicht schwer aufzufinden.

José Paez und seine Angehörigen waren als Hochverräther verurtheilt.

Ihre Verurtheilung hatte warscheinlich die Confiskation ihres Besitzthums nach sich gezogen.

Das Besitzthum aber war muthmaßlich später verkauft worden.

Fremde also hauseten dort, wo seine Eltern und er einst wohnten.

José ließ sein Haupt sinken, als er sich mit dieser Ansicht vertraut zu machen suchte.

Aber solches unterdrückte nicht die Frage:

Ob es ihm nicht hätte lieber sein können, die Stelle, wo die Hacienda einst stand, wüste zu finden.

Der Indier kam indessen immer näher.

Obwohl mißmüthig und gewissermaßen durch die Erinnerungen, welche sein Gemüth bestürmten, unglücklich, beschloß er doch, bei den Besitzern wenigstens vorzusprechen.

Er ritt deshalb an das Thor, saß ab und öffnete es.

Er schritt zu Fuße, sein Pferd führend, weiter und gelangte bis zu der Hütte.

Links und rechts wieherten die Pferde und brüllte das Hornvieh ihn an, aber nicht wie früher, als grüßten sie einen Bekannten, sondern wie die Thiere es thun, um ein scheues Erstaunen an den Tag zu legen, wenn ihnen etwas Fremdartiges aufstößt.

Zu beiden Seiten sprangen auch einige Hunde heran, aber nicht mit friedlichem und freundlichem Geheul, sondern mit erzürnten Geklaffe.

Ferner blickten einige braune Gesichter auf den Angekommenen, jedoch nicht wie auf einen Bekannten, sondern wie auf einen Fremden.

Auf José machten alle diese Erscheinungen den unangenehmsten Eindruck.

Er beflügelte seinen Schritt.

Als er aber in der Nähe der Hütte angekommen, öffnete sich plötzlich die Thür derselben.

Ein heftiger Schrei erfüllte die Luft und José stand wie versteinert.

Denn vor ihm stand Donna Maria.

Aber es war nicht das Weib, welches ihm hier erschien, nicht die Geliebte, wie er sie gesehen, als die Strahlen ihrer Augen sein Herz entzündeten.

Das lange rabenschwarze Haar des Mädchens flatterte ohne Ordnung und uneingeengt um die Schultern desselben.

Mariens Wangen waren dunkel und gebräunt, wie von Jemand, der viel der Sonne und dem Wetter ausgesetzt ist.

Sie trug die Kleider der Llaneros, das heißt der Männer, und sah in denselben, wie sie jetzt dastand, einem kecken unternehmenden Knaben nicht unähnlich.

Nachdem sich bei Paez die erste Ueberraschung gelegt, schoß ein düsterer Gedanke durch seine Seele.

„Ah, Donna!" sagte er, „Ihr hier? doch ich konnte es mir denken?"

„José Paez!" war indessen Alles, was jene hervorbrachte.

„Dann aber sprang sie plötzlich auf den Mann zu, umfaßte ihn und rief:

„José, Du bist frei?"

„Ich bin frei; ja!"

„Oh, ich wußte es ja — Triumph, Du kommst zur rechten Zeit!"

Unterdessen hatten sich auch die übrigen anwesenden Personen um Beide versammelt und begrüßten Paez.

Maria zog ihn mit sich fort in die Hütte.

„Hier, wo sie allein waren, warf sich Maria vor ihm nieder.

„José Paez!" rief sie, „mein Herr, mein Geliebter, ich bin

glücklich, Dir Dein Besitzthum in dem Stande wieder überliefern zu können, wie Du es verlassen!"

„Wie, mein Besitzthum?"

„Deine Hacienda, ja die braven Llanoros haben sie und mich beschützt, als ich zu ihnen floh vor der Rache meines und Deines Feindes!"

José blickte das immer noch knieende Mädchen mit großen Augen an.

Wie wir wissen, war seine Liebe zu demselben nicht mehr so heftig, wie sie einst gewesen.

Die Umstände, die Verhältnisse, die Jahre, sein Heraustreten aus der Jugendzeit, die Mahnungen anderer Personen hatten daran gerüttelt.

Aber er hatte Maria nicht aus seinen Gedanken verloren.

Er liebte dieselbe noch immer.

Aber, da er keine Ahnung von den Vorgängen in Barcelona hatte, und nur so mangelhaft von denen seines weiteren Vaterlandes unterrichtet war, daß er höchstens wußte, wie viel Unruhen in demselben stattgefunden, mußte er glauben, daß dieselbe Maria weit hinweg geführt und ihm auf immer entrissen hatten.

Jetzt sah er sie vor sich.

Der flüchtige Gedanke, welcher erst in seiner Brust Raum genommen, daß sein Besitzthum von der wilden Donna genommen, wie einst sein Pferd, was er sehr gut bemerkt hatte, schwand bald bei ihren Reden.

Auch jeder andere Verdacht, jeder Unwille, welcher aufzusteigen drohete, als er diejenige erkannt hatte, welche die Ursache seiner Leiden war, und einen Theil derselben verschuldet hatte, verflog ebenfalls bei ihrem Anblicke.

José's Brust durchströmte ein wonniges Gefühl, welches zum Theil daher rühren mochte, daß er auf der Stelle, wo er kalte Fremde erwartete, ein Herz fand, welches für ihn schlug.

Er hob Maria auf.

Die kühne Spanierin schlang ihre Arme um seinen Nacken, und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

Es war der erste Kuß, welchen Beide austauschten.

Der erste Kuß, welch weites Feld enthalten diese drei Worte und es verringert kaum ihre Grenzen, wenn man hinzufügt, der erste Kuß der Liebe.

José, dessen Körper gealtert war, wie es die Zeit erforderte, das heißt, der vom brausenden Jünglinge in einen ruhigern Mann umgewandelt worden, dessen Empfindungen abgestumpft worden, wie es eine langjährige Kerkerhaft hervorbringen muß, dessen Liebe nur in der Erinnerung bestand, weil er bereits jede Hoffnung hatte aufgeben müssen, fühlte sich verjüngt bei diesem Kusse.

Er empfand jetzt erst, was er vielleicht im Taumel der Jugend nicht ganz empfunden hätte, das Glück geliebt zu sein.

Auch seine Zunge löste sich jetzt, um zartere Worte an Maria zu richten.

„Also Du liebst mich wirklich?" fragte er ängstlich.

„Ich liebe Dich!" antwortete Maria.

„Oh, dann will ich Alles gerne geduldet, gerne gelitten haben!"

„Und ich will Dir Alles vergessen machen!"

„Aber wie konntest Du das Leben hier ertragen?"

„Die Liebe, die Hoffnung Dich zu befreien oder Dich befreit zu sehen, machte mich stark!"

„Mich zu befreien?"

„Ja, ja, Dich zu befreien, oh, José, es sind wunderbare Dinge geschehen, seit man Dich verhaftete!"

José ward nachdenklich.

„Ach, es ist wahr!" murmelte er.

Dann erfolgte eine Erzählung der beiderseitigen Schicksale, und Marin hatte Ursache den veränderten Bildungsgrad des Geliebten zu bewundern.

Sie sprach dieses Staunen zu José aus.

Paez lächelte.

Als aber sie von den Plänen und Hoffnungen der Aufständischen, so viel sie dieselben kannte, von den Kämpfen und den Erfolgen derselben sprach und andeutete, wie sich die ersteren in der nächsten Zeit erneuern würden, glänzte erst sein Auge höher.

Dann jedoch verfinsterte sich seine Stirn, er erhob sich und schritt heftig in der Hütte umher.

Endlich murmelte er:

„Das ist vorbei — ich habe mein Versprechen gegeben!"

„Wie sagst Du, José?" fragte Maria.

„Ich meinte, ich liebe den Krieg nicht, ich habe einen andern Vorschlag für uns!"

„Und dieser wäre?"

„Ich habe noch ein Erbtheil meiner Mutter zu heben, ich werde es heben und dann laß uns in ein Land gehen, wo der Friede herrscht, um uns und unserer Liebe zu leben!"

„Aber Dein Vaterland?"

„Es bedarf meiner nicht, meine Kraft ist gebrochen!"

„Wie — was sagst Du, alle Bewohner der Steppe erwarten Deine Zurückkunft, Du sollst ihr Führer sein.

„Sie erwarten mich — unmöglich!"

„Die Väter hatten versprochen, Dich zu befreien!"

„Die Väter?"

„Gewiß!"

„Ei ich glaube selbst!"

José blieb plötzlich stehen und faßte sich mit der Hand an die Stirn.

„Zum Henker!" rief er endlich „ich habe versprochen und ihm geschworen. Was mache ich?"

„Du ziehst gegen die Feinde Deines Volks, gegen die Spanier und rächst Deine Eltern, meinen Vater, Dich und mich!"

José blickte das Mädchen, welches bei diesen Worten aufgestanden war, nachdenklich an.

Jedoch alle Zeichen sprachen dafür, daß seine Gedanken an ganz andere Orten umherschweiften.

Endlich rief er:

„Doch gleichviel — erst die Mittel, dann weiter, ich reise Morgen ab!"

„Wie, ohne mich?"

„Ohne Dich, aber ich kehre bald zurück und werde Dir dann antworten auf das Verlangen, welches Du an mich gestellt!"

„Wohin gehst Du?"

„Maria frage nicht weiter."

„Gut, Du willst es, ich werde schweigen, doch was werden Deine Namensgenossen sagen?"

„Noch bin ich Ihnen zu Nichts verpflichtet!"

Ein wirrer Lärm erhob sich draußen, gleichsam als wolle er das Gegentheil von dem behaupten, was der Indier ausgesprochen.

„Hörst Du sie?" rief Maria triumphirend.

José öffnete die Thüre.

Als er sich aber in derselben zeigte, erhob sich ein furchtbarer Jubel; ein Geschrei, wie es vielleicht selten gehört wird und welches aus mehreren hundert Kehlen erschallte.

Denn der nächste Haufe der durch viele Creolen oder entlaufene Europäer verstärkten Indier, die seit der Zeit des Kriegs jetzt stets auf der Huth waren, hatte bereits die Ankunft José's erfahren.

Er stürmte herbei, den Mann, welcher ihm als Abkömmling der Kaziken und als künftiger Führer bezeichnet worden, zu begrüßen.

José dankte mit der Hand, weil er es nicht durch Worte konnte, und der Jubel verstärkte sich noch.

Bis spät in die Nacht hinein war die Hacienda der Versammlungsort der Haufen, die von allen Seiten herbeieilten.

José's Entschluß bedurfte bedeutender Unterstützung, um nicht zu wanken.

Denn beim Anblick dieser Menge kriegerischer Reiter erwachte der Indier in ihm, machte sich die leidenschaftliche Heftigkeit eines solchen wieder bei ihm geltend, und um so stärker, als derselbe Jahre lang geschlummert hatte.

Jedoch, er blieb jenem und sich endlich treu.

Er theilte den Reitern, als sie ihn zu ihrem Führer ernannten, mit, was er vorhabe und daß er nach seiner Rückkunft ihnen Bescheid ertheilen werde.

Man murrte.

Doch José rief:

„Nun gut, ich werde Euer Führer sein, aber das erste, was ich verlange, ist Gehorsam, und ob Ihr mir gehorsam sein werdet, will ich daran erkennen, daß Ihr mir gehorcht; wehe dem, der sich eine Feindseligkeit erlaubt, bis ich wieder da bin!"

Eine kurze Zeit herrschte tiefes Schweigen auf diese Rede.

Dann jedoch erklärten sich Alle bereit, zu gehorchen.

José nahm am nächsten Morgen Abschied von Maria, und machte sich, gut bewaffnet und beritten, auf den Weg nach Nueva Barcelona.

33.

Der Reisende.

Als José Paez auf das Geheiß des General-Major Centifuego den Hof der Citadelle zu Barcelona verlassen hatte, warf der Gouverneur dem Letzteren einen giftigen Blick zu.

Der General kehrte sich jedoch hieran nicht, und der Gouverneur begab sich in seine Appartements, um mit seinem Aerger allein zu sein, vielleicht auch, um denselben dort an Leuten auszulassen, die berufen und verpflichtet waren, seine Launen ohne Murren zu ertragen.

Er begriff nicht, der gute Mann, wie man einen Menschen, der so schwer gekränkt war, aus der Gewalt lassen konnte.

Er begriff ferner nicht, wie man einen Menschen, dessen Schicksal allein schon die immer unruhigen Indier auf's Neue zu Feindseligkeiten anreizen mußte, unter dieselbe senden mochte.

Aber er begriff auch nicht, daß ein Ehrenmann nicht zum Verräther werden darf, selbst wenn er sieht, daß ihm der Verrath Vortheil bringen oder Nachtheil abwehren könne.

Centifuego aber war, wie wir sattsam schon wissen, ein Mann von Ehre und Gewissen; ein Mann, der auf Achtung Anspruch machte, und der sie auch verdiente.

Dagegen sah der Gouverneur sehr gut ein, wie José Paez in Freiheit, José Paez wieder unter den Llaneros, wo er bereits seine ärgste Feindin, seine Stieftochter wußte, ebensoviel hieß, als:

Exellenza, Euer Leben ist in Gefahr, Euer Gouvernement wankt.

Don Rovierez war fast außer sich und der Gedanke an den Wilden kam ihm nicht aus dem Sinne.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß er zusammenfuhr, als ihm am nächsten Tage Jemand meldete:

„Der Llanero José Antonio Paez bittet darum, die Stadt und die Citadelle besuchen zu dürfen!"

„Was will der Mensch!" rief der Gouverneur erschrocken.

„Exellenza sprechen!"

„Ist er allein?"

„Ganz allein!"

Ein plötzlicher Strahl erhellte das Gesicht des Mannes und er entgegnete:

„Er mag kommen!"

Und José Paez kam.

Ruhig in seinem Innern, und sich so wenig einer bösen That, wie böser Absichten bewußt, ritt der Indier zur Verwunderung der Stadtbewohner auch ruhig durch die Straßen und in das Schloß hinein.

Der Gouverneur war indessen nicht so unvorsichtig, den Bittsteller allein zu empfangen.

Das Rathskoncilium ward zusammenberufen und der Indier sodann vorgelassen.

Es war dasselbe Zimmer, in welchen man ihn empfing, von wo einst alles Unglück über ihn hereingebrochen.

Den Gouverneur durchzuckte es mächtig, als er José eintreten sah.

Vielleicht dachte er daran, wie gut das Betragen des Indiers früher Veranlassung gewesen, ihn unschädlich zu machen.

Auch Paez mochte wohl ähnliche Gedanken haben, als er zu der Barre trat, die er einst niedergerissen.

Doch sein Betragen war gegen damals ein ungleich anderes.

Bescheiden nahm er den Hut ab und bescheiden grüßte er die anwesenden Herren, welche unanständig genug, nicht dankten.

Das Benehmen des Indiers dagegen war das eines anständigen, wenn nicht gebildeten Mannes.

Der Gouverneur hatte umsonst nach einer Unart gespäht, welche er rügen könne.

„Was ist Euer Begehr?“ herrschte er.

„Exellenza mögen mir verzeihen!“ erwiderte Jener, „ich beabsichtige nach Varinas zu reisen und bitte um einen Paß!“

„Ihr wollt nach Varinas reisen?“

„Ja, Exellenza!“

„Was bewegt Euch, in jetziger Zeit nach Varinas zu gehen?“

„Ich habe Geschäfte dort!“

„Das sieht sehr verdächtig aus, Ihr reis't wohl im Auftrage der Meuterer zu Carraccas!“

„Exellenza, ich will wegen einer Hinterlassenschaft meiner — meiner verstorbenen Mutter in Varinas Nachfrage thun!“

„Verlassenschaft Eurer Mutter?“

„Ja, Exellenza!“

„Eure Mutter war wohl sehr reich?“

In dem Auge des Indiers flammte es leicht; jedoch antwortete er ruhig:

„Ja, Exellenza, ich erfuhr es jedoch erst nach ihrem Tode!“

„So, so — nun worin besteht die Hinterlassenschaft Eurer Mutter?“

„Ich weiß es selbst noch nicht und will eben deshalb Erkundigungen einziehen.“

„Aber wißt Ihr denn nicht, daß kein Indier sich innerhalb der Grenzlinien zeigen darf?“

„Ich weiß es, Exellenza, und bitte deshalb mir einen Erlaubnißschein zu ertheilen, damit ich sicher reisen kann!“

„Ihr habt schlimme Absichten, Paez!“

„Durchaus nicht, Exellenza!“

„Ihr seid in der Steppe gewesen, wo sich allerlei Gesindel zusammenrottet und habt Euch wieder mit diesem verbunden.“

„Ich habe allerdings gesehen, daß sich die Llaneros in Haufen versammelt haben, aber ich habe mich nicht mit Ihnen verbunden.“

„Ihr lügt, Paez!“

Josés Blick leuchtete, aber er blieb ruhig, obwohl er schwieg.

Der Gouverneur betrachtete ihn.

Durfte er den Mann noch weiter reizen? das war eine Frage, die nicht so leicht beantwortet werden kann.

José war bewaffnet und was ihn gegen früher in einen bedeu-

tenden Vortheil setzte, war seine gegenwärtige Ruhe und Selbstbeherrschung.

Ein besonders kitzlicher Punkt aber war bei dieser Angelegenheit, was der General Centifuego sagen werde, der wie Militair, in Kriegszeiten immer eine bedeutendere Rolle wie im Frieden spielen, jetzt und gerade in dieser Sache ein gewichtiges Wort mit zu reden hatte.

Exellenza Rovierez bedachte dies Alles und überlegte es sehr wohl, ehe er weiter ging, obgleich er nicht verkannte, wie er sehr gute Chanzen für sich hatte, dem Besuche des Indiers den Zweck unterzulegen, daß er sich an ihm habe rächen wollen.

Ihm kamen indessen andere Gedanken.

Er sagte daher:

„Nun, Ihr habt vermuthlich hier noch andere Geschäfte, ich werde mir Euer Ansuchen überlegen, kommt nach einigen Stunden wieder, um Euch Bescheid, vielleicht den verlangten Paß zu holen.

José verbeugte sich und ging.

„Man fertige den verlangten Paß aus!" sagte der Gouverneur zu einem Beamten und schritt dann, ohne die Mitglieder des Rathes zu grüßen, schnell hinaus.

Auf seinem Zimmer angelangt, befahl er erst:

„Man bitte den General, mir den Lieutenant Josepho zu senden, einer der berittenen Alguazils soll satteln und dann zu mir kommen!"

Rovierez setzte sich sodann an den Tisch und schrieb eilig wie er es einst that, einen Brief.

Nach kurzer Zeit traten die beiden Verlangten ein.

„Gleich!" sagte der Gouverneur, während er die Depesche schloß und addressirte.

Als dies geschehen, rief er den Alguazil zu sich, gab ihm den Brief und sagte:

„Eilig!"

„Sehr wohl, Exellenza!" entgegnete der Mann, indem er einen Blick auf die Adresse warf.

Sie lautete:

An den General-Major Don Toskar zu Varinas.

Der gestiefelte und bespornte Alguazil entfernte sich mit schnellen Schritten.

Josepho trat auf einen Wink des Gouverneurs näher.

„Exellenza haben befohlen!“ sagte der Soldat, welcher noch immer, wie früher, kalt und wortkarg erschien.

„Ja, Josepho!“ entgegnete Jener, „Ihr könntet Euch mir gefällig erweisen!“

„Ich bin stets dazu bereit, Exellenza!“

„Es ist indessen nicht allein dies, Ihr könnt auch eine gute Anzahl Doublonen verdienen!“

Der Soldat verbeugte sich.

„Nun wohl!“ fuhr jener fort, „Ihr würdet den gestern von Euch eingebrachten Indier wiedererkennen?“

„Ich dächte, ich hätte ihn so eben hier in der Citadelle gesehen!“

„Ganz richtig; aus verschiedenen Gründen ist es mir wünschenswerth, diesen Menschen unschädlich gemacht zu wissen; entweder für immer eingekerkert, oder — ganz aus der Welt; es ist ein höchst gefährliches Individuum!“

Der Soldat schwieg und nur seine Unterlippe bewegte sich ein wenig.

Der Gouverneur begann abermals:

„Die Maaßregel des General-Capitain Monteverde ging jedenfalls zu weit, als sie in der Amnestie der inhaftirten Indier keine Ausnahme machte; man muß aber, weil Exellenza strenge darauf halten, jene Versprechen öffentlich respectiren!“

„Allerdings!“

„Doch der Vortheil der Regierung gebietet, auf andere Weise die böse Brut auszurotten; darf ich Euch den Auftrag geben?“

„Exellenza befehlen!“ antwortete Josepho, indessen war ziemlich deutlich zu erkennen, daß er diesen Auftrag nur mit dem größten Widerwillen empfing.

„Gut also!“ fuhr der Gouverneur fort, „der Mensch ist hier und verlangt einen Paß nach Varinas, gewiß um dort schlechte Absichten zu verfolgen, versteht Ihr?“

„Ich verstehe, Exellenza!“

„Ich werde ihm den Paß erst nach einigen Stunden ertheilen, Ihr nehmt unterdessen mehrere Reiter, paßt ihm am Wege auf und — Ihr versteht mich wiederum!“

„Vollkommen, Exellenza!"

„Euer Lohn soll gut ausfallen!"

Der Soldat biß sich auf die Lippen und schritt hinaus.

Ob ihn der Gouverneur schon zu ähnlichen Unternehmungen verwendet hatte, mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls aber gefiel dem jetzigen Offizier der Auftrag nicht.

War dies allein deshalb der Fall, weil ihm die Meuchelmörderrolle nicht zusagte, oder weil er die, Schonung für die Indier verlangenden Befehle des General Monteverde fürchtete.

Vielleicht war es Beides.

Dem Wunsche des Gouverneurs sich nicht zu fügen, mochte ihm wohl eben so wenig räthlich scheinen und somit nahm er den einen Reiter mit sich und ritt auf dem Wege nach Varinas dahin.

José Paez, der bereits von den Jesuiten in Cumana gehört, daß das Thal von Eldorado einer in Varinas ihren Sitz habenden Gesellschaft zur Ausbeute gegen eine jährliche Summe auf ewige Zeiten überlassen sei, richtete sich unter dessen noch weiter zu der von ihm unternommenen Reise ein.

Denn es war seine wirkliche Absicht, den unsicheren Anspruch auf die angeblich unermeßlichen Schätze jenes Thals, welches zu so viel fabelhaften Gerüchten in der ganzen Welt Veranlassung gegeben, zu verfolgen.

Die Leute, welche Geld und Gold für Chimäre halten, sind thöricht.

Es ist zwar wichtig, daß es an sich vom Standpunkte des vereinzelten thierischen und geistigen Lebens betrachtet keinen Werth hat.

Aber wie steht es mit der Gesellschaft und der in derselben geltenden Meinung.

Dies giebt der Chimäre eine nicht wegzuleugnende Realität, die sogar die Gesellschaft beherrscht.

Wie steht es mit dem Menschen, der einen Zweck verfolgt und diesen nicht mit seinen eigenen Kräften allein erreichen kann.

Er braucht Geld, Geld, Geld!

Doch es ist wohl unnöthig, hier noch eine weitere Ausführung folgen zu lassen, oder gar den Vortheil eines Mittels, dessen gedach-

ter oder eingebildeter Werth der Hebel aller gesellschaftlichen Verhältnisse ist, nachzuweisen.

Es ist nöthig, und nicht allein nöthig, sondern muß selten sein, wenn es Werth haben soll, weil es diesen nicht hätte, wenn es überall auf der Straße gefunden würde.

Verbunden mit einer zwar nutzlosen aber angenehmen Gesellschaft, erfreut es auch.

Darum hat man wohl edle Metalle und Edelsteine gewählt, den Reichthum zu bezeichnen.

Aber zur Chimäre wird nicht selten das Jagen und Streben nach Reichthum.

Aehnlich hatte man das Vornehmen José's ebenfalls wohl nennen können.

Paez, obwohl er jedenfalls seit früher eine andere Bildungsstufe eingenommen, glaubte dies natürlich nicht.

Zwar war es weniger Aberglaube oder Leichtgläubigkeit, als Unkenntniß der Verhältnisse, die ihn nach einem mehr als romanhaften Mittel greifen ließen, zu Reichthümern zu gelangen.

Dann aber mochte ihn jetzt wohl hauptsächlich der Wunsch beseelen, Südamerika zu verlassen und dasjenige unterstützen, was er auf so vage und unsicherer Weise in Erfahrung gebracht hatte.

José also hatte bereits gehört, wer jetzt Besitzer des Eldorados sei.

Er benutzte die Zeit, welche ihm jetzt ward, noch nähere Erkundigungen einzuziehen und besonders über die Ausbeute nachzufragen.

Beides gelang ihm nur mangelhaft, und über Letztere lauteten die Nachrichten sogar unbefriedigend.

Nach Verlauf von drei Stunden begab sich Paez wieder in die Citadelle, um, wie der Gouverneur gesagt, Bescheid oder einen Paß zu erhalten.

Er bekam ohne weitere Weigerung oder ohne Examen den letzteren, und Paez schwang sich wieder in den Sattel, um die Reise nach Varinas anzutreten.

Es ist ziemlich weit von Barcelona bis zu diesem Orte.

Aber Paez im Gegentheile zu seiner sonstigen Art Wege, zurückzulegen, ließ sein Pferd so langsam schreiten, als habe er nur eine

kurze Strecke zurückzulegen, oder viel Zeit auf die längere zu verwenden.

Augenscheinlich aber befand sich der Indier immer noch unter dem Eindrucke seiner langjährigen Haft.

Und es ist auch wahrlich nicht so leicht, dieselbe schnell und vollständig abzuschütteln.

Ferner aber war es die Zukunft, welche ihn quälte.

Es war besonders die Zukunft, welche er mit Maria zu verleben hoffte und José, der durch den Unterricht der Padres im Kerker einen andern Begriff vom Leben bekommen hatte, hätte sich gerne den gehässigen Parteistreitigkeiten, die ihn umgaben, entzogen.

Aber er hatte geschworen, an ihnen Theil zu nehmen.

Aber er hatte versprochen, nicht gegen Spanien die Waffen zu tragen.

Der Indier suchte einen Ausweg.

Zwölf Jahre früher würde er sich von der Sünde des Meineides, des Vertragsbruches haben absolviren lassen.

Heute schien ihm die Absolution für gewisse Sachen eine Sünde, für andere gar eine Gotteslästerung, wenigstens ein Mißbrauch der Grundsätze seiner Religion den man nicht zu oft mit derselben machen durfte.

Dennoch hätte er gerne die gepriesenen Schätze des Eldorados gehoben.

Etwas beruhigter ward er bereits, als er daran dachte, daß er, wenn dieselben in seine Hände kommen sollten, einen Theil davon dem Vaterlande opfern wollte.

Mit dem andern aber wollte er unbedingt das Land verlassen und sich dahin begeben, wo Friede wäre.

„Was Freiheit!“ murmelte er für sich, „die Dummheit ist in der Freiheit nicht frei und der Freie ist in Fesseln kein Sclave!“

„Was Vaterland — wo ist es — und wer sind die, so es mit mir theilen?“

„Es sind Nachkommen derjenigen, die zuerst mein Volk gequält!“

„Es sind dieselben, wie jene, die noch herüberkommen zu uns und sie verachten, und wie es ihre Vorfahren gethan und jene Spanier thun!“

„Was kümmert mich ihr Streit — nein, nein, fort von hier nach Europa will ich, nach den Ländern, deren Religion ihnen gebietet, jede Race, jeden Stamm und jeden Glauben zu dulden; ich werde nach England gehen!"

Man sieht, der Unterricht der Väter hatte den Indianer auf eine Richtung gebracht, wie sie solche vielleicht am Wenigsten wünschten.

Man erkennt aber auch, daß dieser Unterricht sehr freisinnig gewesen sein mußte, und nicht, wie man den Jesuiten und ihren Lehren sonst Schuld giebt, zur Bigotterie und zum Fanatismus führte.

Zugleich aber geht auch aus dem Selbstgespräche José's hervor, daß er durchaus nicht geneigt war, Blut zu vergießen, wovon seine Hände bisher auch rein geblieben waren.

Doch der Mensch weiß nie was ihm bevorsteht; er kann aus dem Vorhergehenden wohl die nächste Zukunft berechnen, doch niemals bestimmen.

Abgerechnet die Unsicherheit des Landes durch den Krieg überhaupt, durfte José wohl darauf rechnen, daß der Paß des Gouverneurs ihm Sicherheit gewährte.

Paez rechnete auch darauf und rechnete fehl, so wie die nächsten Ereignisse alle seine Entschlüsse über den Haufen stoßen sollten.

Er war in einer Stimmung, wie solche die erst beregten Gedanken geben mußten, vielleicht zwei Meilen auf dem Wege nach Varinas hingeritten.

Der Abend dämmerte bereits vor ihm herauf, und José, der seit seiner Verhaftung zum ersten Male wieder das Hereinbrechen desselben mit ruhigem Gemüthe ansehen konnte, versank noch mehr in sich selbst.

Er ward dadurch auch viel später, als es sonst wohl der Fall gewesen, und erst als er ihnen ziemlich nahe war, zwei Reiter gewahr, welche von weitem Reisende zu sein schienen.

Als er jedoch näher kam, erkannte er Soldaten und auf sein gutes Gewissen, wie auf seinen Paß bauend, stand er nicht an, sich ihnen zu nähern, da sie seine Annäherung zu erwarten schienen.

José holte sie bald ein.

„Gott zum Gruß!" rief er, den Hut ein wenig lüftend.

„Dank Euch, Caballero!“ erwiderte einer der Reiter, indem er sich umblickte.

José erkannte den Reiter und der Reiter erkannte auch ihn, wie es schien.

„Ah!“ rief der Indier, „Sennor, es ist mir lieb, Euch zu treffen; ich habe gestern vergessen, Euch zu danken!“

„Ich wüßte nicht, daß Ihr Ursache dazu gehabt!“

„Oh, doch, Sennor, Ihr habt mich behandelt, wie mir eine Behandlung vielleicht nicht von Jedem zu Theil geworden wäre.“

„Warum hätte ich Euch denn anders behandeln sollen?“

„Nun, Ihr hörtet wohl, wie Exellenza der Gouvernador mit mir verfahren wollte!“

„Ah, Exellenza mag Gründe dazu haben, ich nicht!“ versetzte der Soldat barsch.

José schwieg, und ein rascher Blick des Soldaten auf ihn schien erforschen zu wollen, was er wohl zu dieser Antwort denken möge.

Aber der Indier schwieg eben, und weil er gerade schwieg, setzte der Offizier, während sein Gefährte sich auf die andere Seite José's setzte, das Gespräch fort.

„Doch!“ meinte er, „Ihr scheint Euch immer auf gefährlichen Wegen zu befinden!“

José, der ohne Mißtrauen, jetzt zwischen den beiden Soldaten ritt, hob sein Auge empor.

Er schien indessen dadurch grade beruhigt und sagte:

„Das ist doch gewiß nicht der Fall!“

„Ei grade jetzt!“

„Ich habe geglaubt, es herrschte wieder überall Ruhe.“

„Das wohl, aber Ihr befindet Euch auf einer Straße, die Euch verboten ist.“

„Oh, wenn es nur dies ist; ich besitze einen Paß von Exellenza!“

„Einen Paß, so, ich könnte diesen Paß verlangen?“

„Ich bin bereit, ihn zu zeigen, Sennor!“

„Nein, laßt nur, es wird sein, wie Ihr sagt!“

„Ganz gewiß!“

„Wohin aber wollt Ihr reisen?“

„Nach Varinas!"

„Ei, das ist auch unser Ziel!"

„So werde ich die Ehre haben, in Eurer Gesellschaft zu reisen!"

„Ah, ich danke Euch, wenn Ihr sonst Lust dazu habt! doch was wollt Ihr in Varinas?"

„Eine Erbschaft heben."

„Eine Erbschaft heben?"

„Nun, eigentlich nicht heben, sondern zunächst Erkundigungen wegen derselben einziehen!"

„Die Erbschaft ist wohl beträchtlich?"

„Man hat mich dessen versichert!"

„Ei, da möchte ich Euch einen guten Rath geben."

„Ich werde ihn mit Dank annehmen."

„Wenn Ihr die Erbschaft habt, so nehmt das Geld nicht mit Euch!"

„Weshalb nicht?"

„Die Straßen sind unsicher; es giebt viel vogelfreies Gesindel von Creolen und anderen Aufsätzigen, man hat bereits mehrfach von Räubereien gehört."

„Ei, wirklich?"

„Ich versichere Euch, und wenn Ihr solchen Strolchen in die Hände fielet!"

„Nun, ich darf mir schmeicheln, nicht eben furchtsam zu sein."

„Ah, es sind in der Regel ihrer mehrere beisammen!"

„Ihr seht, ich reite ein gutes Pferd, und wenn mich die alte Kraft und Gelenksamkeit nicht verlassen, dürfte ich es auch mit mehreren aufnehmen."

„Ah, ich glaube es wohl; aber immerhin —!"

„Ja, ja, Ihr habt Recht und ich danke Euch!"

Paez war von Natur gutmüthig und durchaus nicht zum Mißtrauen geneigt.

Obwohl durch seine lange Einsamkeit davon gerührt, schweigsam zu sein, sprach er doch gerne mit Jemand, zu dem er sich hingezogen fühlte.

Der Soldat aber, welcher jetzt Bügel an Bügel mit ihm ritt,

hatte sich bereits durch sein gestriges Benehmen sein Zutrauen geworben.

Durch den Rath, welchen derselbe ihm jetzt ertheilte, gewann er sein Herz.

Ungenirt plauderte er weiter, und nahm sogar keinen Anstand, dem Manne einen Theil seiner Pläne für die Zukunft zu entdecken.

Mittlerweile war aber auch der Abend immer weiter vorgeschritten und die Nacht brach bereits an.

Der Mond, welcher in jenen Breiten fast nie zugiebt, daß sich der Himmel bewölkt, stieg herauf und ersetzte die Sonne, denn es war kaum finsterer wie am Tage.

Dieses Vorrücken der Zeit schien den Soldaten zu mahnen, den Marsch zu beschleunigen.

Auf seine Anforderung setzten die drei Männer ihre Pferde in einen muntern Trab und eilten so über die Ebene dahin.

Eine Zeit lang unterbrach das Verstärken der Gangart ihrer Rosse die Unterhaltung.

Vielleicht diente diese Zeit auch dem Soldaten dazu, einen Entschluß zu fassen.

Dann jedoch begann er wieder:

„Seht, Freund Caballero, Ihr könnt es Euch jetzt lebhaft denken, wovon ich vorher sprach!"

„Ich weiß nicht gleich, was Ihr meint, Sennor!" entgegnete Paez.

„Ich meine die Möglichkeit, daß Ihr auf Eurem Rückwege von Räubern angefallen würdet!"

„Ah — ja, ich hatte vergessen!"

„Nun seht, wenn Ihrer zwei Euch so in der Mitte hätten, wie ich und mein Begleiter da!"

„Oh, Sennor, ich würde verdächtigen Reisegefährten nie erlauben, mich so in die Mitte zu nehmen!"

„Aber gesetzt, es wäre doch geschehen?"

„Ei, so würde ich doppelt auf meiner Hut sein!"

„Recht schön, aber denkt Euch, der Eine machte es nun so wie ich es machen werde, seht her!"

Der Offizier griff dabei dem Pferde des Indiers in die Zügel, ohne es indessen aufzuhalten.

Dann sprach er weiter:

„— und sein Kamerad machte es nun so wie mein Begleiter!“

Der andere Soldat zog bei diesen Worten seinen Säbel und schien ausholen zu wollen.

Die Lage des Indiers war jedenfalls eine solche, daß, wenn seine beiden Begleiter die Sache ernstlich betrieben, er verloren sein mußte.

Es muß dahin gestellt bleiben, ob der spanische Offizier, welcher den ihm von dem Gouverneur ertheilten Auftrag mit Widerwillen empfangen und der wenigstens dem Anschein nach für Paez einiges Interesse zeigte, die beschriebenen Mannöver nur zum Scheine machte, oder ob er wirklich jetzt schon beabsichtigte, den Indier zu tödten.

Jedoch Paez sah sehr gut ein, in welcher Lage er sich befand.

Es giebt außerdem stets in der Brust des Menschen eine warnende Stimme, welche wohl immer Beobachtung verdient.

Und auch Paez sah nicht allein ein, wie mißlich seine Lage war, wenn die Bewegungen des Spaniers mehr als Scherz sein sollten, sondern er fühlte auch ein gewisses Etwas, was ihm zuraunte: sieh Dich vor.

Er warf deshalb schnell den Kopf von Einem zum Andern der zu seinen Seiten befindlichen Soldaten.

Dann zog er die Zügel seines Pferdes an und gab demselben die Sporen.

Das Pferd bäumte sich und José riß es in demselben Moment nach links, der Seite, an welcher sich der Offizier befand, herum.

„Ich würde es so machen!“ rief er, indem er seinem Pferde abermals die Sporen in die Seiten stieß.

Das Pferd nahm hierauf einen Satz, sprang vor dem Pferde des Spaniers vorüber und riß diesen mit sich aus dem Sattel.

„Diable!“ fluchte der Spanier als er zu Boden fiel.

Der Begleiter desselben aber führte jetzt einen Hieb nach dem Indier, den er indessen nicht mehr erreichte, so daß seine Klinge nur pfeifend die Luft durchschnitt.

„Madre de dios!“ schrie er, als ihm seine Absicht nicht glückte.

José aber wußte jetzt genug und wenn er über die Absichten

seiner bisherigen Begleiter auch noch nicht ganz im Reinen gewesen wäre, so sah er doch ein, daß er sie durch sein Benehmen schwer beleidigt habe.

Er trieb sein Roß an und sprengte im Galopp davon.

Die beiden Soldaten blieben hinter ihm zurück.

Nachdem der Indier eine bedeutende Strecke in der gedachten Gangart zurückgelegt hatte, verkürzte er dieselbe wieder und horchte.

Bald hörte er den Tritt von Pferden hinter sich.

Man verfolgte ihn also und José jagte weiter.

Während er aber so versuchte, durch die Schnelligkeit seines Pferdes seinen Verfolgern zu entkommen, entging ihm nicht, in welche unangenehme Lage er durch dies neue Abentheuer gerathen.

Denn was half es ihm, daß er den Soldaten entkam, in Varinas mußten sie bald nach ihm ankommen und dort war er durch den Streit mit ihnen und sein Benehmen unzweifelhaft wieder ein Verbrecher.

Er durfte also nie daran denken, sich in Varinas aufzuhalten, sobald die Soldaten ebenfalls dahin gelangten.

Was war zu thun?

Es gab einfach zwei Wege, die er verfolgen konnte.

Entweder er mußte das Unternehmen aufgeben, die Erbschaft im Stiche lassen und durch die Steppe zu den Llaneros zurückkehren.

Oder er mußte suchen, seine beiden Verfolger zu tödten.

José hatte wie gesagt, noch nie Menschenblut vergossen und zuerst schauderte er bei dem Gedanken, die Männer zu tödten.

Aber je mehr er daran dachte, desto mehr sah er ein, daß es das einzige Mittel sei, sich von ihnen zu befreien.

Dann aber trat auch der gekränkte Stolz, der Zorn des beleidigten Mannes in sein Recht.

Er hatte keinen Streit gesucht, er hatte keinen Scherz getrieben, der jenen herbeiführen konnte, und war es von Seiten jener Soldaten nur Scherz gewesen, so ging derselbe jedenfalls zu weit.

War es aber ernstlich gemeint, so mußte er sich seiner Haut wehren. José parirte bei diesem Gedanken sein Pferd und nahm sein Gewehr vom Rücken.

Mit gespanntem Hahn erwartete er nun seine Verfolger und rief ihnen, als sie näher kamen, ein „Halt!" zu.

„Halt!" wiederholte er, als sie nicht darauf achteten „oder ich schieße Euch vom Pferde!"

Statt der Antwort schoß einer seiner Feinde ein Pistol auf ihn ab.

Die Kugel pfiff ihm dicht am Kopfe vorbei.

Doch noch wollte José nicht das Aeußerste anwenden.

„Seid ihr die Räuber, wovon erst die Rede war!" fragte er „was wollt Ihr von mir?"

„Ergieb Dich Schurke!" schrie Josepho.

„Nein! bleibt mir vom Leibe, oder bei Gott ich halte Wort!"

Ein zweiter Schuß war die Antwort.

Jetzt hatte Paez keine Veranlassung mehr zu zögern.

Er gab ebenfalls Feuer und der Offizier sank vom Pferde.

„Jesus Maria!" rief derselbe.

José sprengte nun ohne Zögern auf den anderen Soldaten ein, dieser aber ergriff feige die Flucht.

Paez folgte ihm.

Als er denselben eine Strecke gejagt und sich überzeugt, daß er allein ihm nie folgen werde, kehrte er um.

Bei dem Gefallenen hielt er sein Pferd an und saß ab, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei.

Doch der Schuß war mitten durch die Brust gegangen, der Spanier war bereits todt.

José beklagte ihn und sich, sich am mehrsten, weil er nun ein wirklicher Verbrecher, ein Mörder war.

Er suchte sich indessen damit zu trösten, daß er fast bei den Haaren dazu gezogen worden.

Entschlossen, seinen Plan zu verfolgen, es möge daraus entstehen, was da wolle, stieg er wieder in den Sattel und sprengte auf dem Wege nach Varinas weiter.

33.

Einer gegen Alle.

Varinas, der Ort nach welchem jener berühmte, fast über die ganze civilisirte Welt verbreitete Tabak benannt ist, gehörte damals bereits zu den Städten ersten Ranges des Landes.

Aber verschieden von Nueva Barcelona war diese Stadt nicht offen, sondern wie Cumana ringsherum befestigt.

Sie mochte zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, ungefähr sieben- bis achttausend Einwohner zählen, welche alle zu den unruhigen gezählt werden mußten.

Demzufolge hatte es auch hier Streit und Kampf gegeben, wodurch die spanischen Beamten und Soldaten verjagt wurden.

Aber nach einem kurzen Siegestaumel unterdrückte Monteverde auch hier den Aufstand und stellte die alte Ordnung drr Dinge wieder her.

Varinas erhielt seine Beamten, seine Commandanten und seine Besatzung wieder.

Die Letztere bestand aus ungefähr zweihundert Infanteristen und einiger Artillerie.

Jedoch Varinas hatte insofern gewissermaaßen einen Vorzug als es nicht, wie die übrigen Städte, durch viele Verurtheilungen litt.

Dies lag keineswegs an dem weniger guten Willen der Beamten, als an der Machtlosigkeit der Spanier, nach dem Abzuge des General-Capitains.

Ja, der Commandat forderte sogar, um sich in Gunst zu setzen, alle Entflohene auf, sich wieder bis zu einer gewissen Zeit einzufinden und sicherte ihnen, falls es geschehen werde, Straflosigkeit zu.

Dieser Commandant war Major und hieß, wie bereits aus der Addresse des von dem Gouverneur gerichteten Briefes zu sehen war, Toskar.

Paez langte am Nachmittage des andern Tages vor dem Thore von Varinas an.

Aber sechs Stunden früher war bereits der Alguazil dort eingetroffen und hatte sich zum Commandanten begeben.

Er händigte demselben das bewußte Schreiben ein und der Major Toskar erbrach dasselbe ohne Verzug.

Er las es demnächst und las nach verschiedenen Eingangsformeln:

„— es ist dies aber eins der gefährlichsten Subjekte, welche die Steppe durchstreichen, weshalb er früher bereits eingezogen ward und zu lebenswieriger Haft verurtheilt wurde.

Diese Haft ward aufgehoben durch das Amnestiedekret Exellenza's, des Generalkapitains, ohne daß dasselbe auf ihn Bezug haben sollte.

Trifft dieser Mensch also wirklich dort ein, so ist er sofort zu verhaften und mit der Anzeige über die von ihm bei seiner Verhaftung begangenen Verbrechen, da er sich gewiß zur Wehre setzen wird, anher zu senden —!"

„So so!" murmelte der Major „nun, ich lasse mich Exellenza empfehlen und werde dem mir ertheilten Befehle nachkommen!"

Der Alguazil entfernte sich.

Der Commandant aber ließ die Thorwache anweisen, den ihnen näher bezeichneten Mann bei seinem Eintreffen sofort zu ihm zu führen.

Paez ward also am Thore angehalten und trotzdem, daß er seinen Paß vorzeigte, zum Commandeur gebracht.

Soweit hatte dies indeß keineswegs das Ansehen einer Verhaftung, da man ihm seine Waffen ließ und José folgte geduldig.

Bewaffnet also trat er vor den Major Toskar, welcher ihn im zweiten Stocke eines Hauses an den Plaza empfing.

Schon das Erscheinen des Indiers wäre hinreichend gewesen, in jeder Stadt der Kolonien um diese Zeit Aufsehen zu erregen.

Die hohe kräftige Gestalt unseres Mannes that hierzu vielleicht auch ein gutes Theil.

Dann aber war es für die Einwohner ein Ereigniß, einen Llanero der Steppe, ein Glied der Race, welche sich in der letzten Zeit für die Unabhängigkeit erklärt hatte, von der Wache durch die Stadt geführt zu sehen.

Es hatte sich daher viel Volks zusammengerottet und war dem Transport gefolgt.

Andere eilten auf die wie ein Lauffeuer sich durch die Stadt verbreitende Nachricht nach der Plaza.

Und hier sammelten sich schnell vor der Commandantur eine bedeutende Menge.

Paez hatte dies wohl bemerkt und ebenso auch, daß er an derselben einen nicht zu verachtenden Alliirten hatte.

Zwar ohne Ahnung, was man von ihm wolle und weshalb diese halbe Verhaftung stattfinde, aber auch ohne Scheu und Furcht trat er vor den Kommandanten.

Der Major warf nach seinem Eintritt einen Blick aus dem Fenster und sagte dann, das bewußte Schreiben in seiner Hand:

„Seid Ihr José Antonio Paez?"

„Ja, Sennor!" entgegnete José.

„Ihr seid vom Jahre 1798 bis jetzt in Haft gewesen?"

„Ja, Sennor!"

„Ihr seid abermals verhaftet!"

„Sennor, ich habe einen Paß, der mir erlaubt, hierher zu reisen!"

„Zeigt ihn!"

„Hier, Sennor!"

Der Indier reichte bei diesen Worten seinen Paß dem Commandanten und dieser nahm ihn.

Er warf einen Blick hinein und sagte dann, indem er ihn zerriß:

„Der Paß ist ungültig!"

„Wie?" rief José, „so hätte man mich betrogen?"

„Wer soll Euch betrogen haben?"

„Der, oder die Aussteller des Papiers!"

„Soldaten führt ihn in die Casematten!"

Die drei Soldaten, welche Paez hergeführt hatten und mit eingetreten waren, machten Miene, zuzugreifen.

Aber Paez war keineswegs gesonnen, sich jetzt ruhig abführen zu lassen.

Er war gut bewaffnet.

Denn außer dem Gewehr führte er noch einen krummen Säbel, zwei Pistolen und das bekannte Steppenmesser bei sich.

So wie daher die Soldaten Miene machten, ihn zu ergreifen, trat er einen Schritt zurück und zog seinen Säbel.

„Bleibe fern, wem sein Leben lieb ist!“ donnerte er.

Die Soldaten stutzten.

„Ergreift ihn!“ befahl der Major.

„Schurke!“ rief der Indier und sprang auf ihn zu.

Aber Commandant Toskar wartete das Ende dieser Bewegung nicht ab, sondern floh aus dem Zimmer.

Schnell besonnen und überzeugt, daß man nun mit ihm muthmaßlich ein Ende machen werde, faßte er den Entschluß, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Er verschloß und verriegelte die Thüre, schob alle in dem Zimmer befindlichen Mobiliargegenstände davor und trat dann an das Fenster.

Als er dasselbe öffnete, erhöhte sich der in der Menge herrschende Lärm noch um ein bedeutendes, so wie die Erstere auch noch bedeutend angewachsen war.

„Leute von Varinas!“ rief Paez hinab.

„Hört, hört, er spricht!“ schrie die Menge.

„Ja hört, Leute; ich komme mit einem Passe und Erlaubniß hierher, und man will mich ohne Fug und Recht verhaften!“

„Man will ihn verhaften ohne Fug und Recht!“ brüllte die Menge.

„Leidet Ihr das?“ fragte Paez.

„Nein, nein, man soll Euch nicht verhaften!“ schrien Einige.

„Holt ihn heraus!“, brüllten Andere.

„Schlagt den Commandanten todt!“ noch Andere.

„Fort mit diesen spanischen Hunden!“ wieder Andere.

Die Aufregung wuchs mit jeder Sekunde und die Menge nahm eine durchaus drohende Haltung an.

Demungeachtet war es dem Commandanten und den erwähnten drei Soldaten gelungen, sich Bahn durch dieselbe zu brechen.

Schon nach wenig Minuten debouchirte aus der gegenüber liegenden Straße eine Compagnie, um der noch im Hause des Commandanten befindlichen Wache, welche sich in mißlicher Lage befand, zu Hülfe zu kommen.

Bei dem Erscheinen jener Truppe verstummte plötzlich jedes Geräusch, und es herrschte eine Todtenstille.

In derselben aber konnte man deutlich jedes Commando des Führers zum chargiren vernehmen.

Nach demselben hieß es:

„Gewehr rechts!"

„Fällt das Gewehr!"

„Mit vorgeschobenen Flügeln zur Attaque, Marsch!"

Die Linie der Soldaten setzte sich in Bewegung und ein fürchterliches Geheul begleitete diese Bewegung.

Dann aber stob die Menge auseinander, wie eine Heerde Schaafe, unter welche plötzlich ein Wolf fährt.

Die Compagnie marschirte ungehindert vor das Haus, in welchem sich José befand.

Der Indier knirschte mit den Zähnen und murmelte:

„Feiges Volk, ich muß mich auf mich allein verlassen!"

José that dem Volke von Varinas Unrecht, es war nicht feige, es war nur unbewaffnet und eilte fort, um sich zu bewaffnen.

Während aber noch der bezeichnete Gedanke nicht verraucht war, fielen schon einige Schüsse nach den Fenstern, wo man ihn erkannte.

Einige Sectionen eilten in das Haus.

Andere schleppten Leitern heran, um durch die Fenster in das Zimmer zu steigen, in welchem der Indier sich befand.

José sah jetzt ein, daß es Ernst wurde und daß auch er Ernst machen müsse.

Der Mensch, der einen solchen Widerwillen gegen Blutvergießen hatte, ward mit Gewalt durch die Treulosigkeit seiner Gegner, und die Nothwendigkeit, sein Leben zu vertheidigen, dazu gezwungen.

José spannte deshalb den Hahn seines Gewehrs und seiner Pistolen und legte diese Waffen auf einen kleinen Tisch in der Mitte der Stube.

Dann befestigte er seinen Säbel am Handgelenk und steckte das Messer in den Gürtel.

Kaum war er hiermit fertig, als auch schon Kolbenschläge an der Thüre erdröhnten, welche schnell zertrümmert ward.

So wie aber ihre Schüsse fielen und ein Raum zwischen den Möbeln frei ward, gab José Feuer.

Der Ruf:

„Jesus Maria!“ und der Fluch:

„Diable!“ sagte ihm, daß er getroffen habe.

Die Mannschaften an der Thüre wichen zurück.

Ein Klirren richtete seine Aufmerksamkeit nach der andern Seite.

Ein Soldat hatte die Leiter erstiegen und das Fenster zerstoßen.

Er langte mit den Armen herein, dasselbe zu öffnen.

José sprang hinzu und trennte durch einen Hieb die Hand desselben vom Arme.

Der Verwundete schrie:

„Madre de Dios!“ und wankte.

Aber José versetzte ihm durch die Fensterscheiben einen zweiten Hieb in das Gesicht.

Der Mann stürzte auf die Bajonette seiner unten stehenden Kameraden.

Diese sendeten einige Schüsse herauf.

Paez, der von denselben nicht verletzt wurde, eilte zur Thüre, wo sich die Soldaten wieder zeigten und an seiner Schutzwehr rütteten.

Er schoß abermals unter sie.

Dasselbe Geschrei, dasselbe Zurückweichen.

José schob die Gegenstände wieder zurecht, während mindestens zehn Schüsse dieselben durchlöcherten, ohne ihn zu versehren.

Das Zimmer füllte sich dicht mit Pulverdampf.

Fast eine halbe Stunde dauerte dieser ungleiche Kampf.

José warf drei Soldaten von der Leiter; er tödtete sechs von denen, die die Thüre stürmten.

Aber er hätte dennoch endlich unterliegen müssen, weil er jetzt kaum noch mit der nöthigen Schnelligkeit seine schußfertigen Waffen in Stand zu setzen vermochte.

Nach jener Zeit jedoch änderte sich die Sache.

Aus einem gegenüberliegenden Hause ward ein Schuß auf die Soldaten abgefeuert.

Mit ihm, als sei er das Signal gewesen für die Barinaeser,

stürzten von allen Seiten Bewaffnete aus den Straßen und ein lebhaftes Feuer begann.

Mit den Bewaffneten aber füllte sich auch die Plaza wieder mit Unbewaffneten, dem Jan Hagel, der in keiner Stadt fehlt und dessen Geschrei bei keiner bedeutenden Gelegenheit fehlen darf.

Indessen so sehr dieser letztere Haufe, der ein ganz verschiedenes Ansehen von dem der Städte Europa's hatte, auch heulte, und so empfindlich die Schüsse der Aufrührer der kleinen Truppen sein mußten, der Major Toskar verlor dennoch den Kopf nicht.

Was er durch kluge Maaßregeln und Rathgeben längere Zeit verhindert hatte, ward jetzt dadurch hervorgerufen, daß ein Indier verhaftet werden sollte.

Es war aber geschehen, die von ihm gefürchtete Revolution zum Ausbruch gekommen; es war seine Aufgabe, sie zu beschwören.

„Steht!" rief er den weichenden Musketiren zu, „wer sich anders, als auf mein Kommando, von der Stelle rührt, den stoße ich nieder!"

Die Bewegung der Soldaten legte sich und Toskar gab den Befehl, die Sectionen aus dem Hause zurückzuziehen.

Dann ließ er einen Theil der Kompagnie Kehrt machen und Front nach der Menge nehmen.

Diesem Mannöver folgten die gewöhnlichen Commandos und Vorbereitungen zum Gliederfeuer.

Alsdann das Gliederfeuer selbst.

Die Wirkung desselben war gerade nicht bedeutend, indessen doch hinreichend, die Unbewaffneten zu verjagen.

Die Bewaffneten kämpften fort.

Durch die Demonstration der Letzteren aber war José Paez seiner Dränger entledigt und nachdem er seine Feste wieder gehörig versichert hatte, lud er sein Gewehr, um am Kampfe Theil zu nehmen.

Toskar, dem dieser Kämpfer im Rücken äußerst unbequem war, ließ einige Rotten ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf ihn richten, was indessen nicht hinderte, daß José noch mehrere Soldaten kampfunfähig machte.

Dagegen ließ er das Feuer gegen die Tumultuanten einstellen und trat trotz der ihn umpfeifenden Kugeln vor.

„Bürger von Varinas!“ rief er, „haltet einen Augenblick ein; was ist Euer Verlangen?“

Auf diese Worte schwieg wirklich das Feuer.

Mehrere Stimmen schrieen durcheinander.

„Nicht alle!“ sagte der Major, „wählt eine Deputation, wir wollen regelmäßig unterhandeln, bis dahin sei Waffenstillstand!“

Die Varinaeser thaten, was der Major ihnen vorgeschlagen, und die drei Personen traten ihrerseits vor auf den freien Platz zwischen den Kämpfenden, von Seiten des Militairs thaten dies der Major Toskar und noch zwei andere Offiziere.

„Ich wiederhole nochmals meine Frage, Varinaeser!“ begann der Major, „was ist Euer Begehr?“

„Wir verlangen die Auslieferung des Llanero!“ antwortete man.

„Aber was habt Ihr mit diesem Menschen zu schaffen?“

„Weshalb wollt Ihr ihn verhaften?“

„Er ist ein Verbrecher!“

„Aber welches sind denn seine Verbrechen?“

„Das weiß ich selbst nicht; aber man gab mir bestimmte Anweisung, ihn zu verhaften!“

„So hätte man Euch auch sagen müssen, was er begangen!“

„Man scheint es nicht für nöthig gehalten zu haben!“

„Wie heißt der Mann?“

„José Antonio Paez!“

„Ah — derselbe, welcher vor mehreren Jahren gefänglich eingezogen wurde!“

„Derselbe, er hat mehr denn 12 Jahre im Kerker zugebracht, Ihr seht also, daß er überhaupt ein gefährlicher Mensch ist!“

„Nein, Major, der Mann wird nicht eher verhaftet, bis Ihr uns vollständig besiegt habt, laßt es darauf ankommen!“

Man verhandelte nach dieser kategorischen Erklärung der drei Deputirten des Volkes von Varinas noch einige Zeit hin und her.

Der Major versuchte ihren Sinn zu ändern, während jene fest und entschlossen blieben.

Als er endlich sah, daß in Guten nichts zu erreichen war und einsah, daß bei diesem Vorfalle leicht Varinas verloren gehen könne,

hielt er es für seine Pflicht, die Stadt zu erhalten und den Mann fahren lassen.

Es kam demnächst ein Vertrag dahin zu Stande, daß der Friede hergestellt sein solle, daß kein Theil der Kämpfenden für schuldig zu erklären, daß der Indier frei sei und so lange er Lust habe, in Varinas sich aufzuhalten berechtigt sein solle.

Das Militair zog sich zurück und José benachrichtigt von dem Theile des Vertrages, welcher ihn betraf, ward aufgefordert, seine Festung zu verlassen, während sich die Varinaeser näherten.

José kam dieser Aufforderung nach.

Seine Tapferkeit, sein Muth hatten ihm nicht blos die Theilnahme, sondern auch die Achtung der Bewohner von Varinas erworben.

Man schüttelte ihm die Hände, umarmte ihn, und verschiedene Personen stritten sich darum, ihn beherbergen zu können.

Als ein wenig Ruhe eingetreten, trat der Major Toskar heran.

„José Antonio Paez" sagte er, „Ihr dürft unter der Bedingung, keine Waffen zu tragen, so lange es Euch beliebt, hier weilen."

Zwar schrie Alles, daß solches nicht mit im Vertrage enthalten.

Doch José brach kurz diese Einwendungen ab, indem er sagte:

„Gut — ich gehe auch hierauf ein und gebe mein Wort, wie Ihr das Eure!"

Dann folgte er dem, von der Mehrzahl ihm bestimmten Wirthe, um dessen Gastfreundschaft zu genießen.

Von hier ab aber beginnt die Person und das Leben des Llaneros Wichtigkeit zu haben.

Denn nicht sein Unglück, seine Haft, selbst nicht der Unterricht der Jesuiten hätten ihn zu dem gemacht, was er ward.

Er mußte erst selbst seine Kraft kennen lernen und dies geschah, als er sich entschlossen hatte, einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Besatzung von Varinas zu kämpfen.

Es geschah, als er, nachdem er zwar nicht Sieger aber doch durch seinen Muth gerettet worden, sah, welche Theilnahme man dem Muthigen schenkte.

Von diesem Momente ab war José Paez ein Anderer, und es fehlte nur noch der Anstoß, welcher ihn nicht allein seine Kraft erkennen, sondern auch verwenden lassen konnte.

Auch an diesem sollte es nicht fehlen.

35.

Eine neue Verhaftung.

Das Haus, in welchem Paez einquartirt worden, lag ebenfalls an der Plaza, und ziemlich dem Hause des Commandanten gegenüber.

Noch an demselben Abende gab sein Wirth dem Gaste zu Ehren eine Festlichkeit, und bei Gelegenheit derselben theilte jener seine Schicksale und seine Plane mit.

Als diese Letzteren bereits am nächsten Morgen bekannt wurden, fanden sich eine Anzahl der angesehensten Einwohner gemüßigt, aufs Neue die Verhaftung des Llanero zu verlangen.

Der Major lauschte diesen unruhigen Wellenbewegungen der Unbeständigkeit des Volkswillens, wie ein Arzt, der den Puls des Kranken zwischen seinen Fingern hat.

Zu dem Gerüchte über das Verlangen des Indiers aber trat noch ein Anderes, und zu dem Unwillen eines Theiles der Bewohner von Varinas, dem der andere jedoch feindlich gegenüberstand, trat noch eine andere Unzufriedenheit.

Denn wie José sechs Stunden nach dem Algazuil eingetroffen, langte auch der Dragoner, welcher den erschossenen Offizier begleitet hatte, zwölf Stunden nach José in Varinas an.

Durch ihn erfuhren die Truppen den Tod des spanischen Soldaten und begannen zu wüthen.

Je weiter es aber gegen Mittag kam, desto ärger wurden die Unruhen.

Es bildeten sich Trupps von Leuten, die sich zum Schutze des Llanero bewaffnet hatten, und die sich Intependenten nannten.

Sie sprachen wenig, aber ihr Aussehen und ihre Haltung waren drohend.

Andere kleine Gruppen debattirten heftig, und sie bestanden aus denjenigen, welche im Besitze von Aktien der Eldorado-Gesellschaft waren.

Obgleich noch gar nicht die Möglichkeit erkennbar war, ob der Indier auch seine angeblichen Erbansprüche werde nachweisen können, ergriff sie doch bei seinem Erscheinen eine Furcht, die an Gespensterfurcht grenzte.

Doch der Besitz des Goldes macht ängstlich, sobald nur vom Verluste die Rede ist.

Außer diesen Gruppen aber versammelten sich auch die Soldaten vor dem Hause des Commandanten, und verlangten laut die abermalige Verhaftung des Indiers.

Toskar suchte dieselben zu beschwichtigen.

Ein wüthendes Geschrei war die Antwort.

„Aber was wollt Ihr denn, daß ich thun soll?" fragte der in die Enge getriebene Commandant.

„Den Wilden in Ketten legen!" schrieen die Spanier.

„Ich habe mein Wort gegeben und muß es halten!"

„Damals wußte man noch nicht, daß er eben erst einen der unsern ermordet habe!"

„Das ist richtig! ich werde mir diese Angelegenheit überlegen!"

„Nein, nur keine Ueberlegung, man verhafte ihn!"

„Geduld, sage ich, und wartet die Nacht ab!"

Die Soldaten beruhigten sich einstweilen, zogen aber vor die Wohnung José's und machten ihrem Unmuth durch die fürchterlichsten Drohungen Luft.

José hatte unterdessen diesem Treiben mit Kaltblütigkeit und Ruhe zugeschaut, er hörte auch in derselben Stimmung dem Toben zu.

Nächst den Soldaten aber gingen die Mitglieder der Eldoradogesellschaft abermals den Kommandanten an.

„Oh, Ihr habt ja selbst die Bedingungen zu seiner Befreiung gestellt!" sagte der Major ausweichend.

„Nein, nein, wir nicht!"

„Nun, ich doch ebenfalls nicht; verhaftet Ihr ihn!"

„Ja, wenn Ihr uns unterstützt!“

„Das kann ich nicht versprechen!“

Es drang indessen ein anderer Vorschlag durch.

Man entschloß sich, den Llanero einzuladen, vor einem Ausschusse seine Ansprüche zu erheben.

Dieser Ausschuß sollte dann dieselben prüfen, und über ihre Gültigkeit oder Nichtigkeit bestimmen.

Eine Deputation ging sofort an José ab, um ihm hiervon Mittheilung zu machen.

Der Llanero war bereit, der Einladung zu folgen.

Er begab sich, wie er versprochen, von einer großen Menschenmenge begleitet, unbewaffnet nach dem für die Zusammenkunft bestimmten Orte, und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang.

Sobald aber die Soldaten erfahren, daß José unbewaffnet ausgegangen sei, bestürmten sie auf's Neue den Kommandeur.

Dieser entsandte auch wirklich eine Abtheilung, und ließ die Waffen José's wegnehmen.

Im Triumphe wurden dieselben über die Plaza getragen.

José sah dies aus einem Fenster des Hauses, in welchem er sich befand.

Er erhob sich plötzlich, und richtete folgende Worte an die Versammlung:

„Sennores, ich bin im Vertrauen auf einen mir von dem Gouvernement ausgestellten Paß hierher gekommen.

„Der Paß ist nicht respectirt.

„Ich bin hergekommen, um Ansprüche zu erheben, die möglicherweise hier Einen oder den Andern benachtheiligen können.

„Aber ich bin nicht gekommen, um mit Gewalt zu nehmen, was mir zustehen könnte, sondern um meine Rechte daran in gehöriger Form vor der Behörde nachzuweisen.

„Ihr dagegen zeigt Euch mir in einer Weise, daß ich glauben muß, Ihr wollt unrechtmäßig erworbenes Gut auf unrechtmäßige Weise vertheidigen.

„Endlich aber werden Verträge und Bedingungen gebrochen, welchen ich getraut.

„Ich kann hier nicht länger mit Euch verhandeln, während man mir meine Waffen raubt.

„Zwar scheint es, als sei ich in Eurer Gewalt, doch seht Euch vor, der Schein trügt oft!“

Unter einem fürchterlichen Tumulte verließ der Llanero nach diesen Worten die Versammlung, und schritt über die Plaza auf das Haus des Kommandanten zu.

Obgleich die vor und in demselben befindlichen Soldaten nicht übel Lust bezeigten, über ihn herzufallen, imponirte doch seine Kühnheit, seine Gestalt und sein erst gestern bewiesener Muth so sehr, daß man ihn ungehindert durchließ.

José trat vor Toskar.

„Ihr habt,“ sagte er zu ihm, „wortbrüchig gehandelt, ich bin im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit Eurer Versprechungen ohne Waffen ausgegangen; ich verlange, daß mir meine Waffen zurückgegeben werden, nicht um sie gegen die Spanier zu gebrauchen, sondern meiner Sicherheit wegen, die von anderer Seite bedroht wird!“

Der Major Toskar schien verlegen.

„Aber Ihr habt auch bereits unterwegs einen Spanier ermordet!“

„Das ist nicht wahr, Major, ich habe einen Räuber getödtet, der mich auf der Straße anfiel!“

„Doch meine Soldaten zwingen mich, Euch zu verhaften!“

„Und Ihr laßt Euch zwingen?“

„Ich werde zu Eurer Sicherheit Eure Verhaftung anordnen müssen!“

„Ich sorge besser selbst für meine Sicherheit; gebt mir meine Waffen zurück.“

Die Festigkeit, mit welcher der Indier auftrat, so wie sein eignes Ehrgefühl ließen den Major endlich ihm die Waffen wieder geben.

Mit diesen durchschritt der Indier stolz die Reihen der Soldaten nach seiner Wohnung zu.

Die Spanier murrten laut, und stießen sogar Drohungen gegen ihren Kommandeur aus.

Toskar suchte sie zu beruhigen, und dies gelang ihm endlich nach nicht geringer Mühe, da die Offiziere, statt ihn hierbei zu unterstützen, die Unzufriedenen nur noch mehr anreizten.

Die Soldaten zogen sich zurück.

Dagegen herrschte eine um so größere Aufregung unter den Eingeborenen Varinas, welche jeden Augenblick in lichte Flammen auszubrechen drohte.

José Paez aber hatte unterdessen seine Lage ermessen, und die Stimmungen, welche in der Stadt für und wider ihn herrschten, erwogen.

Was das Für betraf, so machte er sich durchaus keine übertriebenen Hoffnungen darauf.

Das Gegen schien ihm beachtungswerther, und namentlich so angethan zu sein, daß er seinen Zweck für jetzt nicht erreichen könne.

Denn was seinen Gegnern vielleicht offen nicht gelang; konnte ihnen im Geheimen sehr gut gelingen.

Der spanische Creole hatte, wie er wußte, überhaupt eine besondere Vorliebe für den Meuchelmord.

José entschloß sich demnächst die Stadt zu verlassen.

Nach den erwähnten Vorgängen aber hielt er es für angemessen, solches nicht heimlich, sondern öffentlich, und mit Erlaubniß des Kommandanten zu thun.

Er sandte deshalb einen Boten an denselben ab, und bat um die letztere.

Die Antwort lautete dahin, daß der Commandant ihm bei dieser Gelegenheit keinen Schutz gegen die Wuth der Soldaten gewähren könne.

Paez sandte nochmals zu dem Major Toskar, indem er ihm sagen ließ, daß er eine direkte Antwort auf seine Frage und Bitte wünsche.

Diese Antwort lautete dahin, daß ihm der Commandant die Erlaubniß zum Verlassen der Stadt verweigern müsse.

Das war allerdings direkt und José sagte:

„Gut, so bleibe ich!“

Der Wunsch sich zu entfernen, kann gewiß als ein Zeichen der Absichten gelten, die der Indier bisher hegte.

Er wollte jedenfalls keine Unruhen weiter erregen, oder gar derjenige sein, welcher den Aufstand in Varinas proklamirte.

Von jetzt ab jedoch änderte sich sein Entschluß.

Unterdessen kam der Abend immer näher heran und nachdem sich eine kurze Zeit während desselben die Gruppen noch mit Heftigkeit bewegten, begannen dieselben sich allgemach zu zerstreuen.

Dagegen sammelten sich die Soldaten wieder vor dem Hause des Commandanten und an anderen Theilen der Plaza.

Im Gegensatze zu den Creolen verhielten sich die Spanier sehr ruhig und erst als sich später der Major Toskar zeigte, den sie sofort umringten, äußerte sich einige Heftigkeit und mehrere Stimmen riefen halblaut:

„Wir verlangen durchaus seine Verhaftung!"

„Nun gut!" antwortete der Major „so versucht sie aber mit möglichster Stille."

Auf diese Einwilligung ihres Commandeurs besetzten die Soldaten die Plaza in der Gegend des Hauses, in welchem Paez wohnte.

Toskar, zwei andere Offiziere und vielleicht dreißig Soldaten begaben sich, nachdem auf ihr leises Pochen geöffnet worden, in das Haus.

Der öffnende Mann war der Eigenthümer des Hauses selbst.

Er erschrak, als er die Soldaten erblickte und sprang zurück.

„Halt, wohin!" rief der Major.

„Herr Commandant!" entgegnete der furchtsame Creole, „Ihr werdet doch mich nicht büßen lassen wollen —!"

„Schweigt und weicht nicht von der Stelle, Ihr sollt nichts büßen, wir wollen nur den Llanero verhaften, aber Ihr seid ein Kind des Todes, wenn Ihr ihn durch Lärm benachrichtigt, oder sein Entkommen unterstützt!"

„Ich werde thun, was Ihr befehlt!"

„So zeigt uns das Zimmer, wo sich der Llanero befindet!"

„Folgt mir!"

„Schläft er schon?"

„Ich glaube!"

Der Wirth des Indiers, welcher vielleicht gutwillig nie zum Verräther an seinem Gaste geworden, ward durch die Furcht dazu gezwungen.

Er schritt den Soldaten voran, eine Treppe hinauf und jene folgten.

José schlief wirklich bereits, da er einen solchen verrätherischen

Ueberfall nicht ahnte und erwachte erst bei dem Versuche der Spanier, die Thüre seines Zimmers zu öffnen.

„Wer ist da?" rief er.

„Sagt ihm," flüsterte der Major dem Wirthe zu „daß Ihr es seid, der ihn noch zu sprechen wünscht!"

Der arme noch immer erschrockene Creole folgte dieser Weisung.

„Ich bin es, Paez!" sagte er, „öffnet!"

„Wie — Ihr Sennor, was wünscht Ihr noch so spät?"

„Ich habe noch mit Euch zu reden!"

Auf das Geräusch der Tritte des Indiers, welche sich der Thüre von innen näherten, traten die Soldaten außen zu den Seiten derselben.

Im Uebrigen war es ziemlich finster.

José, der keinen Verdacht hegte, öffnete und stieß die Thüre weit auf.

So wie solches aber geschehen, sprangen auch die Soldaten vor.

José erkannte den Wirth, und errieth sofort den Zusammenhang des ganzen Vorgangs.

„Ah Verräther!" rief er zurückspringend.

„Ergebt Euch Paez!" schrie der Major Toskar mit andern Soldaten zugleich auf ihn eindringend.

„Zurück," donnerte Paez „ich werde mich ergeben, aber Niemand komme mir zu nahe!"

„Halt — Zurück!" rief der Commandant.

„Major Toskar!" sagte jetzt José „Eure Wortbrüchigkeit und die Verrätherei des Schelms, der mir heuchlerischer Weise Gastfreundschaft gewährte, bringt mich in Eure Gewalt; ich könnte mich zur Wehre setzen und ob ich es kann, wißt Ihr bereits sehr gut, aber ich will weiteres Blutvergießen vermeiden, doch hütet Euch, daß ich nicht wieder auf freien Fuß gesetzt werde, denn Ihr habt mir spanische Treue gelehrt und ich werde nicht anstehen, dieselbe auch gegen Euch zu beobachten!"

„Sorgt nicht!" entgegnete Toskar „Ihr sollt gut verwahrt werden; nochmals ergebt Euch!"

„Hier bin ich!" rief der Indier, mitten unter die Soldaten tretend.

Die Spanier wichen unwillkürlich bei dieser Bewegung und den Worten des Llanero zurück.

Doch der Major befahl:

„Die Fesseln her!“

„Wie, Fesseln?“ fragte Paez.

„Schwere Verbrecher werden stets gefesselt!“ lautete die schnöde Antwort.

Die Spanier kamen dem Befehle ihres Obern nach, brachten Ketten und Paez ward an Händen und Füßen geschlossen.

In diesem Zustande wurde der Indier, fast von der ganzen Garnison eskortirt, nach dem gewöhnlichen Gefängnisse der spanischen Festungen, nach den Casematten abgeführt.

35.

Die Befreiung.

Zwischen den Casematten von Barinas und denjenigen von Cumana waltete, sowohl was ihre Beschaffenheit, als ihre Bewohner betraf, ein kleiner Unterschied ob.

Denn was die erstere betraf, so gehörte die Stadt zu denjenigen Orten, deren erste Anlage dadurch angebahnt war, daß die Befestigungen zum Theil in Felsen gehauen, zum anderen Theile von Felsstücken aufgemauert worden.

Die Casematten hatten also durchgehends Felsboden und Wände von Granit.

Die gegenwärtigen Bewohner derselben bestanden aber nicht, wie diejenigen der Casematten in Cumana, aus gemeinen Verbrechern jeder Art, sondern aus den, im letzten Kriege gemachten Gefangenen.

Diese Gefangenen, deren endliches Loos der Tod sich nur aus den bereits angeführten Gründen, welche Vorsicht geboten, verzögert hatte, waren aber sämmtlich mit Fesseln beschwert.

Unter sie ward José gestoßen.

Der Raum, welchen der Indier nunmehr unfreiwillig betreten, war schmal und lang, ebenso, das heißt matt und schlaff, beleuchtet, wie die Räume in den Wällen von Cumana.

In demselben befanden sich aber nicht weniger, denn einhundertfunfzig Kriegsgefangene.

Bei dem Eintritt von Paez entstand ein Gemurre, welches die Mitte zwischen Unwille und Spott zu halten schien.

Dann rief man von verschiedenen Seiten:

„Willkommen, Kamerad!"

Andere Stimmen schrieen:

„Ein Llanero — ah ein Llanero!"

Noch andere der Gefangenen traten näher und fragten:

„Ist eine neue Revolution ausgebrochen?"

Paez blickte um sich, um einigermaßen diejenigen zu erkennen, welche ihn umgaben und jene Worte an ihn richteten.

Es waren mit wenigen Ausnahmen fast durchgehends Creolen aus den Küstendistrikten.

Der Indier sagte darauf:

„Ich danke für Euer Willkommen und bin allerdings ein Llanero, was aber Eure Frage nach dem neuen Ausbruch des Kampfes anbelangt, so wundere ich mich, daß Ihr nicht bereits ausgebrochen seid!"

„Was" — riefen Einige „seid Ihr toll, wir — gefesselt?"

„Wie" — meinten Andere — „hier aus diesen Casematten, aus der besetzten Festung?"

„Ei ja, das ist wahr!" entgegnete Paez spöttisch „so werdet Ihr Euch lieber todtschießen lassen?"

„Der Teufel hole diejenigen, welche es beabsichtigen!" rief ein riesiger Bursche „aber es ist ein Mal so weit mit uns gekommen."

Ein anderer Mann trat hervor.

Die regelmäßigen Züge desselben, sein Benehmen ließen auf einen Menschen von Bildung schließen, auch wenn die Ueberreste seiner einstigen Uniform den Offizier nicht verrathen hätten.

„Seht her!" sprach er, „wie sollen wir uns in diesen Ketten bewegen?"

José sah sich seinen Mann genau an.

„Garcia!" rief er, „Ihr ebenfalls hier?"

„Ihr kennt mich?"

„Ich kenne Euch, aber es ist zum ersten Male, daß ich Euch kleinmüthig sehe!"

„Wer seid Ihr?"

„José Antonio Paez!"

„Ah — wahrhaftig!"

„Ich fordere Euch alle auf, Eure Ketten zu zerbrechen!"

„Wie — unsere Ketten zu zerbrechen!"

„Mit Euren Ketten Eure Zwinger zu Boden zu schlagen, wenn es nicht anders geht!"

Ein wirrer Lärm erhob sich nach diesen wiederholten Aufforderungen.

„Ruhe!" gebot der Indianer.

Zugleich aber strengte er sich an, seine Fesseln zu zerbrechen.

Mit einer Kraft, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte, drehete Paez die Kette so lange herum, bis ein Ring derselben zerbrach.

Die Schelle blieb an seinen Handgelenk sitzen.

„Seht Ihr!" rief er triumphirend.

„Bei Gott, er hat die Kette zerbrochen!" murmelten die erstaunten Gefangenen.

„Jetzt hört!" hob Paez an, „wir haben die Nacht vor uns, versuchen wir, so vielen von uns die Ketten abzunehmen, wie es nur irgend möglich ist.

Am Morgen aber laßt uns den Wärter zu Boden schlagen und die Wache überrumpeln, alsdann werden wir weiter sehen; wollt Ihr?"

Es herrschte längere Zeit eine allgemeine Stille.

Dann jedoch erklärten sich Alle bereit auf den Vorschlag einzugehen und José begann aufs Neue an seinen Fesseln zu würgen, um sich von ihnen zu befreien.

Nach einer halben Stunde gelang dies, und José zerbrach auch die Fesseln des Lieutenant Garcia.

Seine Kraft schien unerschöpflich, obgleich er von Schweiß triefte.

Am Morgen waren vierzehn Gefangene ihrer Ketten entledigt. Draußen entstand bereits Geräusch und die Gefangenen erwarteten mit pochendem Herzen die Oeffnung der Thüre.

Ohne zu ahnen was geschehen oder was ihm bevorstand, öffnete der Gefangenwärter.

Er that einen Schritt in die Kasematten hinein und erschrak.

Zugleich jedoch erhielt er einen Schlag von José Paez auf den Kopf.

„Jesus Maria!" schrie der Mann und stürzte zu Boden.

„Vorwärts mir nach!" rief der Llanero und sprang über den Gefallenen fort.

Wie ein bisher gehemmter Strom, dessen Schleuse plötzlich geöffnet wird, stürzten die Gefangenen aus der Kassematte hervor.

Im Vorbau derselben befand sich die Wache.

Ein fürchterlicher Kampf erhob sich zwischen den Entfesselten und der Wache, während andere Gefangene die Schlüssel ergriffen und ihre Ketten öffneten.

Es fielen zwei oder drei Schüsse.

Aber obwohl diese einige der Intependenten kampfunfähig machten, so brachten sie doch keine Wirkung auf die andere hervor.

Mit Wuth und Verzweiflung schlugen sie auf die Soldaten los, und bald lagen acht Mann derselben todt am Boden.

Die Uebrigen entflohen.

Unterdessen waren andere von ihren Ketten befreit worden, und Einige bemächtigten sich der hinterlassenen Waffen.

Die Lärmtrommel begann durch die Straßen zu wirbeln.

Die Scene, welche jetzt folgte, genau zu beschreiben, ist nicht gut möglich.

Aus der Kasematte hervor traten nach und nach die Gefangenen, so wie sie von ihren Fesseln befreit waren.

Ihre Waffen bestanden aus den Gewehren und Säbeln der Wache, in den Ketten die sie noch eben getragen.

Andere rissen Steine aus dem Boden, noch andere ergriffen Stangen und Hölzer.

Wieder andere versuchten die Eisengitter, welche die Fenster verschlossen, herauszureißen.

In den Straßen rannten die Spanier mit Sack und Pack der Plaza zu, um sich auf den Allarm zu sammeln.

Von der einen Seite schafften die Artilleristen zwei Geschütze herbei und stellten sie vor dem Hause des Commandanten auf.

Erschrocken und überrascht blickten die Bewohner von Varinas aus den Fenstern.

Nur wenige wagten sich auf die Straße hinaus.

Aber viele reichten den entfesselten Gefangenen Waffen aus den Häusern zu.

Jene eilten, nachdem auch der letzte Mann seiner Fesseln entledigt worden, der Plaza zu.

Ohne grade zum Führer erwählt zu sein, leitete José Paez den Angriff, welchen man auf die Truppen unternehmen wollte.

Zu diesen war unterdessen auch der Major Toskar getreten.

Derselbe ließ eine Section ausschwärmen und sich über die Plaza verbreiten.

Die übrige Mannschaft stellte sich in mehrere Glieder auf und maskirte die Geschütze.

Der Kampf begann mit einzelnen Schüssen.

Unaufhaltsam drangen indessen die Intependenten trotz ihres Verlustes vor, da sie das Feuer nur schwach erwidern konnten.

Als der größte Theil von ihnen sich auf der Plaza befand, öffneten sich die Glieder der Spanier und die Geschütze spieen eine Kartätschladung aus.

Die Amerikaner wichen theilweise zurück.

Andere jedoch ließen sich in ihrem Sturmlauf nicht aufhalten.

„Vorwärts!" rief José Paez.

Von verschiedenen Seiten der Plaza eröffneten auch die Varineser ein Feuer.

Die Tirailleure wurden zurückgedrängt.

Sie stürzten sich auf die Kolonne und diese durch ihre Bewegung schon in Unordnung gerathen, kam dadurch noch mehr in Verwirrung.

Zugleich aber mischten sich die Amerikaner unter sie und es begann nun ein Kampf, Mann gegen Mann.

Nach einer Stunde war derselbe beendigt.

Mehr denn hundert Spanier waren getödtet, der Major Toskar, drei Offiziere und die Uebrigen zu Gefangenen gemacht.

Die Plaza füllte sich nach dem Siege der Amerikaner mit Menschen aller Art.

Die Spanier wurden gebunden und ihre Waffen vertheilt.

War nun diese That als erstes Debüt des Llanero José Paez anzusehen, als den Anfang einer Reihe von Thaten, die wie die Memoires de Simon Bolivar sagen, sogar an die homerischen Zeiten erinnern, so blieb die nächste natürliche Folge des Aufstandes nicht aus.

Denn dem Taumel, in welchem die Bewohner von Varinas sich befanden, folgte die Furcht vor den Folgen des Ereignisses.

Es folgte jene Verwirrung, die stets eintritt, wenn die bisherige Leitung einer Commune, einer Stadt oder eines Staates plötzlich aufhört.

Verschiedene Personen, die am Kampfe Theil genommen hatten, schlichen sich ängstlich davon.

Andere, die erst erschienen waren, nachdem der Sieg entschieden worden, erhoben ein fürchterliches Geschrei und verlangten, daß die Gefangenen getödtet würden.

Noch andere versammelten sich zu Gruppen und debattirten lebhaft über die nächsten vorzunehmenden Schritte.

Paez jedoch hatte bereits unter den ehemaligen Kriegsgefangenen eine solche Autorität erlangt, daß man ihm gehorchte.

Auf seinen Befehl umringten dieselben die gefangenen Spanier und wiesen das Verlangen der wüthendsten Schreier zurück.

Er selbst wartete ruhig, bis sich die erste Aufregung gelegt hatte.

Als dies aber geschehen, forderte er die Menge zum Schweigen und sprach:

„Bewohner von Varinas, Landsleute, welcher Raçe Ihr auch angehören mögt, es ist uns ein Unternehmen gelungen, was folgenschwer sein wird; aber verkennen wir unsere Lage nicht, mit dem Unternehmen haben wir der spanischen Regierung den Krieg erklärt, mit dem Gelingen desselben haben wir ihren Versuch unserer neuen Unterdrückung zu erwarten.

„Es ist nicht abzusehen, inwiefern sich unsere Landsleute unserer annehmen und ob wir nicht längere Zeit auf uns selbst beschränkt sein werden. Nur Ordnung und Regelmäßigkeit in unseren kräftigen Handlungen kann uns schützen, kann uns den Beistand des Landes verschaffen.

„Ich fordere Euch deshalb auf, zunächst eine Behörde, eine Junta einzusetzen, die den weitern Gang der Dinge leitet.

„Erst dann können wir dazu schreiten, über die Gefangenen zu bestimmen.

„Im übrigen sind wir im Besitz einer starken Festung, entfernt von der Hauptmacht der Spanier und es wird nur auf uns ankommen, von hier aus, dem Lande die Freiheit zu geben.

„Beachtet was ich gesagt habe!"

Ein allgemeines Jubelgeschrei folgte den Worten des Indiers.

„Bravo! Bravo!" rief man.

„Laßt uns eine Junta wählen!"

Andere aber riefen:

„Laßt uns die Spanier und die spanisch Gesinnten tödten; laßt uns die Freiheit von Südamerika proklamiren!"

Immer noch waren die Eingebungen der Aufregung größer als die Gebote des Vorstandes, welche einzelne geltend zu machen versuchten.

Ja die erstere that sich auch noch kund, als ein allgemeiner Ausdruck den Llanero zum General und Gouverneur der Festung ausrief.

„Gut!" entgegnete Paez „ich nehme die auf mich gefallene Wahl an, aber ich fordere von Euch unbedingten Gehorsam!"

„Befehlt!" schrie man „und wir werden gehorchen!"

José ernannte nun eine Junta von zwölf Personen.

An der Spitze stand der ehemalige Lieutenant Garcia.

Sofort nach ihrer Ernennung trat diese Junta unter dem Vorsitze des Letzteren zusammen, um die Berathungen zu beginnen.

Eine Municipalgarde ward errichtet.

Die Officiere derselben ernannt.

Eine Untersuchungskommission ward berufen und nun, nachdem dies geschehen, nachdem die Wälle besetzt und die Spanier in dieselben Kasematten gesperrt waren, in welchen sich erst die Gefangenen befanden, kehrte die Ordnung in der Stadt wieder zurück.

Dennoch aber war die Furcht der siegreichen Aufständischen groß.

Mit Späherblicken schaute man hinaus über die Wälle, ob noch keine Armee heranziehe, um die Stadt und ihre Bewohner zu bestrafen.

Man blieb Tag und Nacht unter den Waffen und mehrmals ward allarmirt.

Doch es vergingen drei Tage, ohne daß sich Etwas zeigte.

Endlich ward man dreister.

José aber war unterdessen nicht unthätig geblieben.

Er hatte einen Boten in die Steppe geschickt; er hatte für die gehörige Besetzung der Wälle Sorge getragen und Alles schien einen guten, günstigen Verlauf nehmen zu wollen.

Da aber zeigten sich am Horizonte vom Osten nach Süden zu dunkle Massen, und über diese Massen wirbelte dichter Staub empor.

Die Bewohner von Varinas eilten auf die Wälle.

Kanonen und Gewehre wurden geladen, die Thore geschlossen.

Eine berittene Bürgerwehr hielt auf der Plaza, um etwa im Innern ausbrechende Unruhen zu unterdrücken.

Alles war auf einen rächenden Angriff der Spanier gefaßt und bereitete sich darauf vor.

37.

Eine Rache.

Wir stehen am Ende des dritten Abschnitts dieser Geschichte.

Aber bevor derselbe schließt, wird dem Leser noch ein Drama vor die Augen geführt, welches gleichsam als Uebergang zu den an Grausamkeiten reichen Ereignissen der Zukunft zu betrachten ist.

Die Spanier hatten bei der Occupation der empörten Landstriche schrecklich gewüthet.

Ihre mörderische Unterdrückung der Aufstände war bisher noch nicht vergolten worden, nicht, weil ihre Gegner dazu zu menschlich dachten, sondern weil es ihnen an Macht dazu fehlte.

Doch jedenfalls hatten die Spanier diese Vergeltung durch ihr Benehmen provocirt.

Sie riefen dadurch ferner jene verzweifelte Vertheidigung der Intependenten hervor, welche endlich ihren Untergang zur Folge haben sollte.

Zu einer solchen Vertheidigung hatte sich auch Varinas entschlossen und gerüstet.

Nach dem, was vorgegangen, durfte freilich die Stadt auch das ärgste fürchten.

Sie kam indessen diesmal mit der Angst davon.

Denn während José Paez aus seinem Gefängnisse entlassen ward, während er in seine Heimath ging und endlich einem Trugbilde nachjagte, hatte man in Carraccas auf's Neue die Fahne der Empörung erhoben und die Unabhängigkeit proklamirt.

Vielleicht waren die Anzeichen dieser Erhebung dem General-Capitain Monteverde schon eher bekannt geworden und die Veranlassung, daß er die bekannte Amnestie proklamirte.

Wie ein Lauffeuer aber ging die Nachricht von der Erhebung durch das Land, nachdem der General Miranda die Leitung der Angelegenheiten übernommen hatte und überall zeigte sich Anhänglichkeit, Interesse, ja Enthusiasmus für die Sache der Unabhängigkeit.

Auch bis zu den Llaneros drang die Kunde davon, bald nachdem sich José von ihnen entfernt hatte.

Jene, durch Donna Maria von der Reise und den Absichten des bereits erwählten Führers in Kenntniß gesetzt und nicht mit Unrecht besorgt für seine Sicherheit, rotteten sich zusammen.

Ein Entschluß war bald gefaßt und in großen Schwärmen zogen die wilden Steppenreiter nach Varinas.

Sie waren es, welche sich den aufgeregten Empörern zeigten.

Mit dem scharfen Auge eines Mannes von Lebenserfahrung, blickte der Indier von den zur Vertheidigung der Stadt getroffenen Anstalten auf die heranziehenden Massen.

Er erkannte bald, welches ihre Bestandtheile waren und eröffnete es seiner Umgebung.

Die Angst der Varineser verwandelte sich in Freude und Jubel.

Man öffnete die Thore und bereitete sich vor, die neuen Gäste zu empfangen.

Sie kamen unterdessen ziemlich schnell näher, hielten sich aber

dann vorsichtig in einiger Entfernung, als befürchteten sie einen Ausfall der Besatzung oder deren Kanonen.

Eine Deputation, José an der Spitze, zog ihnen entgegen.

Durch jene wurden die Indier bald von den Zweifeln, welche sie hinsichtlich der Stadt gehegt hatten, befreit und José begrüßte sie: „Seid willkommen, meine Freunde!“ sagte er, „Ihr bringt uns Hülfe, obgleich wir deren nicht bedürfen, da den braven Varinesern allein die Vertreibung unserer Unterdrücker gelungen ist!“

Fragen und Antworten wechselten jetzt mit einer Schnelligkeit, welche die Ereignisse und das Interesse an denselben rechtfertigten.

Mit zuerst aber hatte sich Donna Maria, wie immer schon seit längeren Jahren, in der Tracht der Llaneros und zu Pferde, vorgedrängt.

Sie sprang aus dem Sattel, als sie den Geliebten erblickte, und Beide lagen einander in den Armen.

Ihr Verhältniß zu einander schien das Verbindungsmittel zwischen den Creolen und Indiern werden zu sollen; besonders die Letzteren schienen es als ein solches zu betrachten.

Demnächst aber kehrte die Deputation, begleitet von Donna Maria und den Häuptlingen, in die Stadt zurück.

Man proklamirte dort die Theilnahme an dem Aufstande von Carraccas und ordnete eine Gesandschaft an die Freiheitsjunta ab.

Die Indier bezogen ein Lager vor der Stadt und diese schaffte die nöthigen Lebensmittel hinaus.

Bald aber sollte die bis jetzt heitere und friedliche Scene mit andern wechseln.

Die zu den Ihrigen zurückkehrenden Häuptlinge berichteten, was mit José Paez geschehen und was in der Stadt vorgefallen.

Als aber die Indier von Gefangenen hörten, zogen sie in Schaaren durch die Thore herein und verlangten die Auslieferung derselben.

Zu ihnen gesellten sich diejenigen Creolen, welche dasselbe schon vor drei Tagen gefordert.

Eine neue Art von Aufregung und Aufruhr nahm seinen Anfang.

Nur wenige der Verständigen wagten es, diesen Massen, die sich mit jedem Augenblicke mehr erhitzten, gegenüberzutreten.

Zu ihnen gehörte Paez, welcher sich, begleitet von Maria, sobald er gehört, was vorgefallen, auf die Plaza begab.

Aber Donna Maria war in dieser Hinsicht selbst gegen ihn.

Sie selbst lag ihn an, den Verlangenden ihre Wünsche zu gewähren.

„Die Schändlichkeit der Spanier hat es nicht besser verdient!" rief sie.

Paez antwortete:

„Es ist aber meine Pflicht, ein Ermorden der Gefangenen zu hindern!"

„Du wirst es nicht können!"

„Aber ich werde es versuchen!"

Man langte auf der Plaza, welche dicht mit Menschen bedeckt war, an.

„Es lebe Paez, es lebe unser General Paez!" schrie die Menge.

José dankte durch eine Handbewegung und machte eine zweite, um anzudeuten, daß er sprechen wolle.

„Die Gefangenen, die Spanier!" heulte Alles.

José hatte lange Zeit Mühe, sich und seiner Stimme Geltung zu verschaffen.

Jedoch schaarten sich unterdessen Einige derjenigen um ihn, die seine Anordnungen zu unterstützen bereit waren.

„Was wollt Ihr mit den Gefangenen?" fragte José.

„Die Gefangenen, gebt uns die Gefangenen!" schrie man wieder.

„Aber was wollt Ihr mit ihnen?"

„Sie tödten, sie sollen uns büßen für die Schändlichkeiten ihrer Landsleute!"

„Wie, Ihr wollt Unschuldige opfern?"

„Sie sind nicht unschuldig, sie sind so schuldig wie die Andern!"

„Wenn auch, es kann nicht Euer Wille sein, sie zu ermorden!"

„Wir morden nicht, wir üben nur einen Act der Gerechtigkeit an ihnen!"

„Unmöglich kann dieser darin bestehen, Wehrlose zu tödten!"

„Sie sollen gerichtet und hingerichtet werden!"

„Gut, so wählt einen Ausschuß, wählt eine Commission, die über die Gefangenen und Ihr Loos bestimmt!"

„Das wollen wir, laßt uns wählen!"

Aber mit diesem Vorschlage und diesem Entschlusse waren die Unordnungen noch lange nicht zu Ende.

Denn nachdem die Creolen, zwischen denen und Paez bisher nur Fragen und Antworten gewechselt hatten, befriedigt waren, begannen die Indier.

Einige von ihnen riefen:

„Wir wollen auch unsern Antheil an ihnen haben!"

„Wie, Ihr?" fragte Paez.

„Ja wir, es sind auch die Gefangenen von uns erschossen und gehangen!"

„Aber Ihr habt sie ja nicht zu Gefangenen gemacht!"

„Gleichviel, wir wollen Rache!"

„Nun gut, sendet Abgeordnete an die Commission, welche erwählt werden wird!"

Die Indier traten zusammen.

Ob José Paez wirklich die Absicht hatte, die Gefangenen trotz der ihm bewiesenen Wortbrüchigkeit zu retten, ist wohl nicht recht zu bestimmen.

Jedenfalls aber hatte das Menschlichkeitsgefühl in seiner Brust die Oberhand, und er ging nur schwer daran, sich dem Willen seiner Untergebenen ohne Ordnung zu fügen.

Als er aber einsah, daß es geschehen müsse, wollte er das Ganze wenigstens mit Ordnung vollbracht und wenn möglich mit einem Scheine von Legalität versehen ausführen lassen.

Doch diese Aufgabe war keineswegs so leicht.

Denn nachdem er und die erwählte Junta sich in das Haus des Commandanten begaben, welches zur Sitzung derselben diente, langten mehrere Hundert Personen an, welche sich als zu der gedachten Commission bezeichnet vorstellten.

Daß dies nicht die Besten aus der Menge des Volkes waren, darf wohl nicht erst gesagt werden.

Denn wenn auch fast Alle den Tod der Spanier verlangten, die Mehrsten fühlten doch eine Art von Schauder, unmittelbares Werkzeug des Allgemeinwillens zur Vollführung desselben zu werden.

Jene aber, die auf ihre Wahl und ihr Recht pochten und trotz-

ten, verlangten sofort in den Sitzungssaal gelassen zu werden, um an den Berathungen Theil zu nehmen.

Paez hatte jedoch die Thüre durch einen Theil jener ehemaligen Soldaten besetzen lassen, die eigentlich die Befreiung von Varinas bewirkten.

Die Abgeordneten kehrten daher zu der Menge zurück, um sie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

Diese erhob ein schreckliches Geheul, und drohete die Gefangenen mit Gewalt aus den Kasematten zu reißen.

Jetzt trat José hinaus.

Seine bisher bewiesene Mäßigkeit gegen die Eine wie die Andere war keineswegs Schwäche:

Er bewies dies nun, als er zu der aufgeregten Menge sprach.

„Ihr habt mich!" sagte er, „zu Eurem Führer und General erwählt und ich habe diese Wahl nicht angenommen, um ein Spielball Eurer Launen zu sein. War es Eure Meinung, als Ihr mich erhobt, daß Einer im Stande sei, Euer Wohl zu verfolgen, so dürft Ihr Euch seinen Handlungen und Anordnungen auch nicht widersetzen; sollte es aber geschehen, so bin ich an dieser Stelle bereit, Gewalt anzuwenden!"

Ein dumpfes Murren unterbrach den Redner.

„Schweigt!" sagte José, „was ich aber jetzt will, ist, daß Ihr die Sache der Unabhängigkeit nicht durch ungerechtfertigten Mord entweihen sollt, und werde, wenn ihr es versuchen solltet, mein eigenes Blut daran setzen.

„Glaubt nicht, daß ich die Spanier Eurer Rache und ihrem verdienten Lohne entziehen will. Aber es ist nöthig, daß sie verhört, daß ihre Schuld oder die Nothwendigkeit von Repressalien gegen ihre Herrschaft nachgewiesen wird, und daß sie durch einen Spruch der über sie etwa zu verhängenden Execution anheim fallen.

„Sendet deshalb eine Commission von zwölf Mitgliedern, achtungswerthen Personen, die Euren Willen kundthun und die über die Gefangenen bestimmen werden!"

Paez schwieg und wiederum war anfänglich die Antwort der Menge nur jenes Murren der Unzufriedenheit.

Indessen fügte man sich endlich und schritt zu einer neuen Wahl, was auch die Indier thaten.

Wäre jetzt, wie auch vor drei Tagen gleich nach dem Siege der Empörer, eine spanische Trupp-Abtheilung erschienen, sie würde die Aufständischen besiegt und leichtes Spiel gehabt haben.

Denn man war so erpicht auf den vorhabenden Zweck, daß Niemand an Etwas Anderes dachte oder die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln beachtete.

Endlich kam dann, obwohl erst gegen Abend, die Commission zusammen und begann unter dem Vorsitze Garcias ihr Amt.

Die Gefangenen, welche man sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte zu schließen, wurden vorgeführt.

Es waren Einhundert und fünf.

Mit finstern Blicken traten sie vor ihre Richter, und es war hinreichend zu sehen, daß, wenn auch das Gefühl der Besiegten sie beherrschte, doch keiner von ihnen um Gnade bitten werde.

Gewiß hätte es ihnen auch nichts genutzt.

Der Major Toskar war der erste, welcher verhört wurde.

Garcia, als Vorsitzender der Commission, leitete das Verhör.

Es ist klar, daß der Anführer der Spanier, welcher in den westlichen Provinzen bekannt genug und der sich kürzlich noch erst eines heimtückischen Verraths schuldig gemacht, nichts von dem Creolen, der vor wenig Tagen noch die gewisse Aussicht auf den Tod gehabt, zu erwarten hatte.

Gewiß hoffte er auch auf keine Nachsicht.

Als er vortrat, fragte ihn Garcia:

„Wer seid Ihr?"

„Don Manuel de Toskar, Major im Heere Sr. Majestät von Spanien!" antwortete Jener.

„Das Don hättet Ihr sparen können!"

„Es ist an seinem Orte!"

„Aber Eure Herrschaft hat aufgehört!"

„Meine Herrschaft ist angeboren; ich bin der Sohn eines Granden von Spanien!"

„Das ist für uns gleich; Ihr habt die Bestrebungen und Unter-

nehmungen, welche seit drei Jahrhunderten Spanien auf diesen Erdtheilt gezeigt und vollführt, unterstützt!"

„Ich suche eine Ehre darin, es gethan zu haben!"

„Ihr seid deshalb schuldig des Raubes, der Erpressung und der widerrechtlichen Unterdrückung!"

„Ich habe nie geraubt, von Niemand etwas erpreßt und bin mir bewußt, meinem Könige und Vaterlande treu gedient zu haben!"

„Ihr habt ferner mit dahin gewirkt, daß die legale Erhebung der Kolonien gegen das Joch der fremden Herrschaft mit grausamer Gewalt unterdrückt worden!"

„Ich würde es nochmals thun, wenn mir die Gelegenheit dazu würde!"

„Ihr seid der Euch zur Last gelegten Verbrechen geständig!"

„Ich leugne nicht was ich gethan, aber ich habe keine Verbrechen begangen!"

„Ihr werdet dafür büßen müssen, wie Eure Spanier die von uns gemachten Gefangenen büßen lassen, unter dem Vorwande, daß sie Verbrecher seien!"

„Ich bin in Eurer Gewalt; aber ich erkenne diese Gewalt nicht als gesetz- und rechtmäßig an!"

„Wir bedürfen Eurer Anerkennung nicht!"

Während dieses Gespräches hatte mehrmals ein dumpfes Murren der Menge statt.

Doch der Major war davon keineswegs eingeschüchtert worden und behielt seine ganze Standhaftigkeit bei, um zugleich seine Soldaten dadurch aufzufordern, eine gleiche zu bewahren.

Im Uebrigen war dies ganze Verfahren nur eine leere Form und würde keine Aenderung in derselben stattgefunden haben, wenn die Spanier ihre Schuld bestritten oder sich weniger stolz benommen hätten.

Dem Verhör des Majors folgte das der anderen Gefangenen.

Die Handlung war langweilig und ermüdend.

Oft drohete daher die Geduld der Menge auszugehen, als die Nacht über dieses Geschäft hereinbrach, überdem da das Benehmen der Spanier ihren Zorn rege erhielt.

Denn nur wenige zeigten einige Aengstlichkeit in ihren Mienen

und Gebehrden, aber sie waren gezwungen, dieselbe zu verbergen, um nicht von ihren Kameraden verhöhnt zu werden.

Als nun endlich die Ceremonie beendet worden, als alle die, welche schon verurtheilt waren, ehe ein Urtheil gefällt, dem Tode bestimmt worden, da erhob sich ein fürchterlicher Jubel.

Zugleich jedoch erschien eine Anzahl Indier, um ebenfalls ihre Schlachtopfer zu verlangen.

Paez wollte gewiß verhüten, daß seine Stammesgenossen sich die Hände in diesem Blute färbten.

„Thoren!" sagte er unwillig, „ist es ein Vergnügen, Henkersdienste zu verrichten!"

Diese Mahnung half für die Indier, welche von nun ab stumme Zuschauer abgaben.

Sie ward aber überhört von den Creolen, welche nur die Befriedigung ihrer Rache im Auge hatten.

So ward denn hier weit in Westen, fern von dem eigentlichen bisherigen Kriegsschauplatze zuerst das Wiedervergeltungsrecht geübt.

Die Art aber, wie es geschah, war fürchterlich.

Der hereingebrochene Abend hatte sein Trauertuch über die Erde ausgebreitet.

Aber hunderte von Fackeln und Palmkerzen erhellten dieselbe, um das Ende der armen Spanier zu sehen.

Zwei und zwei aneinander gebunden, wurden sie zum Thore hinaus vor die Wälle auf die Ebene zwischen dem Lager der Indier und der Stadt geführt.

Hier waren bereits seit mehreren Stunden Menschen beschäftigt ein großes Grab zu bereiten.

Paez hatte bestimmt, daß die Gefangenen erschossen werden sollten.

Dagegen aber einen Anfall von barbarischer Wuth des spanischen oder creolischen Blutes, welche die Armeen noch martern wollte, strenge untersagt.

An jenem Grabe aber wurden die Spanier nun zu zwölf und zwölf aufgestellt, um den Gang in die Ewigkeit anzutreten.

Was während dieses Nachmittags Paez empfunden und jetzt bei dem Akte der Hinrichtung empfand, ist schwer zu sagen.

Jede seiner Handlungen im Laufe der letzten Stunden hatte von Verdruß und Widerwillen gesprochen.

Seine Stirn war und blieb in finstere Falten gelegt und mit zitternder Stimme ertheilte er seine Befehle.

Paez war ein Indianer und obgleich die Bildung ihn jetzt mit ihrem Hauche berührt hatte, mochte vielleicht ein Funke seines angebornen Charakters in seiner Brust glimmen.

Er mochte, da er nun auf dem Richtplatze stand, daran denken, wie er einst seine eigenen Eltern und Verwandten so auf denselben treten sah.

Doch wenn wirklich einen Moment das Gefühl der Rache, welche ihrer Befriedigung entgegensah, ihn beherrschte, so war es eben nur ein Augenblick.

Im nächsten war er wieder ruhig, kaltblütig und bedauerte gewiß nur aufrichtig die unglücklichen Opfer eines schrecklichen Parteienkampfes nicht retten zu können.

Er war nicht mit hinausgegangen zur Exekution, weil er wollte, sondern weil er mußte, weil seine Anwesenheit nöthig war.

Bald nachdem die ersten zwölf Spanier an den Rand ihres Grabes getreten, fielen ebensoviel Schüsse von einem aufgestellten Trupp Stadtmiliz.

Die zwölf Spanier waren nicht mehr.

Zwölf andere traten an ihre Stelle.

Sie folgten Jenen.

Nach einer halben Stunde war Alles zu Ende.

Jetzt erhob Paez sein Haupt.

„Bewohner von Varinas!“ sagte er, „ich kam hierher um eine Erbschaft an Geld und Gut zu suchen; die Umstände haben es anders gefügt, ich sollte eine andere Erbschaft übernehmen. Ich trete zurück zu meinem Volke, um dasselbe, wie es einst meine Vorfahren gethan, zu einem Kampfe auf Tod und Leben zu führen.

„Auch wir haben bereits gegen den gemeinschaftlichen Feind gestritten und werden es gewiß noch öfter zusammen thun.

„In Folge des ersteren Umstandes habt Ihr mir ein Vertrauen

bewiesen, für welches ich dankbar sein mußte und mich deshalb der Last unterzog, die ihr mir aufbürdet.

„Ich gebe mein Amt an Euch zurück und zur weitern Regulirung Eurer Verhältnisse ernenne ich meinen Freund und Leidensgefährten zu meinem einstweiligen Nachfolger.

„An Euch wird es es sein, durch verständige Maaßregeln zu beweisen, daß Ihr der tagendenden Unabhängigkeit werth seid und durch Eure Tapferkeit dieselbe zu schützen wißt.

„Lebt wohl, ich hoffe wir sehen uns einst in unserm befreiten Vaterlande wieder!"

Der Eindruck, welcher diese Rede auf die Leute von Varinas machte, ist nicht zu beschreiben.

Man hatte wahrscheinlich nicht daran gedacht, daß die Hülfsmacht, welche so willkommen gewesen, schon so schnell wieder davon ziehen werde.

Alles bestürmte den Indier noch zu bleiben.

Doch vergebens.

„Wir brechen sofort auf!" befahl Paez seinen Llaneros und schon nach einer Viertelstunde bewegten sich die einzelnen Trupps fort.

Nochmals sagte Paez der Stadt und ihren Bewohnern Lebewohl, indem er beide sich selbst und den Wirren eines siegreichen Aufstandes überließ.

Er hatte jetzt, nachdem er die Fahne der Empörung ergriffen, andere Zwecke zu erfüllen.

Sein Ruf und die Art der Befreiung von Varinas aber durchdrang bald das Land, und bestätigte gewissermaßen das Feldherrndiplom, welches ihm die Hirten der Steppen ausgestellt hatten.

Druck von R. Gensch in Berlin.

Der

Weg zur Präsidentenwürde

oder

ein Jesuitenzögling.

Historischer Roman

von

Carl Schmeling.

Vierter Theil:

Der Steppenhäuptling.

Berlin, 1857.
Verlag von F. W. Nelte.
(Sparwaldsbrücke Nr. 13.)

Weg zur Heilsgewißheit

ein Selbstbetrug.

Gedruckt beim

Vierten Theil

Der Streitschriftung

37.

Miranda.

Am fünften Juli des Jahres 1811 erklärte der Congreß von Venezuela, dem es genau so ging wie seiner Zeit einst dem Könige ohne Land, seine Unabhängigkeit im Namen der sieben vereinigten Staaten: Caraccas, Cumana, Varinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita.

Derselbe Congreß erklärte ferner, daß er die nordamerikanische Verfassung annehme und erwählte den Herrn Christoval de Mendoza zum Präsidenten.

Um aber endlich Alles wie in Nordamerika zu haben, übergab jener Congreß, der mit dem nordamerikanischen nur das gemein hatte, daß er nicht, wie Demoiselle Lenormand, in die Zukunft blicken konnte, dem Herrn Präsidenten dieselbe Vollmacht, wie sie einst Washington geworden.

Bei so günstigen Anzeichen jubelte denn auch wer jubeln konnte.

Indessen erhob sich eine Stimme gegen alle diese Anordnungen und der Mann, welcher dieselbe erhob, hieß — Miranda.

Habt Ihr den Namen Miranda schon gehört?

Wahrscheinlich, denn der Name ist so ziemlich seit funfzig Jahren ein Eigenthum der Welt geworden.

Aber wer kennt die Person, und zwar genau, so genau daß er ein Bild von ihr entwerfen könnte? — gewiß sehr wenig.

Noch weniger kennen und haben den Character und den Werth des Mannes gekannt.

Es wäre schade wenn wir so vorübergehen müßten, ohne mehr als seinen Namen zu nennen.

Francisko Miranda, ein Creole und der Sohn eines Creolen, war der Enkel eines Spaniers und ehemaligen Gouverneurs von Caraccas.

Aber schon auf seinem Vater ruhete die Schande nicht in Spanien geboren zu sein und dem Sohne dieses Vaters gedachte man es gar nicht mehr, daß sein Großvater ein wirklicher edler Spanier gewesen war.

Miranda faßte diesen Umstand mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit eines Creolen auf.

Zwanzig Jahre alt, war er nicht allein ein in allen Wissenschaften gebildeter, sondern auch ein schöner kräftiger Mann.

Ein eigener Drang trieb ihn in die Welt hinaus und ein ansehnliches Vermögen erleichterte es ihm, seinem Antriebe nachzugeben.

Er wollte sein großes, sein ungeheures Vaterland kennen lernen und wählte dazu einen Weg, der allein schon hinreichend war, seine Energie und seinen festen Willen zu bekunden.

Miranda machte sich zu Fuße auf den Weg und bereiste in dieser Weise Südamerika.

Als er diese Reise, zu schwer für jeden Andern, leicht für ihn, beendet, als er von ihr bereichert an Erfahrungen zurückkehrte, suchte er eine Anstellung im spanischen Heere nach.

Er ward Oberst und von dem Gouverneur von Guatimala zu besonderen Aufträgen benutzt, die dazu dienten, seinen Einblick in die Verwaltung des Landes zu erweitern und seinen Haß gegen die eigentlichen Herrscher derselben zu vermehren.

Da brach der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg aus.

Miranda verließ den spanischen Dienst und focht für die Freiheit der nordamerikanischen Staaten als Freiwilliger.

Zuerst gab er jetzt seinem Leben einen gewissen Zweck und regelte seine Handlungen zu einem bestimmten System.

Nordamerika hätte ihm nach dem Frieden gewiß eine bleibende Stätte, vielleicht eine Heimath gegeben.

Miranda verlangte in fremden Landen so wenig das Eine wie das Andere.

Er verließ Nordamerika und durchwanderte England, um Vergleiche anzustellen, um zu untersuchen, wo jene Ereignisse ihren Ursprung hatten, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, zu Fuße.

Ein Engländer, der dies letztere wunderbar fand, machte dem kühnen Mann die Bemerkung, wie viel Länder er auf diese Weise zu durchlaufen denke?

„Jedenfalls mehr und größere wie Ihr zu Wagen oder zu Roß!" antwortete Miranda.

„Aber den Nutzen, den Ihr davon habt?"

„Den könnt Ihr nie begreifen!"

John Bull, der eine Passion für schnelle Reisen in einem verschlossenen Kasten hat, würde den Nutzen heute noch weniger als zu jener Zeit zu begreifen im Stande sein.

Von England begab sich Miranda nach Spanien.

Er ging wie immer zu Fuße in diesem Lande, das er haßte und unter diesem Volke das er verachtete, vom Norden nach dem Süden und von der südlichen Spitze wieder bis zu den Pyrinäen.

Es ist zu vermuthen, daß er zwischen Spanien und Südamerika dieselben Vergleiche anstellte, wie zwischen England und Nordamerika.

Da er über das Meer nicht zu Fuße wandern konnte, so stieg er zu Schiffe und fuhr nach Italien.

Dort aber griff er wieder zum Wanderstabe und pilgerte Italien hinauf und so weiter nordwärts in einer Tour bis nach St. Petersburg, wo er im Jahre 1789 anlangte.

Die Kaiserin Katharina auf ihn aufmerksam gemacht, ließ ihn auffordern, in ihre Dienste zu treten.

Miranda dankte.

Katharina ließ ihn zur Tafel laden.

„Aber Sie müssen ein außergewöhnlicher Mensch sein!" meinte die Kaiserin zur Unterstützung ihrer Gründe ihn zu bewegen in Rußland zu bleiben.

„Das bin ich allerdings!" sagte Miranda ganz unbefangen, „aber es hindert eben auch nicht, meinem eigenen Willen zu folgen, Majestät!"

Und gleichsam als sollte die Kaiserin den Beweis erhalten, daß sie nicht zu viel gesagt, ereignete sich etwas, was vielleicht einzig in seiner Art war.

Es passirte der hohen Frau ein Unglück, welches sich nicht gut in Worte fassen läßt.

Die Höflinge standen erstarrt, obgleich in der Regel einem Ihrer Diener das Verdienst Mirandas zugeschrieben wird, ohne daß man bedenkt, wie ein Russe nie dergleichen gewagt haben würde noch konnte.

Miranda dagegen verbeugte sich ganz ehrbar und sagte:

„Verzeihung, Majestät, für meine Unanständigkeit!"

Ob es anständig war, eine solche zu begehen oder bei einer solchen zugegen zu sein, wäre schwer aus seinen Worten zu entziffern gewesen.

Die Kaiserin antwortete:

„Es ist verziehen!"

Später sagte sie zu dem Manne, dessen Geistesgegenwart sie bewunderte:

„Wer einen contrairen Wind gut zu benutzen versteht, dem ist gewiß vieles möglich!"

„Daran zweifle ich nicht, Majestät!" erwiderte Miranda.

Er verließ nach diesem Debüt Rußland, wo ihm, wie er sich ausdrückte, die Grenzpfosten das angenehmste gewesen, um nach Frankreich zu gehen, wo damals grade die Revolution ausgebrochen war.

Miranda erwartete viel von dieser Erhebung.

Deshalb bot er der neuen Regierung seine Dienste an und ward als Gesandter nach England geschickt.

Nach seiner Rückkehr zum General-Major ernannt, ward er 1792 zweiter Befehlshaber unter Dumoriez in der Champagne.

Seine Talente und Kenntnisse als Ingenieur und Taktiker wurden bald anerkannt und er erhielt den Auftrag, die Festung Mastricht zu nehmen.

Da aber das Befehlen den Parisern und ihrer vielköpfigen Regierung ebenso leicht ward, wie die Ausführung denjenigen, welchen dieselbe oblag, schwer werden mußte, sah sich Miranda genöthigt, die Belagerung aufzugeben.

Er focht demnächst unter Dumoriez die Schlacht bei Neerwinden mit und Dumoriez gab ihm Schuld, daß sie verloren ging.

Miranda wies nach, daß dem nicht so sei und erhielt, vielleicht auch noch aus anderen Gründen, den Auftrag den General Dumoriez zu verhaften.

Als der Berg die Girondisten besiegt hatte, ward auch der General Miranda angeklagt und vor das Revolutions-Tribunal gestellt.

Das war natürlich.

Denn Miranda hatte bei der neuen Wendung der Dinge gesagt: kein rechtschaffener Mann kann ein Knecht der Knechte des Henkers sein.

Indessen rettete ihm seine Beredsamkeit bei der Vertheidigung das Leben.

Dagegen ward er im Jahre 1795 wiederum verhaftet.

Man wollte ihn verbannen.

Obgleich Miranda erst seine Rechte als französischer Bürger geltend machte, — solcher war er geworden — verbannte er sich doch endlich, um neuen Scherereien zu entgehen, im Jahre 1797 selbst und ging nach England.

Frankreich, die französische Revolution und das französische Volk hatten seine Erwartungen nicht entsprochen.

Demungeachtet ging er 1803 wieder nach Frankreich.

Ein Mann wie er, mußte aber bei Napoleon, der damals erster Consul war, Verdacht erregen und Miranda ward jetzt alles Ernstes verbannt.

Er lebte nunmehr drei Jahre hindurch still und unbemerkt in England, wahrscheinlich aber beschäftigt, Pläne zu entwerfen, mit denen er sich schon lange umhergetragen.

Im Jahre 1806 jedoch trat er damit hervor und seine Absicht war nichts Geringeres als die spanische Herrschaft auf dem Festlande von Südamerika umzustürzen.

Er begab sich zunächst, um sein Unternehmen, das jedenfalls großartig genannt werden dürfte, ins Werk zu setzen, nach Jamaika.

Sodann ging er von Jamaika nach Trinidad und von hier nach New-York.

In der letzteren Stadt erhob er eine Summe von sechstausend Pfund Sterling und rüstete drei Schiffe aus.

Nicht mehr als neunhundert Mann, aber entschlossene tüchtige Leute waren es, mit denen er das Ungeheuerliche wagen wollte.

Miranda hatte gelichtet und nur diejenigen gewählt, welche ein Interesse an der Befreiung des Vaterlandes hatten, das heißt solche, die entweder aus demselben verbannt oder entflohen waren.

Das Unternehmen mißlang indessen ganz.

Denn die von seiner Ankunft bereits in Kenntniß gesetzten Spanier paßten den drei Schiffen auf; nahmen am 28. April nach einem heftigen Kampfe zwei derselben und zwangen Miranda mit dem Dritten zu entfliehen.

Doch auf offner See machte der muthige Insurgent mit seinen gleichgesinnten Begleitern wieder Kehrt und landete trotz der spanischen Wachsamkeit an der Küste von Venezuela.

Dies geschah am ersten August.

Aber sein Erscheinen und sein Aufruf ward von den Südamerikanern mit einer Art von dummen Erstaunen oder erstaunter Furcht betrachtet.

Man wagte nicht, sich ihm anzuschließen und Miranda sah sich nach einem Gefechte mit königlichen Truppen nach bedeutendem Verluste genöthigt, sich am 13. August wieder einzuschiffen.

Trotz dieser unangenehmen Erfahrung gab er seinen Plan nicht auf.

Im Jahre 1810 endlich gelang es ihm in Caraccas festen Fuß zu fassen und jene Kämpfe zu erregen, deren wir schon gedacht haben.

Doch immer waren es nur Wenige, welche sich für ihn erklärten und besonders die revolutionaire Geistlichkeit zögerte, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Dies erklärt, weshalb die Padres immer noch nicht dem Llanero seine Freiheit wiedergaben, bis er sie ohne ihre Mitwirkung erhielt.

Wahrscheinlich setzten sie kein Vertrauen auf das abenteuerliche Unternehmen Miranda's und wie das Ende von 1810 und der Anfang von 1811 zeigte, hatten sie nicht ganz Unrecht.

Jedoch dieser Vortheil der Spanier unter Monteverde diente nur dazu, eine wirkliche Losreißung der Kolonien vom Mutterlande zu bewirken.

Nachdem die zu Anfange dieses Abschnitts angedeuteten Schritte des Congresses geschehen waren, erschien der Bruch als unheilbar.

Wie gesagt stimmte indessen Miranda nicht für die Föderativ-Verfassung.

„Wozu", sagte er, „wollt Ihr Euch nach den Nordamerikanern richten, Ihr seid Südamerikaner; wir müssen unsern eigenen Weg gehen!"

Was der kühne Reisende hiermit sagen wollte, oder welche Verfassung er, als für den Augenblick und für Südamerika passend hielt, ist nirgend angegeben.

Genug, er wurde überschrieen und es sollte sich erst später zeigen, daß er in der aufgestellten Negative Recht habe.

Indessen ernannte man ihn doch an Stelle des zuerst gewählten unfähigen de Toro zum obersten Befehlshaber des Heeres.

Im Uebrigen gingen die Sachen seit der Unabhängigkeit-Erklärung außerordentlich gut.

Der Erhebung von Varinas folgten mehrere andere Orte.

Im August aber eroberte Miranda Valencia.

38.

Marino und Paez in Barcelona.

Wir müssen, bevor wir weiter gehen, noch eines Mannes gedenken, der im spätern Verlaufe der Ereignisse ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Marino hatte sich, oder vielmehr aus Cumana hatten sich, wie der Profeß der Jesuiten zu dem damaligen Gouverneur sagte, zwei Mönche entfernt, die keine Mönche sein sollten.

Einer derselben war Marino, der, wie wir wissen, das anvertraute Schreiben verloren hatte.

Der andere war der später durch seine Verrätherei berühmt gewordene Mulatte Piar.

Die beiden Männer begaben sich sofort auf ein Schleichhändler-Schiff und verließen Südamerika.

Wahrscheinlich gingen sie nach England oder mindestens nach Westindien, um dort für ihr Vaterland zu wirken.

Wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß der übermüthige Marino sich nur seiner Sicherheit wegen längere Zeit verborgen hielt.

Als er wieder zurückkehrte und den Ausgang der Angelegenheit mit José Paez erfuhr, begab er sich wiederum zum Prior des Klosters.

In Folge dieses Besuches kam es zwischen den Jesuiten und ihm zu einem völligen Bruche und der von jenen überall als ein Abtrünniger bezeichnete Creole irrte mehrere Jahre flüchtig und unstät umher.

Die Erhebungen in Caraccas führten ihn dorthin und Miranda ernannte ihn zum Chef seines Generalstabes.

Demnächst ging Marino nach der Steppe ab, um ein einmüthiges Handeln der Llaneros zu bewirken.

Da dieselben seit den Ereignissen in Varinas unter Paez vereinigt waren, so hatte seine Sendung keine großen Schwierigkeiten weiter.

Paez befand sich bereits auf dem Wege nach Barcelona.

Denn wenn der Indier auch seine Leidenschaft beherrschen gelernt, so weilte in jenem Orte doch Jemand, der ihn neuerdings zu verderben gesucht hatte und diesen mußte er züchtigen.

Er mußte solches um so vielmehr, als er jetzt auch das Recht hatte, für Donna Maria einzutreten.

Marino's Erscheinen ward von den Indiern mit Jubel begrüßt.

Bald nachdem er zu ihnen gestoßen, stand man vor Barcelona.

Hier war indessen ebenfalls Mancherlei vor sich gegangen.

Denn obwohl der Begleiter des Lieutenants Josepho es vorgezogen hatte, zuvörderst nach Varinas zu gehen, um dort die Verhaftung des ihm und jenem entkommenen Indiers zu bewirken, so gelang es demselben doch bei dem allgemeinen Aufstande in Varinas zu entkommen.

Es gelang ihm auch Barcelona wieder zu erreichen und er brachte dorthin die Nachricht von dem schlechten Ausfalle des Versuches, den Auftrag des Goubernadors auszuführen.

Aber er that solches nicht in einer Weise, wie es vielleicht Don Rovierez gewünscht hätte und es ihm ersprießlich gewesen wäre.

Exellenza sollte dies in einer Weise erfahren, die ihm höchst unangenehm sein mußte.

Denn der Soldat machte zunächst seinen Kameraden Mittheilung, wodurch die Garnison und die Stadt erfuhr, was geschehen.

Dann erst meldete er dem Commandeur.

„Was —!" rief Centifuego erstaunt, als er die Meldung des Reiters vernommen.

Der Dragoner wiederholte stotternd seinen Bericht und der General sprang trotz seiner Jahre und seines grauen Hauptes vom Sessel auf, wie ein heißblütiger Jüngling, der die Untreue seiner Geliebten erfährt.

„Madre de dios!" rief er „so wollte ich, daß Dich, Deinen Lieutenant und den Gouverneur der Teufel lebendigen Leibes holte!"

„Sehr wohl, Exellenza!" entgegnete der Dragoner in seiner Angst und Centifuego warf ihm einen wüthenden Blick zu.

Seit mindestens fünfundzwanzig Jahren hatte der brave General nun bereits in der Colonie gestanden und deren Verhältnisse kennen gelernt.

Er hatte die Mängel, welche in der Verwaltung derselben vorgekommen waren, recht gut entdeckt und war verständig genug, um einzusehen, wodurch denselben hätte abgeholfen werden können.

Aber wer hörte auf einen Soldaten, der noch dazu lange Zeit nur auf niederer Stufe stand.

Ja er durfte nicht ein Mal Etwas sagen und mußte sich begnügen, seinen Aerger und Verdruß in der Brust zu tragen.

Derselbe war dafür aber auch aufrichtig und konnte ihn zu Zeiten so in Zorn versetzen, daß er alle Rücksichten vergaß.

Als er sich gesammelt, fragte er nochmals:

„Also der Aufstand ist wirklich so umfangreich, wie Du ihn darstellst?"

„Wie ich gesagt, Exellenza, die Unseren sind überwunden!" antwortete der Dragoner.

„Du kannst gehen!" rief der General und er ging ebenfalls.

Aber sein Gang war nicht die Entfernung von einer Stelle, die ihm eben so unangenehm durch die Nachricht, welche er erhalten, geworden, als sie dem Ueberbringer derselben war, um sich an einem Ort zu begeben, wo das Mißbehagen ein Ende nahm.

Denn Centifuego begab sich direkt zu dem Gouvernador.

Ohne viel Rücksicht auf die sonst gewöhnliche Etiquette zu nehmen, stürmte er in das Zimmer desselben, was Don Novierez veranlaßte, sich mit dem aufrichtigsten Erstaunen zu erheben.

„Ich hab es mir gedacht!" rief der alte heftige Soldat, welcher durch das Hinaneilen der Treppen fast athemlos geworden.

„Ich habe es mir gedacht!" wiederholte er keuchend.

„Aber Herr General —?" begann der Gouverneur.

Doch Centifuego unterbrach ihn.

„Ich habe es mir gedacht, daß Exellenza einen Unsinn machen würden!"

„Mein Herr —!"

„Ja ja, einen Unsinn, der so böse Folgen haben wird, daß wir daran zu verdauen haben werden!"

„Vor allen Dingen Herr General muß ich fragen, seit wann es Sitte ist, auf diese Weise in meine Appartements einzudringen?"

Der Gouverneur benannte seine Zimmer ebenfalls mit der hochtrabenden Bezeichnung.

„Zum Henker, Exellenza, vielleicht werden hier bald Andere auf noch unhöflichere Weise eindringen!"

„Wie?"

„Weshalb habt Ihr den José Paez verfolgen lassen?"

„Ich den José Paez verfolgen lassen?"

„Nun ja, oder habe ich es etwa gethan, weil Eure Abgesandten unter meinem Befehle stehen."

„Herr General ich muß gestehen —!"

„Gesteht oder gesteht nicht, Exellenza, das ist mir gleich, es ist und bleibt ein höchst dummer Streich, einen Menschen der unschädlich war, zu zwingen, daß er schädlich werden muß!"

„Ich verstehe von allem kein Wort!"

„So muß ich Euch einen Commentar dazu geben!"

„Wenn ich bitten darf!"

„Nun von Euren Meuchelmördern —!"

„Herr General —!"

„— Von Euren Meuchelmördern ist der Lieutenant Josepho getödtet."

„— Josepho getödtet?“

Der Gouverneur konnte seinen Schreck nicht verbergen bei diesen Worten.

„Ja ja, getödtet,“ wiederholte Centifuego, „und ihm geschah schon Recht, aber Ihr habt ihn auf dem Gewissen!“

„Herr General, Ihr seht mich zu erstaunt, als daß ich auf alle Eure ungereimten Anschuldigungen antworten könnte!“

„Der Teufel soll mich holen, Exellenza, wenn sich nicht alles vortrefflich reimt; hört nur weiter: Obgleich also Josepho von Paez getödtet wurde, ward letzterer doch auf Eure Veranlassung in Varinas verhaftet!“

„Ah — wirklich!“

„Ja, und das ist so ganz nach Wunsche, he?“

„Nun gewiß, sobald er sich einer That erfrecht, wie Ihr sie bezeichnet!“

„Schön, aber daß er sich und alle Kriegsgefangene in Varinas befreit hat, ist wohl auch hübsch!“

„Ich erstaune —!“

„Und daß er mit diesen in Gemeinschaft der Bewohner von Varinas Sr. Majestät Truppen angegriffen, ist gewiß ebenfalls vortrefflich!“

„Ich erstaune, doch der Major Toskar wird seine Schuldigkeit gethan haben!“

„Ein Schuft, wer daran zweifelt, aber er konnte nicht verhindern, daß er besiegt wurde!“

„Wie?“

„Daß er besiegt wurde, Exellenza, und die kaum unterdrückte Bewegung wieder im Gange ist!“

„Madre de dios!“

Schon während einiger Minuten drang von der Plaza her ein dumpfes Getöse in das Schloß.

Jetzt als der Marquis seinem Erstaunen grade durch einen Ausruf, der in der Regel nichts bedeutet und doch viel sagt, Luft machte, trat ein Diener in das Zimmer.

Die Gesichtsfarbe dieses Menschen war blaß und seine Bewegungen verriethen die größte Aengstlichkeit.

„Exellenza, rief er, „das Volk rottet sich auf dem Plaza zusammen!"

„Ah, also auch hier schon!" rief der General und eilte davon.

Schon ohne weiteren Befehle hatten sich die Truppen in dem Schloßhofe aufgestellt. Centifuego ließ sofort alle Eingänge und Fenster des Forts besetzen.

Obwohl noch eine gewisse Regelmäßigkeit herrschte, zeigten doch alle Gesichter eine bedeutende Unruhe.

Das war natürlich, man hatte kein gutes Gewissen und mußte das Vergeltungsrecht fürchten.

Wie sich aber böse Nachrichten verbreiten, ist wirklich merkwürdig.

Es scheint, als trüge sie der Luftzug mit fort, als fache der Wind sie an, gleich einem Funken, damit sie, wie dieser, recht schnell zum verzehrenden Feuer werden.

Die Rückkunft eines einzelnen Reiters konnte gewiß nichts Verdächtiges an sich haben.

Dennoch mußte dieser Mensch wohl eine Phisiognomie gezeigt haben, die auffallend war.

Dennoch mußten die Leute von Barcellona an derselben wohl erkennen, daß er der Ueberbringer einer Hiobspost sei.

Nach fünf Minuten wußte ganz Barcelona, was vorgefallen sei und nicht allein dies, sondern noch viel mehr, und dennoch hätte Jemand dieselbe Zeit gebraucht, im schnellsten Laufe vom Schlosse bis zu dem letzten Hause der Stadt zu kommen.

Nach fünf weiteren Minuten war die halbe Einwohnerschaft auf der Plaza versammelt.

Was wollte dies Volk?

Gott mag es wissen, denn alle, die zu der Menge gehörten, waren keine von denjenigen, die ein klares Verlangen in sich trugen nach dem, was nöthig sei.

Aber jene war dafür um so viel unruhiger und aufgeregter.

Man schrie:

„Nieder mit den Spaniern!"

„Nieder mit den Tyrannen!"

„Es lebe Varinas!"

„Nieder mit dem Gouverneur!"

„Es lebe Amerika!"

„Der letztere Ruf war seit einiger Zeit bereits die Losung bei allen aufrührerischen Zusammenkünften der Creolen des Landes.

Unter solchen und anderen Rufen mehrte sich aber die Menge mit jeder Sekunde.

Sie nahm endlich eine so drohende Haltung an, daß man das Aeußerste fürchten mußte.

Doch bis jetzt waren noch wenig Bewaffnete bemerkbar.

Trotz dem waren Befürchtungen nur zu gerecht.

Der General Centifuego hatte eine Art von Kriegsrath zusammenberufen und berieth eben über die Mittel, welche anzuwenden seien.

Der Gouverneur und diejenigen Beamten der Regierung, welche in der Festung anwesend waren, fanden sich ebenfalls auf dem Hofe derselben ein.

Alle waren blaß wie der Tod und zitterten.

Es scheint überhaupt das Vorrecht der Verwaltungsbeamten Spaniens gewesen zu sein, in der Tyrannei und Bedrückung der Kolonien jedes Maaß zu übersteigen, um bei drohenden Gelegenheiten den Kopf zu verlieren.

Don Rovierez trat zu dem General.

„Was werdet Ihr thun, General?" fragte er.

Centifuego, so wie die ihn umgebenden Officiere warfen einen spöttischen Blick auf das ängstliche Gesicht des Mannes und der Erstere erwiderte:

„Ich weiß es selbst noch nicht; eigentlich aber solltet Ihr die nöthigen Befehle ertheilen, Exellenza!"

Der in dieser Aeußerung verdeckte Spott ließ den Gouverneur einen Moment die Ereignisse der Gegenwart vergessen und ihn sich fühlen.

Er richtete sich mit einer stolzen Miene empor und antwortete:

„Allerdings sollte ich dies — und ich werde es auch; man unterdrücke diese Bewegung sofort durch die Truppen!"

Der Ausdruck, den das Gesicht des Generals bei diesen Worten annahm, ist schwer zu beschreiben.

Aber die Verachtung war zu deutlich auf seinen Zügen ausgeprägt, um irgend ein anderes Gefühl hervortreten zu lassen.

Auch das Lächeln, welches um seine Lippen spielte, war ein verächtliches.

Er antwortete:

„Ich werde erst mit Rücksicht auf die Veranlassung derselben sehen, wie weit ich dies verantworten kann!"

Der Gouverneur ward sofort inne, daß er jetzt nachgeben müsse und that dies auch.

Der General und seine Officiere dagegen setzten ruhig ihre Berathung fort, während die Menge auf der Plaza immer unruhiger wurde.

Dieser Unruhe aber hatte, grade das Gegentheil in dieser Hinsicht von ihrem Gemahle, Dona Isabella Valeria mit allen Zeichen des Wohlbehagens zugeschaut.

Ihr schien dieser Tumult Vergnügen zu gewähren.

Es schien ferner als übe diese Frau einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf ihre Ehemänner aus, da der jetzige Gouverneur dem früheren an Aengstlichkeit kaum nachstand.

Das Auffallendste aber war, daß sich Niemand aus dem Volke um die Dame kümmerte.

Und wahrlich es charakterisirt den Taumel dieser Menge nichts besser als die Ungestörtheit, mit welcher die Frau ihres grimmigsten und unmittelbarsten Gegners ihrem Treiben zusehen konnte.

Beiläufig bemerkt, war aber auch die Marquise auf einen Angriff vorbereitet.

Mehrere Gewehre und Pistolen lagen auf dem Tische, drei Neger, die Erzfeinde der freien Creolen und Mestizen, befanden sich im Zimmer, wovon der eine einen Puma hielt, gewiß der Stellvertreter des Thiers, welches einst Don Roviérez so erschreckte.

Freilich mußten diese Vertheidigungsmittel gegen eine aufgeregte Menge von Hunderten immer als unzulänglich erscheinen.

Dennoch aber that die Marquise dabei viel sicherer als ihr Gemahl in der Mitte eines festen Schlosses und einer Anzahl Soldaten.

Es gab indessen außer der Angst des Marquis und der Dreistig-

keit seiner Gemahlin noch Andere, welche die Menge im Zaum zu halten suchten.

Wir haben bereits gehört, wie die Priester von dem Ausbruche und der Verbreitung der Revolution in Südamerika selbst überrascht wurden, obgleich sie erst unablässig geschürt hatten, um dieselbe hervorzurufen.

Die Erhebung ging ihnen zu weit.

Die Revolution erhob Ansprüche, welche sie nicht billigten.

Die Befreiung vom Joche Spaniens schien sogar auch die Befreiung von der geistlichen Bevormundung nach sich ziehen zu wollen.

Das war jedenfalls zu viel und gewiß hatten namentlich die Mitglieder der Gesellschaft Jesu schon seit längerer Zeit von jenseits des Oceans her andere Verhaltungsregeln erhalten.

Denn schon bei den ersten Erhebungen der Independenten im Jahre 1810 hatten sie dieselben als Gott mißfällig verdammt und ihre Mißbilligung blieb bei der abergläubischen Menge gewiß nicht ganz ohne Erfolg.

Auch die Jesuiten in Barcelona gehörten zu denen, die gewissermaßen eine dritte Partei, die Partei der Gemäßigten zu bilden suchten.

Sie billigten dem Anschein nach die Revolution nicht, aber sie beherrschten durch dieselbe die Regierung.

Unterstützt wurden sie hierbei durch die Abhängigkeit, in welcher die Masse des Volkes zu ihnen stand.

Doch Alles änderte sich durch die Proklamation der revolutionären Regierung von Caraccas, welche die Priester als außerhalb dem Gesetze stehend bezeichnete, sobald sie nicht Partei gegen die Spanier ergriffen.

Vielleicht wußte man dies schon im Jesuiter Collegium zu Nueva Barcelona.

Während also der General Centifuego mit seinen Offizieren berieth, der Marquis seinen Kopf verlor und die Marquise mit Gleichmuth die Dinge erwartete, welche kommen sollten, blieben auch die Jesuiten nicht unthätig.

Die Thore des Klosters öffneten sich, als der Lärm der Menge

den höchsten Grad erreicht hatte und die Padres traten in voller Processsion daraus hervor.

Voran schritt der Profeß, in der einen Hand ein Krucifix, in der andern ein Rosenkranz.

Ihm zur Seite ging der Meßner und Glöckner mit der Monstranz und einige Chorknaben läuteten.

Dann folgten die Padres paarweise.

So wie dieser Zug sich zeigte, verstummte der Lärm und das Geschrei.

So wie er aus dem Kloster herausgetreten war, entblößten Alle ihr Haupt.

Als er aber die ersten Personen der erst tumultuarischen Masse, welche jetzt verstummt war, erreichte, warf sich dieselbe bei den Tönen der Glöckchen auf die Knie.

Der Profeß ertheilte seinen Segen und sprach:

„Ihr verblendeten Schaafe, was beginnt Ihr, was bewegt Euch, daß Ihr Euch auflehnt gegen das Regiment des rechtmäßigen Herrn, der Böse hat Euch mit Blindheit geschlagen, daß Ihr nicht wißt was Ihr thut, aber geht in Euch und laßt ihn nicht Macht über Euch gewinnen, damit Ihr ihm nicht zur Beute werdet. Laßt uns zu Ehren des Herrn einen Rundgang halten, und kehrt dann zurück zu Euren Wohnungen und zu Eurer Arbeit!"

Der Profeß hob nach diesen Worten das Krucifix über sein Haupt empor und schritt weiter.

Wo er und seine Begleiter vorübergegangen waren, erhob sich die Menge und folgte schweigend.

Man bemerkte vom Schlosse diese Bewegung.

Der General Centifuego lachte:

„Wir können unsere Waffen ruhen lassen!" rief er.

„Ah!" stöhnte der Marquis als falle ihm eine Centnerlast vom Herzen. „Der brave Profeß, die vortrefflichen Padres!"

Viele sahen ihn spöttisch von der Seite an, doch er achtete nicht darauf.

Der Profeß setzte unterdessen seine Processsion um die Plaza fort und als dieselbe beendet, begab sich wirklich die Menge nach Hause.

Eine Stunde später war die Plaza völlig leer.

Der Marquis hob den Kopf wieder.

Als er aber dem General Vorwürfe über sein Benehmen machen wollte, antwortete dieser kurz:

„Schön, schön, Excellenza, ich werde sofort alles haarklein Excellenza dem General-Capitain melden!"

Das war eine unangenehme Mittheilung, den Monteverde, der ihn installirt hatte, weil es ihm von dem Ministerium aufgetragen worden, protegirte keineswegs den Marquis.

Im Gegentheil, er hatte demselben in der letzten Zeit mehrmals seine Unzufriedenheit mit der von ihm geführten Verwaltung kund gethan und mit Amtsentsetzung gedroht.

„Wie, Ihr wolltet, General?!" rief der Marquis deshalb kleinlaut.

„Es ist meine Schuldigkeit!" entgegnete jener und drehte ihm den Rücken.

Centifuego theilte übrigens nicht die Sicherheit, in welche der Marquis durch die Unterdrückung des Aufstandes versetzt worden.

Er kannte die Natur des Landes, des Volkes und der gegenwärtigen Erhebungen zu genau, um nicht zu wissen, daß es mit diesem ersten Aufstande nicht zu Ende sein könne.

Er wußte auch, daß wenn es gleich den Jesuiten heute gelungen war, denselben zu dämpfen, es ihnen nächstens nicht mehr gelingen könne.

Noch galt zwar der Priester etwas, aber sein Ansehen nahm von Tage zu Tage ab, worauf hin die aufgeklärteren Creolen stets arbeiteten.

Sie aber hatten bis jetzt noch nicht an der Bewegung Theil genommen.

Ihm standen jetzt zwei Bataillone Infanterie, vier Eskadrons Dragoner und Ulanen und eine Batterie zu Gebote.

Einer Stadt wie Barcelona gegenüber war dies allerdings in gewöhnlicher Zeit eine bedeutende Macht, aber sie reichte für aufgeregte Zeiten der Revolution nicht aus, die Bevölkerung im Zaum zu halten.

Er schickte deshalb einen Courier nach Cumana.

Wie richtig seine Ansicht der Sache war, zeigte sich übrigens schon am nächsten Tage.

Von früh bis spät trieben sich unruhige Massen auf den Straßen umher.

Der Gouverneur verlangte die gewaltsame Vertreibung derselben.

Centifuego weigerte sich Gewalt anzuwenden.

Die Marquise zog es indessen vor, ihre Villa zu verlassen und im Schlosse zu wohnen.

Drei Tage hindurch steigerten sich die Unruhen und am dritten hatte der Profeß, welcher einen Umzug, wie den beschriebenen versuchte, Gelegenheit zu sehen, daß seine Macht zu Ende sei.

Immer noch weigerte sich Centifuego, Gewalt anzuwenden, weil die Menge nur schrie und lärmte, sich aber jeder eigentlich thätigen Unternehmung enthielt und die Insulten der spanischen Beamten immer erst nur in wörtlichen Beleidigungen bestanden.

Da fiel in diese gährende Masse ein Funke, ähnlich als wenn ein solcher in ein Pulverfaß fällt.

Es war die Proklamation der revolutionären Regierung aus Caraccas.

Bisher hatte man keine Waffen gesehen, jetzt kamen solche zum Vorschein.

Bisher hatte sich die Menge begnügt, zu schimpfen und zu fordern, jetzt trat hierzu offener Angriff.

Einige Spanier, die unklug genug, oder zu ängstlich für ihr Eigenthum besorgt, in der Stadt geblieben waren, wurden gleich beim ersten Auftauchen der beregten Nachricht ermordet.

Mit dem Volke oder, wenn man es so nennen will, dem Pöbel, verband sich die Aristokratie der Stadt, und kühn pochten einige Individuen sogar an die Thore der Burg, indem sie Oeffnung und Uebergabe derselben verlangten.

Die Angst der Spanier stieg auf das höchste.

Nur Centifuego verlor die Geistesgegenwart nicht.

Zu den Truppen gewendet, sagte er, nachdem er sie selbst mit dem Inhalt der Proklamation aus Caraccas bekannt gemacht hatte:

„Die Würfel sind gefallen, der Bürgerkrieg beginnt von Neuem,

unsere Gegner haben ihn erklärt. Bisher habe ich auf Anweisungen des General-Capitains für uns gewartet; jetzt muß ich, müssen wir handeln. Ich erwarte, daß Jeder wie ein ächter Spanier seine Schuldigkeit thut!"

Seine Rede ward stumm aufgenommen; die Spanier hatten nicht nöthig zu versichern, daß sie letztere thun würden; ihnen blieb nichts weiter übrig.

Der General gab den Befehl zum Aufsitzen für die Cavallerie.

Als derselbe ausgeführt, wurden die Thore geöffnet und das Signal zum Angriff gegeben.

Der Letztere erfolgte.

Die Scene aber, welche er verursachte, richtig zu beschreiben, dürfte nicht gut möglich sein.

Geschrei, Geheul, Gewimmer erfüllten die Plaza und die ganze Stadt.

Die ersten Reiter, welche aus dem Schlosse hervorsprengten, waren Ulanen.

Von ihren Lanzen durchbohrt, sank eine bedeutende Anzahl Personen todt oder schwer verwundet nieder.

Wer laufen konnte, suchte sich durch die Flucht zu retten.

Dennoch geschah dies Letztere nicht, ohne daß auf die Reiter einige Schüsse abgefeuert wurden und auch sie zahlten dem Treffen ihren Tribut.

Indessen war nach diesem Angriff die Plaza wie gekehrt.

Die im Schlosse zurückgebliebenen Soldaten zitterten vor Verlangen, am Kampfe Theil zu nehmen.

Derselbe nahm jetzt eine andere Wendung.

Man begab sich zu den Häusern der Spanier und begann sie zu demoliren.

Andere der Rebellen feuerten aus ihren oder andern Häusern von der Plaza nach dem Fort hinüber.

Bald auch hatte ein nichtsnutziger oder verzweifelter Haufe von Menschen, wie es in jeder Stadt welche giebt, Feuer angelegt und es stieg an mehreren Stellen Rauch auf.

Ein anderer war zu der Kirche geeilt und läutete Sturm.

Vom Jesuiter-Kollegium erklang das Mettenglöcklein.

Die Spanier verlangten von dem General Centifuego, daß er ihr Eigenthum schütze.

Der alte Haudegen sagte:

„Es wäre besser, man ließe dies Volk sich austoben, aber ich will mich wenigstens vor dem Vorwurfe der Nachlässigkeit schützen!"

„Halt!" rief der Gouverneur, „zuerst gebt mir eine Eskorte, ich werde sofort nach Cumana gehen!"

„Excellenza!" rief der General unwillig, „Ihr Platz ist hier, nud Sie werden bleiben!"

„Wie, Ihr haltet mich zurück, Sennor?"

„Keineswegs, geht, aber ich habe für Euch keine Soldaten übrig!"

Ohne auf weitere Einwendungen oder Forderungen des Gouverneurs zu achten, ließ er hiernach einen Theil der Truppen aus dem Fort in die Stadt rücken.

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich.

Die Rebellen suchten sich in den Häusern, oder hinter, in der Eile aufgeworfenen Schutzwehren zu vertheidigen.

Die Soldaten griffen diese Schutzwehren und Häuser an, und siegten.

Sie nahmen erstere, meistens mit dem Bajonett und schossen die dünnen Wände der letzteren mit Kanonen ein.

Vier oder fünf Häuser stürzten zusammen und begruben die in denselben befindlichen Rebellen unter ihren Trümmern.

Auf beiden Seiten fielen Streiter, auf Seite der Kreolen die mehrsten.

Indessen, da sie zahlreicher als die Spanier waren, war ihr Verlust weniger bemerkbar; derselbe diente nur dazu, ihre Leidenschaftlichkeit noch mehr zu entzünden.

Der Kampf wurde immer erbitterter.

Man schlug sich neben der Plaza, in den Straßen, in den Häusern und auf den Höfen.

Die Kavallerie ritt nieder, was ihr in den Weg kam.

Die spanische Infanterie wüthete dort, wo sie siegte, in einer grausenerregenden Weise.

Mit ihr waren einige Doggen losgelassen und der Puma der Marquise kämpfte ebenfalls für Spanien.

Hatte Donna Isabella Valeria denselben losgelassen?

Es ist möglich.

Doch diese Thiere hausten kaum ärger als die Spanier, welche Greise, Weiber und Kinder ohne Erbarmen niederstießen, wie jene sie ohne Unterschied würgten und zerissen.

Dies aber gab vielleicht den Ausschlag.

So lange hatten die Spanier überall gesiegt; jetzt begann man mit abwechselndem Glücke zu kämpfen.

Dieses Verhältniß auszugleichen, richteten die Artilleristen der Festung nach denjenigen Punkten der Stadt, wo die Independenten im Vortheil waren, ihr Feuer.

So ward es Mittag und Abend, ohne daß Etwas entschieden wäre.

Da ertönte plötzlich ein Freudenschrei auf der Südseite der Stadt.

Da erdröhnte die Erde, wie wenn ein Erdbeben im Anzuge wäre.

Da erlahmte auf einen Moment die Anstrengung der Spanier und ward ihre Thätigkeit unterbrochen.

„Die Llaneros!“ schauerte es durch die Straßen.

„Die Llaneros!“ wiederholten die erbleichenden Spanier.

Die Llaneros waren es, welche so plötzlich hereinbrachen und dem Kampfe eine andere Wendung gaben.

39.

Die Llaneros in Barcelona.

Es war das erste Mal, daß in diesem Kriege die Steppenreiter in solcher Menge und als gesammelte Schaaren auftraten.

Daß sie aber während des Kampfes in Barcelona erschienen, war das Werk Marino's.

Er hatte gehört, daß in jener Stadt gekämpft wurde, als er an derselben vorüberpassiren wollte.

Marino wagte sich deshalb an dieselbe hinan, so gut es ging.

Seine Sendung im Auge behaltend, mischte er sich nicht in die Angelegenheiten, aber er beeilte sich, erstere zu vollenden.

Und das Glück war ihm günstig.

Er traf, wie gesagt, bald die Schaaren der Llaneros, welche in weiten Schwärmen durch die Steppen zogen und ward mit Freuden von ihnen, die ihn kannten, begrüßt.

Marino dankte ihnen und sprach zu Paez gewendet:

„Ihr kommt zur rechten Zeit, um Euch neue Verdienste zu erwerben!"

„Ich hoffe es!" sagte der Indier.

„Aber laßt uns eilen!" meinte Marino, man schlägt sich in Barcelona.

„Wie, man schlägt sich in Barcelona?"

„Ja und wahrscheinlich mit großer Erbitterung, denn die Stadt brennt an mehreren Stellen und ich hörte Kanonenfeuer!"

„Vorwärts!" rief Paez, „nach Barcelona!"

„Vorwärts!" wiederholten die nächsten Reiter.

Aehnlich dem Meere, welches die Dämme, die es vom Tief- oder Flachlande abhalten, durchbrochen und nun seine Wogen über dasselbe hinwälzt, stürmten und brausten die Reiterschwärme über die Steppe hin.

Nach einer Stunde erblickten sie die Stadt. Sie hörten das Feuer, welches in derselben unterhalten wurde, und sie sahen den Rauch, welcher an verschiedenen Theilen derselben aufstieg.

Nach einer weiteren Stunde hatten sie die Stadt erreicht.

Von dem aufregenden Ritt erregt, durch das Feuer mit Kampflust erfüllt, warfen sich die aus Indiern und verwilderten Weißen bestehenden Schwärme wüthend in den Kampf hinein.

Mehrere Straßen zugleich hinanstürmend, zerstoben die Spanier im ersten Augenblicke überall vor ihnen.

Dann jedoch setzten sie sich fest hinter denselben Brustwehren, welche erst zum Schutze der Rebellen errichtet wurden.

Abermals entspann sich ein lebhaftes Feuer.

Doch die Llaneros saßen ab, stürmten, mit ihren langen Lanzen

bewaffnet, die Hindernisse, und warfen die Spanier bis auf die Plaza zurück.

Die Kanonen des Forts donnerten ununterbrochen über die Stadt hin.

Auf der Plaza hatte der Anführer der Reiterei seine Eskadrons gesammelt, und als die Steppenreiter auf der ersteren erschienen, hieß er dieselben angreifen.

Eins der wüthensten Reitergefechte entspann sich, aber die Spanier, denen man lassen mußte, daß sie tapfer fochten, mußten endlich der Uebermacht weichen.

Die Reiter zogen sich endlich, wie die Infanterie und Artillerie, deren Rückzug sie gedeckt hatten, in das Schloß zurück und die Thore desselben wurden geschlossen.

Ein Wald von Speeren umgab jetzt die Festung von allen Seiten.

Mit diesen vereinten sich jetzt die Rebellen und man begrüßte sich gegenseitig.

Das Feuer des Forts schwieg.

Centifuego hatte abermals einen Kriegsrath zusammenberufen.

Der Kampf hatte bereits bedeutende Opfer gekostet, der Feind hatte sich verstärkt und bedeutend verstärkt.

Es schien rathsam, den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen.

Nochmals versuchte es auch der Profeß des Jesuiter-Kollegiums, auf die Rebellen einzuwirken, aber vergeblich.

Denn Marino befand sich bei ihnen und hatte, von der Aufregung unterstützt, ihm gegenüber leichtes Spiel.

Marino war während der Zeit, die er außerhalb seines Vaterlandes verbrachte, ein vollkommener Gegner seiner Lehrer geworden.

Paez begann zu begreifen, welches Spiel die Padres mit ihm getrieben und hatte seit der Affaire in Varinas stets nur einen Zweck im Auge, um sich noch weiter viel um die Ansichten der Mönche zu kümmern.

Marie, die sich neben ihm befand und ebenfalls als Führerin der Llaneros angesehen werden dürfte, dachte nur an die Befriedigung ihrer Rache.

Der Profeß begab sich ebenfalls in die Festung.

Aus dieser trat jetzt ein Offizier mit der Parlamentärflagge und in Begleitung eines Tambours auf die Plaza hinaus, wo die Menge viel dichter stand, als es je vorher der Fall gewesen.

Sein Erscheinen rief ein Geheul hervor, das durch Mark und Bein drang.

Obwohl der Offizier bei demselben stutzte, schritt er dennoch vor.

Paez, Maria und einige andere Personen, vielleicht diejenigen, welche die angesehensten in dem Haufen waren oder sein wollten, befanden sich auf einem Platze versammelt.

Dorthin richtete der Spanier seinen Schritt.

Er wendete sich an Paez.

„Wer," fragte er bescheiden, „ist der Führer der Llaneros!"

Einer dieser verwegenen Reiter schrie ihm zu:

„Was Führer — sagt hübsch General, Schuft von einem Spanier!"

„Ich bitte um Vergebung, Sennores!" sagte der Offizier, „wer ist der General und Commandant der Armee?"

Alles lachte aber mit dem höhnischen und spöttenden Lachen des Hasses.

Paez warf einen verweisenden Blick auf seine Umgebung und sagte:

„Ich bin der Führer!"

„Ihr, Paez!" meinte der Offizier verwundert, „wenn ich nicht irre, gabt Ihr dem General ein Versprechen!"

Die Stirn des Indiers ward finster.

„Seid Ihr etwa gekommen," rief er unwillig, „mich an dasselbe zu erinnern!"

„Nein, Sennor, sondern ich soll einen Vorschlag des General Centifuego zu Unterhandlungen bringen!"

„Wollt Ihr Euch ergeben?" rief Marino.

Der Offizier würdigte ihn keiner Antwort und wollte vermuthlich eine solche von Paez erwarten.

Aber ein Haufe der Creolen von Barcelona hatte sich durch die Llaneros gedrängt und drängte sich jetzt zwischen die Sprechenden.

„Was willst Du Hund!" schrie man den Spanier an.

„Schlagt ihn zu Boden!" riefen Einige.

„Hängt ihn auf!“ schrieen Andere.

Paez wollte sich für ihn einlegen.

„Laßt Sie, Paez!“ sagte Marino, „wir waren Thoren, uns an das sogenannte Völkerrecht zu kehren, wenn man uns desselben nicht würdigt!“

Durch diese Aeußerung wurden die Wüthenden noch mehr in ihrem Vorhaben bestärkt.

Ihre Zahl mehrte sich und bildete einen dichten Knäul um den Offizier.

Dieser begriff, daß er verloren sei.

„Ah!“ rief er Paez zu, „das ist natürlich, wer sein Wort bricht, wird auch das Völkerrecht nicht achten!“

Ein anderer Haufen drängte sich durch.

Derselbe schleppte eine unförmliche Masse mit sich und warf diese vor die Füße des Spaniers.

Es war der getödtete Puma der Marquise.

„Ist das auch Völkerrecht!“ brüllte man ihn an.

Der Offizier rief:

„Ah, das ist mein Untergang!“

„Du hast Recht!“ schrieen Einige.

Andere legten dem armen Manne einen Strick um den Hals und hoben ihn empor.

Doch jetzt konnte Paez dem Unwesen nicht länger zusehen.

Er riß einen der neben ihm haltenden Llaneros die Lanze aus der Hand und neigte sie gegen die Uebelthäter.

„Zurück!“ donnerte er „und laßt den Spanier frei!“

Die Creolen und Mestizen sprangen zur Seite.

Er wendete sich nach dem Offizier hin.

„Geht zurück!“ befahl er demselben, „sagt was Ihr gesehen und sagt Eurem General noch besonders, daß ich durch die Verrätherei der Euren mich meines Wortes entbunden halte, von Unterhandlungen kann keine Rede sein!“

Der Offizier begab sich, begleitet von dem Geschrei und den Beschimpfungen der Menge in die Festung zurück.

Wenig fehlte, daß die auf ihn angelegten Gewehre nicht abgedrückt wurden.

In der Feste stattete er seinen Bericht ab.

Der General Centifuego warf einen zornigen Blick auf den Gouverneur, welcher bei der Erwähnung der Anwesenheit des Paez und seiner Stieftochter leichenblaß geworden war und sagte:

„Das vergossene Blut und das noch zu vergießende komme auf Euer Haupt!"

Zu den Soldaten gewendet aber, rief er:

„Nun gut, mögen sie sich versuchen, beginnt zu feuern, die Waffen mögen entscheiden!"

„Und ich segne diese Waffen, welche zur Ehre des Herrn und zum Vortheil der Krone geführt werden!" sprach der Profeß.

Mehrere der Militairpersonen betrachteten den würdigen Geistlichen von der Seite.

So gute Spanier und Katholiken sie auch waren, mochten sie doch wohl den Widerspruch zwischen diesem Segen und der Gebote des Herrn erkennen.

Die Kanonen begannen wiederum ihr verderbliches Spiel und der erste Erfolg der abgefeuerten Schüsse unter der dichtgedrängten Menge der Empörer war fürchterlich.

Dieselben stoben auseinander.

Mittlerweile aber war der Abend herangekommen und die kurze Abenddämmerung trat ein.

Paez und Marino veranlaßten die Creolen von Barcelona Führer zu wählen und Behörden einzusetzen.

Das war leicht, denn die bisherigen Behörden der Stadt nahmen Theil an der Erhebung und es durften nur einzelne Personen ersetzt werden.

Nachdem dies geschehen, begann man einen Angriffsplan zu entwerfen.

Die Creolen waren dafür, die Besatzung der Burg durch Hunger zu Uebergabe zu zwingen.

„Das ist langwierig!" rief Marino, „wir brauchen unsere Kräfte anderweit als vor diesem Fort!"

„Wir stürmen es und noch in dieser Nacht!" sagte Paez.

„Aber wie?" fragte man.

„Geduld!" antwortete jener.

Bei Berathungen dieser Art entscheidet fast immer der kühnste Vorschlag, so auch hier.

Diejenigen, welche denselben nicht billigten, schwiegen wenigstens.

Paez befahl jetzt Leitern herbei zu schaffen.

Es geschah.

Er bestimmte ferner die Leute, welche zuerst die Burg erklimmen sollten.

„Ich werde Euch führen!" rief Maria diesen zu.

„Wie, Du wolltest —?" fragte Paez.

„Du weißt, daß ich dort mit Jemand eine Rechnung abzuschließen habe!"

„Ich werde Dich vertreten!"

„Nein, nimmermehr!"

Eine Anzahl Llaneros und Creolen warf sich jetzt in die Umgebungen des Schlosses, von wo man thöricht genug Anfangs auf diese Einzelnen, im Dunkeln kaum erkennbaren Personen aus den Kanonen feuerte.

Sodann rückten die Stürmer in drei Kolonnen vor.

Diese drei Kolonen aber wurden geführt von Paez, Marino und — Maria, die fest auf ihrem Willen bestand.

Es ist merkwürdig, daß Weiber, welche die Kriegsfackel in der Hand schwingen, auch Heldinnen sind.

Zwar besitzen nicht alle Frauen Muth und es sind gewiß nur die Wenigsten, welche im Stande sind die Waffen zu führen.

Vielleicht aber traf die Natur hier eine Ausgleichung, indem sie für die Feiglinge des männlichen Geschlechtes, so viel Frauen schuf, welche männlichen Muth besitzen.

Uebrigens bot jetzt Barcelona einen schaurigen Anblick dar.

Denn, wennschon die Spuren des Kampfes die Leichen und die zerschossenen Häuser nicht in ihrem ganzen Umfange sichtbar waren, so leuchtete der Gluth der niedergebrannten Gebäude am Himmel.

Hierzu der Lärm und das Geschrei der Kreolen.

Dazwischen der Kanonendonner aus der Burg und die dort gegebenen Kommandos.

Unter diesem Donner bewegten sich jene Kolonnen gegen die Burg.

Die von Marino geführte Kolonne näherte sich dem Thore.

Paez führte die andere von der entgegengesetzten Seite zu der Festung.

Maria drang auf der Ostseite vor.

Dorthin lagen ihre früheren Zimmer, und vielleicht war es dies, was sie bestimmt hatte, jene Seite zu ihrem Angriffe zu erwählen.

Trotz der Dunkelheit konnten die Spanier sehr leicht die Absicht der Independenten errathen, und Centifuego traf darnach seine Maßregeln.

Man wird sich erinnern, daß die Gebäude der Festung ein Viereck bildeten.

Die Umfassungsmauer desselben, zugleich die Aeußere der Ersteren, war stark und massiv nur mit engen Fenstern und Schießscharten versehen.

Nur nach der Plaza zu befanden sich größere Fenster.

Da die Feste nur zur Vertheidigung gegen Indier dienen sollte, hatte man gar keinen Wall um sie gezogen.

Centifuego stellte deshalb an alle Fenster und Fensteröffnungen Soldaten; er ließ die Reiterei auf dem Hofe halten, und die Batterie stand innerhalb vor dem Thore.

Beide waren zu einem Ausfalle bereit.

Aber auch die Angreifer hatten ihre Maßregeln ergriffen.

Trupps von Reitern und Haufen von Kreolen deckten die drei Angriffe, und waren bereit, die Ausfälle zurückzuweisen.

Der erste Zusammenstoß erfolgte an dem Thore der Festung.

Hier versuchten die Rebellen, dasselbe mit Balken einzustoßen.

Sie waren bereits unter der Schußlinie der höher angebrachten Geschütze, welche ihnen somit keinen Schaden mehr zufügen konnten.

Ein desto heftigeres Feuer begannen die an den Fenstern postirten Schützen.

Doch auch das mit mehr Heftigkeit als Präcision eröffnete Musketenfeuer hatte keinen besondern Erfolg.

Centifuego übersah sehr schnell die Verhältnisse.

„Sie verlangen Einlaß!" rief er, „gut laßt sie ein!"

Die Thorflügel öffneten sich, und eine halbe Batterie donnerte den Angreifern ein unangenehmes Willkommen entgegen.

Die Rebellen wichen zurück.

Doch wüthend ritten die Llaneros heran und sprengten durch das Thor, ehe es geschlossen werden konnte; andere drängten nach.

Auf dem Hofe des Forts entspann sich ein wüthender Kampf.

Da an regelmäßige Bewegungen bei demselben nicht gedacht werden konnte, so war dasselbe mehr ein gegenseitiges Morden und die Verhältnisse der Streitenden gleich.

Die Llaneros mit ihren langen Lanzen stießen nieder, was sie erreichen konnten.

Die Geschütze, deren Bedienung sich theilweise zu retten suchte, theilweise vertheidigen mußte, waren nutzlos.

Die Feste war halb genommen.

Zu dieser Zeit ungefähr, hatte auch Paez mit dem von ihm geführten Haufen den Angriff begonnen.

Die Hauptabsicht der hier postirten Soldaten mochte wohl sein, die angelegten Sturmleitern umzuwerfen.

Doch neben dem Gebäude standen hohe Bäume.

Auf diese ließ der Indier einen Theil seiner Leute klettern.

Stangen, welche von den Bäumen auf das Dach gelegt wurden, mußten zu einer Brücke nach demselben dienen.

Zwar büßte mancher von den vorangegangenen Llaneros seine Kühnheit mit dem Leben, indem er von einer Kugel getroffen zur Erde stürzte.

Aber dennoch erreichte eine gute Anzahl das Dach und begann dasselbe abzudecken.

Es folgten jenen immer mehr, und alle suchten sich einen Eingang in das Gebäude zu verschaffen.

Die Spanier eilten nach dem bedrängten Orte und auf den Bodenräumen entspann sich bei einer ägyptischen Finsterniß ebenfalls ein erbitterter Streit.

Endlich wurden Fackeln gebracht.

Doch diese wurden ausgeschlagen.

Zehn mal ward aufs neue Licht geholt, ebenso oft erlosch es wieder.

Endlich aber sollte diejenige Fackel leuchten, welche in der Regel die Kriegsfurie schwingt.

Entweder Unvorsichtigkeit oder Absicht, ließ das Gebälk des Dachstuhls Feuer fangen, und dieses beleuchtete grausig die grauenhaften Scenen.

Die Verwirrung wurde noch ärger.

Während dieser Zeit aber war der von José geführte Haufe völlig in das Gebäude gedrungen.

José's erstes Debut kennen wir bereits.

Hier aber, hier, wo er zum zweiten Male einem eigentlichen Gefechte beiwohnte, übertraf er an Kühnheit und Tapferkeit alle seine Begleiter.

Daß er bedeutende physische Kräfte besaß, wissen wir bereits.

Er selbst aber hatte dieselbe noch nicht in dem Maaße gekannt, wie sie ihm zu Gebote stand.

Mehrmals ergriff er seine Gegner und schleuderte sie durch die Dachöffnungen empor.

Während aber dieses auf dem Hofe und in dem nach Norden gelegenen Gebäude des Forts vorfiel, blieb auch der von Maria geführte Haufe nicht unthätig.

Er war indessen weniger glücklich als jene beiden Andern.

Dies lag vielleicht an der Führung, vielleicht an anderen Umständen, die sich nicht beseitigen ließen.

Denn an der Ostseite des Forts fehlten die Bäume, welche den Angreifern auf der Nordseite so große Vortheile gewährten.

Die Stürmer legten deshalb ihre Leitern an die Fenstern, und hier gelang den Soldaten ihre Absicht, die Ersteren umzuwerfen.

Dennoch ward die Feste erstiegen, und als der Feuerschein von dem Dache den Hof erleuchtete, schlug man sich auch in den untern Zimmern des Schlosses.

Was aber dieser Haufe, durch seine weniger vom Glücke begünstigte Unternehmung an Zeit verloren hatte, daß war dadurch gewonnen, daß er das Fort an einem Orte erstiegen, von wo aus man leicht in die andern Räume desselben gelangen konnte.

Zwar hatte der Ungestüm Aller verhindert, daß Maria die erste war, welche sich durch das Fenster schwang.

Doch gehörte sie immer zu denjenigen, welchen es bald gelang, in die Festung selbst hinein zu gelangen.

Auch hier schlug man sich erst im Dunkeln.

Die Spanier wurden aus den Zimmern auf die Gänge getrieben.

Von den Gängen die Treppen hinabgestürzt.

Maria eilte, gefolgt von einem Trupp zu dem Zimmer, welches sie einst bewohnt hatte, und das jetzt der Cousine zur Wohnung diente.

Die arme Elwire war bereits seit Beginn des Kampfes mehr todt als lebendig.

Aber sie kannte Maria, als dieselbe eindrang.

„Cousine!" rief sie, wie einst vor zwölf Jahren, nur mit mehr Angst als damals.

Das gute Mädchen war alt und ihr Haar bereits weiß geworden; vielleicht vermehrte dies ihre Aengstlichkeit.

„Ja Cousine!" rief Maria, „ich bin es: aber wo ist die Mörderin meines Vaters!"

„Ach, Donna Maria —!"

„Nenne mich nicht Donna; führe mich zu ihr und zu dem Scheusal, welches jetzt die Stelle meines gemordeten Vaters einnimmt.

Maria war aufgeregt und ihre Wangen glüheten.

Elwire warf sich vor ihr auf die Knie.

„Erbarmen!" flehete sie, „schont mich, schont die Mutter!"

„Schweig!" herrschte Maria, „glaubst Du, ich trüge die Waffen, um unter ihnen die sanfteren Gefühle des Weibes zu bewahren; Dir soll nichts geschehen, aber führe uns zu der unnatürlichen Mutter und zu dem unnatürlichen Weibe!"

Elwire zitterte und bebte am ganzen Körper.

Aber sie erhob sich und schritt dem Trupp voran, der die Waffen krampfhaft umspannt haltend auf die Amazone blickte, welche ihn führte.

„Jetzt Freunde!" rief Maria, „Rache für Paez, Rache für mich!"

Man stürmte durch eine Zimmerreihe fort.

Man erreichte das Zimmer, in welchem sich der Gouverneur, die Marquise und der Prior befanden oder befinden sollten.

Die Thüre war verschlossen.

„Zertrümmert sie!“ rief Maria.

Es geschah.

Aber mit den Schlägen gegen die Thür, welche dieselben fallen machte, erdröhnten auch andere.

Während die zertrümmerte Thüre erlaubte, das Innere des Zimmers zu übersehen, zerborst die Decke des Letzteren und zeigte die von Fackeln grell beleuchteten Gesichter spanischer Soldaten und die Mündung einer Kanone.

Im Hintergrunde des Zimmers aber lagen der Marquis, seine Gemahlin und der Jesuit auf den Knieen.

Der letztere hatte vielleicht gebetet.

Jetzt begann er, seinen Fluch auf die Eindringenden zu schleudern.

Aber seine Worte erstarben in einem fürchterlichen Krachen.

Dieser Donner, welcher das Haus bis in seine Grundfesten erzittern ließ, hemmte zugleich den Strom derjenigen, welche hereindringen wollten.

Ein Gepraſſel begleitete das Krachen.

Es rührte von den einschlagenden Kartätschen her, welche die Dielen, die Wände und den Fußboden zerrissen.

Die auf dem Gange befindlichen Angreifer wichen theilweise zurück, die in der Thür befindlichen stürzten zerschmettert nieder.

Von den bereits in das Zimmer Gedrungenen war nichts zu sehen, da ein dichter Dampf, welcher das Athmen verhinderte, dasselbe anfüllte und die Kerzen verlöschte.

Geheul und Winseln, untermischt mit Flüchen, ertönte von allen Seiten, und schien einen Moment den Lärm des Kampfes auf dem Hofe und auf der andern Seite des Gebäudes übertönen zu wollen.

40.

Die Familie.

Das Zimmer, in welches sich, nachdem voraussichtlich ein mehr als ernster Kampf zwischen den Rebellen und den Truppen sich ent-

spinnen mußte, der Marquis, seine Gemahlin und der Mönch geflüchtet hatten, lag in dem südlichen Flügel des Forts.

Sie alle drei hatten dasselbe auch während des immer ärger tobenden Kampfes nicht verlassen, weil ihnen der Erfolg des Kampfes unbekannt bleiben mußte.

Warum aber hatte der Jesuit sich ebenfalls hierhin begeben?

Wir werden es hören.

Einstweilen jedoch hatte er es wohl für gut befunden, die Schwäche der beiden Personen, welche besonders von der aufgeregten Masse zu fürchten hatten, noch mehr zu steigern.

Er hatte sie veranlaßt, zu beten und mit ihnen gebetet.

Leute von bösem Gewissen hierzu in den Stunden der Gefahr zu veranlassen, ist nicht schwierig.

Dagegen ist es zweifelhaft, ob der Gouverneur die Zuneigung, welcher der Profeß jetzt für ihn an den Tag legte, für aufrichtig hielt.

Denn aus dem frühern gespannten Verhältnisse zwischen ihm und jenem Manne war erst vor kurzer Zeit ein etwas weniger Unangenehmes geworden.

Vielleicht glaubte er, denselben mit sich in derselben Lage und daß ihn die Furcht getrieben, sich hier zu verstecken.

Gegenwärtig aber waren auch bei diesen drei Personen keine überlegenden Gedanken vorherrschend.

Der Donner des Geschützes, welcher sie buchstäblich betäubte und der Rauch, welcher sie blendete, ließ sie Alles vergessen.

Ihren Feinden ging es vielleicht noch ärger.

Jedenfalls war der Priester der Erste, welcher seine Besinnung wieder erhielt und der vielleicht entdeckte, daß das gegenwärtige Ereigniß seinen ganzen Plan vereiteln könne.

„Auf!“ rief er keuchend „auf, hier hinein!“

Dabei hatte er bereits den Griff eines Thürschlosses erfaßt. —

Der Schall war indessen verhallt und der Dampf wirbelte empor zu der Oeffnung in der Decke, durch welche er sich einen Ausweg suchte.

Durch ihn wurden die spanischen Soldaten geblendet.

Nur um wenige Sekunden später ließ sich aber auch die Stimme Mariens vernehmen.

„Vorwärts!“ rief sie.

Die einen Moment zurückgewichenen Llaneros folgten diesem Komando, indem sie über die Leichen ihrer gefallenen Brüder fortschritten.

„Halt!“ schrie Marie den drei Personen zu, welche Miene machten zu entfliehen.

Dies Halt aber ließ den Marquis und seine Gemahlin erbeben.

„Halt!“ wiederholte die Amazone.

„Rettung!“ flüsterte der Gouverneur.

„Hülfe!“ schrie die Marquise.

Marie näherte sich und mit ihr diejenigen Llaneros, welche ihr nach in das Zimmer gedrungen waren.

Der Prior dagegen hatte die Thüre, deren Schloß bereits von ihm erfaßt worden, aufgerissen.

Er ergriff ferner die beiden erschrockenen und geängstigten Personen bei den Schultern und schob sie durch jene Thür, welche er selbst durch seinen Körper versperren zu wollen schien.

Zugleich aber erhob er seine Stimme und sprach:

„Verflucht ist das Kind, welches die Hand gegen seinen Erzeuger aufhebt!“

Aber er ließ es nicht allein bei diesem Anathema, sondern ließ erkennen, wie er auch auf andere Eventualitäten vorbereitet sei, indem er ein Pistol hervorzog.

Marie, in ihrer Aufregung durch jene Worte und diese Handlung noch gereizt, rief:

„Zurück, Priester, Dich schützt Dein Gewand, so lange Du Dich leidend verhältst, aber nicht länger!“

Der Profeß sprang zurück und warf die Thür zu.

Marie und die Llaneros folgten.

Sie gewannen indessen nur die Thür, um zu sehen, wie die von ihnen Verfolgten durch ein anderes Zimmer und eine andere Thür ebenfalls verschwanden.

So ging es eine Zeit lang fort, bis man durch verschiedene Gemächer und über die Gänge den westlichen Flügel des Forts erreichte.

Bei dieser Verfolgung aber blieben in jedem Zimmer einige der Llaneros zurück.

Das heißt sie blieben zurück, um sich mit den in jenen überall anwesenden Soldaten zu schlagen.

Aber in Folge dessen blieben viele zurück, um nie mehr aufzustehen.

Dadurch jedoch ward der Haufen, welchen Marie bei sich hatte, bedeutend verringert.

Daß aber die drei Flüchtlinge eilten, ihr zu entkommen, wird man begreifen, wenn man bedenkt, wie sie und was sie, oder doch zwei von ihnen zu fürchten hatten.

Auf der nächsten Treppe bedeutete der Prior seine Begleiter, hinab in die untern Räume zu steigen.

Sie thaten solches ohne Besinnen, aber eben so folgte auch Marie ihnen ohne Zögern und hierbei hätten gewiß die Llaneros, welche wie Tiger die Stufen hinabsetzten, die Fliehenden erreicht.

In Folge des auf dem Hofe stattfindenden Gefechtes aber hatten sich bereits viele der spanischen Soldaten in die inneren Räume der Burg geworfen und es befand sich auch eine beträchtliche Anzahl derselben in dem Corridor, zu welchem die Treppe führte.

Diesen rief der Priester zu:

„Soldaten schützt den Gouverneur!"

Er hätte dies nicht nöthig gehabt, denn die Spanier waren ohnehin genöthigt, dies zu thun oder zu fechten, weil sie bereits angegriffen wurden.

Ein hartnäckiger Kampf, welcher in einer Art von Halbdunkel geführt ward, entspann sich.

Dadurch gewann der Prior und seine Begleiter Zeit und einen Vorsprung.

Aber Marien gelang es, sich mit etwa vier oder fünf Llaneros durchzuschlagen und ihnen zu folgen, bevor sie verschwanden oder sich gerettet hatten, während die andern Rebellen den Kampf fortsetzten.

Doch auch ein halbes Dutzend Soldaten begleitete den Gouverneur.

Es ist zwar möglich, daß dieselben mehr ihrer eigenen Sicherheit wegen, als um ihn zu schützen, gefolgt waren.

Aber ihre Anwesenheit sollte von gewichtiger Bedeutung werden.

Der Priester wendete sich nach der Intervention der spanischen Soldaten zu der Stiege, deren Stufen in die Kellerräume führten.

Hier verfolgte er dann den Gang, an dem die Gefängnisse lagen und blieb endlich vor der Zelle stehen, welche neben derjenigen lag, die einst den jungen Paez aufgenommen hatte.

Die Zelle war geöffnet.

Dort angelangt, hörte man aber auch die schnellen Tritte der Verfolger.

„Spanier!“ rief der Prior „haltet diese Wilden hier zurück! bedenkt, daß Ihr in der Person des Gouverneurs den Stellvertreter Eures Königs vertheidigt!“

Die Spanier postirten sich.

Es herrschte übrigens stockfinstere Nacht.

In dieser, die in der Zelle noch dichter war, verschwanden der Prior, der Gouverneur und die Marquise.

„Wir sind gerettet!“ rief der Priester, als sich alle drei in dem Kerker befanden.

In dem engen Gange vor demselben begann der Kampf von Neuem.

Die Spanier hielten nicht lange Stand.

Nachdem Einer oder der Andere von ihnen verwundet worden, sprangen auch sie in die Zelle hinein, wohin ihnen die Llaneros auf dem Fuße folgten.

„Licht!“ rief Marie „eine Fackel!“

Der Befehl war indessen leichter zu geben, als auszuführen.

Indessen kam dennoch, während man sich auch in der Zelle schlug, Jemand mit einem brennenden Stück Holz herbei.

Die rothe Gluth, womit der Spahn den Kerker erleuchtete, gab dem Bilde, welches zum Rahmen die düstern Gefängnißmauern hatte, gräuliche Farben.

Aber sie ließ zu gleicher Zeit doch auch was vorging, deutlich erkennen.

Dies bestand außer den Hieben, welche die feindlichen Kämpfer gegenseitig aneinander austheilten, darin, daß in einem Winkel der Zelle, wo das Bett gestanden, nachdem dieses ein wenig bei Seite geschoben, eine Fallthür geöffnet worden.

Durch dieselbe mußten bereits zwei der fliehenden Personen verschwunden sein.

Von dem Prior konnte man noch den Kopf sehen, den er aber ebenfalls sofort niederdrückte und mit der Hand die Klappe nachzog.

Also hier war ein geheimer Gang, von dem Niemand wußte.

Der Leser wird bei dieser Gelegenheit manches in den früheren Ereignissen und Unternehmungen der Jesuiten in Cumana erklärlich finden.

Wie leicht konnte nicht dasselbe, was sich hier befand auch dort sein.

Die spanischen Soldaten aber stießen, als sie diesen Weg entdeckten, einen lauten Ruf aus und eilten nach jener Ecke hin, um sich ebenfalls zu retten.

Der erste hob die Fallthüre und sprang hinab.

Der Zweite folgte ohne Besinnen und die andern machten es ihm nach.

Jetzt war die Reihe an die Verfolger.

Da die Spanier die Fallthüre nicht wieder geschlossen hatten, brauchten sie auch eben nur hinabzuspringen.

Marie that dies augenblicklich und ein Paar der Llaneros folgten.

Fliehende und Verfolger befanden sich jetzt in einem geräumigen unterirdischen Gange, dessen Fußboden von weichem feinen Sande sich allmählich zu senken schien.

Ob der Gouverneur in der Verfassung war, Beobachtungen anzustellen oder aus dem ihm so lange verborgen gebliebenen Vorhandensein des Ganges Folgerungen zu ziehen, ist fraglich.

Vielleicht war er zu sehr mit der Rettung seiner werthen Person beschäftigt.

Maria dagegen hatte nur den Zweck im Auge, ihre rechte Mutter und ihren Stiefvater in ihre Gewalt zu bekommen, und war so sehr davon eingenommen, daß sie nicht weiter auf das Unverhältniß der Angreifer zu den Angegriffenen achtete.

Desto aufmerksamer war der Priester.

„Diese feigen Memmen!“ murmelte er nach einem Blicke rückwärts auf die Spanier.

Er hemmte seinen Schritt.

Die matte Erleuchtung des Ganges durch den von Maria's

Begleitern mit herabgenommenen Kienspahn ließ es erst nicht zu, daß er die Anzahl der Feinde erkannte.

Als aber dies geschehen, durchfuhr plötzlich ein schneller Gedanke sein Gehirn.

Er eilte wieder vorwärts.

Als er den Gouverneur und dessen Gemahlin eingeholt hatte, rief er:

„Excellenza, die Führerin unserer Feinde ist Donna Maria!"

„Ja, sie ist es!" stöhnte der Marquis.

„Die Wüthende wird uns tödten!" ächzte die Marquise.

„Das muß man verhindern!" sagte der Profeß.

„Aber wie?"

„So viel ich bemerke, sind ihr nur zwei Indier in diesen Gang gefolgt!"

„Ah, wirklich?"

„Ich sage, so viel ich bemerken konnte; folgen nicht mehr, so dürften wir mit Hülfe der Soldaten ihrer leicht Herr werden!"

„Das wäre ein Glück!"

„Ich glaube es auch, denn wir würden dadurch den abtrünnigen Paez beherrschen können!"

„Sie ist seine Geliebte, ja wenn nicht gar sein Weib!"

„Ihrem Character nach nicht unmöglich; also versuchen wir!"

Der Jesuit blieb abermals zurück.

Als ihn die Soldaten erreicht hatten, rief er ihnen zu:

„Steht; seht Ihr nicht, daß nur drei Euch verfolgen, während Ihr fünf seid!"

Die spanischen Soldaten hatten fast bis auf die neuesten Zeiten eben so viel Respect vor den Mönchen, wie vor ihren Vorgesetzten!

Sie befolgten den Befehl des Priesters und dieser zog wiederum ein Pistol hervor.

Gleich darauf rollte ein Schuß in dumpfen Echos durch das Gewölbe, welcher es zugleich mit dem Dunste des explodirten Pulvers füllte.

„Jesus Maria!" rief derjenige, welcher den brennenden Kiehnspahn trug und fiel zu Boden.

Das auf der Erde liegende Holz brannte zwar fort, aber das

Licht der Flamme war bedeutend matter und von der Spitze der letztern wirbelte ein dichter schwarzer Dampf empor.

„Ah, Mönch!“ rief Maria, ihren Säbel hebend, „Du tauchst Deine Hände in Blut?“

Der andere Llanero stutzte.

„Drauf, Spanier!“ schrie der Jesuit.

Eine eigenthümliche Scene entwickelte sich jetzt.

In der Nähe des ungewiß flackernden Feuers, welche die Schatten der es umgebenden Menschen als riesige Gestalten an dem Gewölbe emporsteigen ließ, trafen die Parteien auf einander.

Muthig gemacht durch ihre Zahl, griffen die Spanier an.

„Den dort!“ schrie der Priester, „fangt lebendig!“

Der Kampf war nur kurz.

Der noch bei Maria befindliche Llanero fiel nach heftiger Gegenwehr von einem Bajonett durchbohrt.

Maria kämpfte muthig weiter.

„Pfaffe!“ rief sie zornig, „wo hast Du die Mörder?“

„Greift ihn, greift sie!“ schrie der Profeß.

Aber Maria, momentan durch ihren Rachedurst jeder Ueberlegung baar, war plötzlich im Stande, ihre Lage zu beurtheilen.

Von allen Seiten starrten ihr die Bajonette der Spanier entgegen und der Profeß hatte ein zweites Pistol in der Hand.

Ihren schnellen Wendungen gelang es, sich den ihr zugedachten Verletzungen zu entziehen.

Sie suchte den glimmenden Spahn zu erreichen und erreichte ihn.

Von ihrem Fußtritte erlosch die Flamme und eine dichte Finsterniß herrschte.

„Ah, die Wilde!“ rief der Priester.

Maria warf sich auf den Boden und entwischte den Feinden, welche sie umgaben.

„Ihr nach!“ befahl der Mönch.

Einer der Spanier gab Feuer und Alle sahen, wie die muthige Amazone davoneilte.

Sie schien unversehrt.

Die Spanier folgten.

In ihrer Eile aber war Maria unvorsichtig, sie stieß an den Leichnam des zuerst getödteten Gefährten, strauchelte und fiel.

Ihre schnelle Bewegung, sich aufzuraffen, machte, daß sie zum zweiten Male zu Boden stürzte.

Als sie sich jetzt erheben wollte, fühlte sie sich ergriffen.

Maria rang mit dem Manne, der Hand an sie gelegt hatte.

Dieser rief, indem er die Worte des Jesuiten wiederholte:

„Ich habe ihn, ich habe sie!"

„Laßt sie nicht entwischen!" rief jener.

Im Nu waren die andern Soldaten bei den Ringenden, und von Allen ergriffen, ward das tapfere Mädchen übermannt.

Man band ihr mit einem Tuche die Arme auf den Rücken und zwei Soldaten schleppten sie fort.

Von dem über ihnen tobenden Kampfe war nichts zu hören.

„Ich bin verloren!" flüsterte Maria.

Der Profeß und die Soldaten hatten mit ihrer Gefangenen bald den Gouverneur und seine Gemahlin wieder erreicht.

Beide zu furchtsam, um weiter zu gehen, hatten an dem Orte, wo der Priester sie verlassen, verweilt.

„Wir haben sie!" sagte derselbe, als er die Nähe von jenen bemerkte.

„Gott sei gedankt!" rief der Gouverneur.

„Nun vorwärts, Excellenza, wir sind bald am Ziele!" mahnte der Profeß.

Man eilte davon.

Nach einem Wege von vielleicht zehn Minuten und nachdem sich der Boden des Ganges wieder gehoben, rief der Mönch:

„Halt!"

Er schritt etwas vor und nach kurzem Suchen hatte er gefunden.

Ein entferntes Läuten verrieth, was er gesucht, und daß ein Zeichen gegeben.

Sofort öffnete sich eine Fallthüre, und ein volles Licht fiel aus derselben herab.

Man stieg fünfzehn Stufen hinan und befand sich in einem geräumigen Gewölbe.

Ein Padre empfing die Ankommenden.

Oben angelangt, warfen der Gouverneur und die Marquise zugleich einen Blick auf ihre Tochter.

Ihre vor Angst und Furcht verzerrten bleichen Gesichter wurden noch mehr entstellt durch die Freude, welche sie über die Gefangennahme derselben empfanden.

Maria, von der Anstrengung bleich, warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

„Endlich!“ rief der Marquis, „endlich haben wir Dich!“

„Ja, endlich!“ erwiderte Maria, „endlich treffen wir uns und sollte es auch Alles sein, daß ich Euch, Ihr Mörder, bei dem richtigen Namen nennen kann, so ist mir auch dies Genugthuung!“

Der Marquis trat schnell einen Schritt näher.

Gewiß ist, daß dieser Mann, der sich bisher als die Feigheit selbst benommen, das Mädchen, die Gefangene geschlagen hätte, wenn es der Prior nicht verhindert.

„Halt, Excellenza!“ sagte er, „übergeben wir dies unnatürliche Kind später der Gerechtigkeit!“

„Es sei!“ rief der wüthende Gouverneur.

„Es sei!“ wiederholte die Mutter, „ich habe mich längst von ihr losgesagt!“

„Das glaube ich!“ höhnte Maria, „die Mutter, die fähig war, den Vater ihres Kindes zu tödten, wird auch sein Kind nicht schonen!“

„Willst Du schweigen!“

„So lange ich athme, werde ich Dir entgegenrufen: Mörderin! und mein letzter Athmenzug soll Dir sagen, was Du bist: eine Mörderin!“

„Fort, fort!“ rief der Profeß den Excellenzen zu. „Bruder Gianko, bringt diese Verbrecherin in Verwahrung.“

Der Gouverneur, dessen Gemahlin und der Prior begaben sich hinweg.

Der Bruder Gianko führte die Soldaten und ihre Gefangene durch das Gewölbe in einen andern Raum und öffnete eine an denselben stoßende Zelle.

Maria ward hineingeführt und die Zelle verschlossen.

Sie hörte die Tritte der Soldaten sich entfernen.

Jetzt, wo sie allein war, konnte Maria erst ganz ihre Lage begreifen.

In der Gewalt eines Stiefvaters, der sie haßte, einer unnatürlichen Mutter, die Ursache hatte, sie zu fürchten, eines Priesters, von dessen Orden sie nachgrade wußte, daß ihm der Mensch nur so lange galt, als er denselben benutzen konnte oder wollte, mußte sie das Aergste befürchten.

Aber die unter den Wilden auf der Steppe verlebten Jahre hatten sie gestärkt und ihren Geist gestählt.

Einer ihrer ersten Gedanken war an Paez und dessen Leidenszeit.

„Der Himmel ist gerecht!" sagte sie, „es ist die Vergeltung, die Sühne!"

„Aber!" begann sie wieder nach einiger Zeit, „wenn ich sterben sollte, was gewiß geschehen wird, er wird mich rächen!"

Ohne eigentlich bedeutende Unruhe, oder die gewöhnliche Furcht und Aengstlichkeit ihres Geschlechts zu empfinden, überdachte sie ihre Zukunft.

Vielleicht hatte die Zeit, in der sie lebte, die aufregenden Auftritte, denen sie schon beigewohnt, ihr diese Ruhe verliehen.

Maria versank in ein dumpfes Nachdenken.

41.

Glück und Unglück.

Da in den Schicksalen der Personen, welche die Hauptheldeu dieser Geschichte sind, die Begebenheiten des Landes, in dem sie sich bewegten, eine Hauptrolle spielen, so dürfen wir auch dessen Geschichte keinen Moment aus den Augen verlieren.

Die Aufforderung des sogenannten Congresses von Venezuela erschien erst, mindestens gesagt, lächerlich.

Denn die Länderstrecken, welche gegenwärtig nicht von Spaniern besetzt worden, waren gering.

Dagegen stand Monteverde mit einem schlagfertigen, kriegs- und sieggewohnten Heere bereit, jeden Aufstand zu unterdrücken.

Ueberall waren die Garnisonen verstärkt.

Bald jedoch sollte die Sache eine andere werden, und zwar nicht durch Uebereinkunft, sondern geleitet durch den eigentlichen Lenker der Weltbegebenheiten, den Zufall.

Wie wir wissen, ward Varinas befreit.

Die Llaneros ergriffen einmüthig die Partei der Independenten.

Ihre Mitwirkung ließ die Barceloner siegen.

Und endlich krönte Miranda das Werk, so zu sagen, indem er fast mit diesen Vorgängen zugleich und sofort, nachdem er zum Obergeneral ernannt worden, am dreizehnten August 1811 Valencia eroberte.

Dieser kühne und geschickt ausgeführte Coup vermehrte den Eindruck, welchen alle jene Ereignisse hervorbrachten, noch um ein Bedeutendes.

Valencia, am Tunariguas-See und unfern vom Meere belegen, war fest, ein wichtiger Stapelort für die Spanier und noch wichtiger für sie dadurch, daß von hier aus jede Bewegung von Caraccas aus nach dem Süden und Westen abgeschnitten werden konnte.

Der Fall dieser Stadt war für sie ein so großer Verlust, wie für die Rebellen vortheilhaft.

Denn außer der strategischen Wichtigkeit des Ortes fanden die Letzteren dort, was sie brauchten, Geschütze, Waffen, Munition.

Dies war gewissermaßen das allgemeine Glück des Landes.

Als ein Theil desselben dürfte man wohl die Eroberung des Forts von Nueva Barcelona ein partielles nennen.

Denn auch der Kampf um das Schloß nahm einen so glücklichen Ausgang, wie das Unternehmen Maria's unglücklich ausfiel.

Indessen währte der erstere noch eine geraume Zeit.

So lange sich auf dem Hofe die Reiterei schlug, konnte kaum ein anderer Truppentheil an Theilnahme an dem Gefecht denken.

Doch die Reihen, besonders die spanischen Eskadrons, waren bald gelichtet und es ward mehr Platz.

Die spanischen Infantristen drangen mit aufgepflanztem Bajonett wieder vor.

Aber zunächst mit ihnen strömten auch durch das von den Independenten besetzte Thor der Festung immer neue Schaaren derselben und fast wäre der Hof zu klein gewesen, alle Kämpfer zu fassen.

Man schlug sich mit einer Wuth, die vielleicht kaum ihres Gleichen gehabt und grausig beleuchtete das immer zunehmende Feuer des nördlichen Flügels die einzelnen Scenen, wie das Ganze.

Dort, nämlich in dem nördlichen Flügel, war es endlich den Llaneros gelungen, der Spanier Herr zu werden.

Vielleicht hatte man weniger darauf gerechnet, von jener Seite angegriffen zu werden.

Als es aber nicht allein geschehen, sondern die Independenten auch gesiegt hatten, stürzten sie den in die unteren Räume flüchtenden Spaniern nach.

Von hier aber gelangten sie ebenfalls in den Hof, um dort den Kampf fortzusetzen.

Ebenso hatte jetzt die ganze Besatzung, so wie der von Maria geführte Haufen diesen Platz gewählt, sich weiter zu messen.

Das immer mehr um sich greifende Feuer beleuchtete diesen Schauplatz fürchterlich.

Im Getümmel des Kampfes erkannten sich der General Centifuego und Paez.

Der Spanier, wuthentbrannt über das Unglück, welches ihn und die Seinen getroffen, aber vielleicht immer noch auf die Möglichkeit des Sieges hoffend, rief dem Indier zu:

„Ah, Verräther, so hältst Du Dein Wort!“

„Ergebt Euch!“ entgegnete dagegen Paez.

„Ich mich ergeben? nimm das!“

Centifuego führte dabei einen Hieb nach dem entblößten Haupte José's, traf jedoch nur streifend dessen Wange.

Ein Llanero wollte den alten ehrwürdigen General mit seiner Lanze durchbohren.

Doch Paez ergriff die Waffe und leitete den Stoß nach oben ab.

„Halt!“ rief er, „Niemand unterstehe sich — Ergebt Euch, General!“

„Niemals — vertheidige Dich, Verräther!“

Der General drang abermals auf den Indier ein und Paez sah sich genöthigt, zurückzuweichen, wenn er ihn nicht tödten wollte.

Er wollte ihn aber nicht tödten, weil er nicht allein jene Achtung vor dem Manne empfand, welche der Jüngere stets vor dem Aelteren haben muß, sondern weil er ihn auch als einen rechtschaffenen Biedermann kannte.

Der Wechsel des Gefechtes trennte sie wieder.

„Schont den General!" rief Paez.

„Schont den Teufel, wenn Ihr Lust habt!" rief der General, indem er einem Llanero seinen Degen durch den Leib rannte.

Doch Centifuego's Wirksamkeit sollte auch hiermit ein Ende erreicht haben.

Eine Waffe der Steppenreiter, welche solche bisher noch nicht angewendet hatten, weil sie keine Gefangenen machen wollten, ist der Lasso.

Dieser besteht aus einem langen Stricke mit einer Schlinge am Ende.

Fast alle reitenden Indier bedienen sich dieser Wurfschlinge.

Am Sattel befestigt, führen sie dieselbe überall mit sich umher, und besonders wird sie auf ihren Jagden angewendet.

Ihre Kunstfertigkeit im Werfen derselben ist so groß, daß sie selten das ausersehene Opfer verfehlen.

Ehe sich noch der General von der Anstrengung, welche er eben gemacht, erholen konnte, fühlte er sich von der Schlinge eingeschnürt, daß er keinen Arm mehr haben konnte.

Zwar durchschnitt ein Spanier die Schnur mit seinem Säbel.

Aber mindestens ein halbes Dutzend Indier warfen sich auf den General und drückten ihn zu Boden.

Das Geschrei:

„Der General ist gefangen!" lähmte die Spanier.

Der Kampf ward schwächer, nur hier und da fochten noch einige Trotzköpfe, überall sah man die Uebrigen ihre Waffen strecken.

Auf dem Hofe des Forts, dem Zwinger des Landes, sah man jetzt, wie die Hüter desselben durch die von ihnen unterdrückten Völker gefesselt wurden.

Ein Triumph- und Siegesgeschrei ward von den Llaneros erhoben.

Mit demselben stürzten alle Barceloner, die ihre Bestimmung oder ihre Furcht außerhalb der Festung gehalten hatte, herein.

Nur mit Mühe gelang es Marino und Paez, eine Art von Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Die Hefe der Stadt, die ihr angehörige Masse, wollte die bereits wehrlosen Spanier morden.

Es gelang ihr indessen nicht.

Dagegen wurden die Kerker geöffnet, die darin befindlichen Opfer befreit und die Spanier in dieselben getrieben.

Der Zufall wollte, daß Centifuego und die andern gefangenen Officiere in denjenigen gebracht wurden, von welchem aus der unterirdische Gang nach dem Kloster führte.

Für die Sieger gab es indessen anderes zu thun, als sich vorläufig weiter um jene zu kümmern.

Zunächst verursachte das Erscheinen der bisher Inhaftirten eine gewaltige Aufregung unter den Barcelonern.

Viele derselben waren wirkliche Verbrecher; aber die Art ihrer Befreiung ließ ihre Vergehen in Vergessenheit übergehen.

Zudem hatte jeder, auch der Schlechteste, irgend einen Freund oder Verwandten unter der Menge, von dem er jubelnd empfangen wurde.

Als sich aber der hierdurch verursachte Lärm legte, ward die Aufmerksamkeit Aller auf die Verwundeten und Todten gelenkt.

Es gab ihrer Viele.

Erst als man sich mit ihnen beschäftigte, dachte Paez an Maria.

Er blickte sich um, konnte sie aber nirgend erspähen.

„Ah!“ rief er plötzlich, „ich habe vergessen!“

Paez hatte über die Wegnahme des Forts und den Sieg über das, was dem Ganzen ersprießlich sein konnte, seine Privatangelegenheiten vergessen.

„Wollt Ihr mir folgen?“ sagte er zu Marino.

„Wohin?“ fragte dieser.

„So kommt nur!“

Marino folgte.

An dem einen Eingange des Forts standen die Räthe, bisher unbemerkt und so, daß man es ihnen ansah, wie sie gerne tausend Meilen weit von hier gewesen wären.

„Wo ist der Gouverneur?“ fragte Paez.

„Wir wissen es nicht!“

Paez und Marino schritten weiter.

Ueberall, wohin sie kamen, fanden sie Leute, welche damit beschäftigt waren, die Gegenstände, welche sich in den Zimmern des Forts befanden, für gute Prise zu erklären.

Es lernt sich kein Handwerk besser, als das des Beutemachens im Kriege; besonders stark sind indessen diejenigen hierin, welche nicht eigentlich das Schwert führen.

Als Marino jenes sah, lachte er.

Paez zog seine Stirn in düstere Falten.

Doch die größere Mehrzahl der Plünderer gehörte den Bewohnern von Barcelona an.

Die beiden Männer schritten immer weiter, ohne indessen zu zu wissen, was sie suchten.

Zwar fanden sie die Zimmer des Marquis, aber sie waren leer.

„Wo nur Maria sein muß?“ fragte Paez.

Man begab sich wieder in den Hof.

Doch vergeblich sah auch hier Paez nach der Geliebten umher und der Mann, welcher so eben in der größten Gefahr nicht die leiseste Empfindung einer Unbehaglichkeit gehabt hatte, bebte.

Eben so war jede Nachfrage umsonst.

Die Leute, welche von Maria geführt waren, wußten nur, daß sie mit ihnen die Festung erstiegen, hatten sie aber sodann, als sich alle durch die verschiedenen Räume zerstreuten, aus dem Gesichte verloren.

Man untersuchte alle Todten.

Aber man fand Maria nicht unter ihnen.

Man suchte und zog diejenigen hervor, welche in entlegenen Winkeln ihr Leben ausgehaucht hatten.

Maria's Körper fand man nicht.

Paez ließ die sämmtlichen spanischen Beamten herbeiholen.

Er fragte:

„War der Gouverneur nicht hier in der Burg?“

„Er war hier und muß noch hier sein!“ antwortete einer der Räthe.

Paez ließ nochmals die Feste durchsuchen.

Als auch dies kein Resultat gab, befahl er:

„Man bringe den General!“

Das plötzliche Verschwinden der Maria, die bei den Llaneros in einem bedeutenden Ansehen stand, hatte übrigens alles Andere in den Hintergrund gedrängt.

Man war nur darauf bedacht, sie todt oder lebend wieder herbeizuschaffen.

Auf den Befehl Jose's hatte sich eine beträchtliche Anzahl der Indier in die unteren Räume hinabbegeben.

Sie wurden begleitet von dem Manne, welcher lange die Aufsicht darüber geführt und auch jetzt noch die Schlüssel der Kerker in Händen hatte.

Er war derselbe, dessen Grausamkeit Paez einst ertragen mußte.

Der Indier aber hatte bisher gethan, als kenne er ihn nicht.

Dieser Mann öffnete die Zelle und die Llaneros traten ein.

Aber der Kerker war — leer.

Ihrem ersten Staunen, welches natürlich erscheinen muß, folgte ein Wuthausbruch, dem sofort der Kerkermeister zum Opfer fiel.

Sie ermordeten ihn.

Dann eilten einige hinauf, um ihrem Führer Bericht zu erstatten.

„Leer?“ rief Paez und sah Marino an.

„Leer!“ rief Marino und sah Paez an.

Man eilte hinab.

Als man aber die andern Zellen untersuchte, fand es sich, daß die übrigen Gefangenen noch dort waren.

Nur diejenigen aus der einen Zelle waren entflohen.

Während man noch zu entdecken versuchte, auf welche Art sie ihre Flucht bewerkstelligt hatten, entwickelte sich eine andere Scene.

Man erinnert sich gewiß noch der mildherzigen Tochter des Kerkermeisters.

Diese, welche sich muthmaßlich bisher verborgen gehalten, war jetzt, vielleicht aus Besorgniß für ihren Vater, hervorgekommen.

Ihre Besorgniß, wenn sie solche hegte, war gerechtfertigt.

Aber sie schenkte der Leiche ihres ermordeten Vaters, welche das

ungewisse Licht eines brennenden Spahns nur ungewiß beleuchtete, nur gerade so viel Aufmerksamkeit, um sie zu erkennen.

Sie hatte einen anderen Gegenstand, eine andere Person entdeckt, welche sie während einer Reihe von Jahren nicht vergessen konnte.

Dies war José Paez.

Das Mädchen war, wie es die Umstände und Verhältnisse, die eben stattgehabten Ereignisse nicht anders mit sich bringen konnten, im höchsten Grade aufgeregt.

Aber diese Aufregung war außerdem auch noch die einer Spanierin oder spanischen Kreolin.

„Hund von einem Indianer!" schrie dieselbe, „sehen wir uns wieder!"

Dieser Ausruf, das Schimpfwort, welches er enthielt und das für gewöhnlich von den Spaniern den Indiern gegenüber angewendet ward, machte, daß sich alle plötzlich umwendeten.

Einige Llaneros hoben ihre Waffen, um die Frechheit des Mädchens zu bestrafen.

Paez hatte die Dirne sofort erkannt.

„Halt, thut ihr nichts!" rief er, „was willst Du von mir?"

„Den Fluch erneuern, welcher so gute Wirkung gethan, Du schurkischer, undankbarer Heide!"

Bei dem ersten Fluche, welchen dieses Mädchen einst gegen den Indier ausgestoßen, war Paez nur der abergläubische Indier.

Er hatte geschaudert und sich gefürchtet.

Er war zwar jetzt noch eben so gut wie damals ein Sprößling indischer Eltern, aber sein Geist hatte sich der Nacht des Aberglaubens entrungen.

Er blieb diesmal ruhig.

„Also!" sagte er milde, „Du meinst, Dein Fluch sei die Ursache meiner Leiden?"

„Ich bin davon überzeugt!" schrie das Mädchen, „und er wirkt noch!"

„Also darum bezeigtest Du mir einst eine Wohlthat, um mich nachher Jahre lang Qualen erdulden zu sehen?"

„Ich that Dir Gutes, weil ich Dich liebte, aber Du warst undankbar, und ich fluchte Dir, weil ich Dich haßte.

„Ich wollte nicht undankbar sein; ich bin Dir heute noch dankbar!“

„Ah — hier ist der Beweis!“

Paez hatte bisher noch nicht gewußt, daß der Kerkermeister getödtet worden.

„Wer hat das gethan?“ rief er finster.

Aber es war nicht der Ort, noch die Zeit, ob dieser That zu rechten.

„Es war nicht mein Wille!“ murmelte er daher mit unterdrückter Stimme.

„Dein Wille oder nicht, Du hast diese That zu verantworten, und kein Glück, keine frohe Stunde werde Dir je auf Erden, oder sie werde Dir nur, um sofort wieder verbittert zu werden, damit Du das Unglück und den Schmerz des Verdammten doppelt fühlst. Dasselbe treffe die, welche Du suchst!“

„Ah, die, welche ich suche!“

„Ja ja, und die gegenwärtig in solcher Verwahrung ist, wo Ihr sie selbst mit Eurem Verbündeten, dem Fürsten der Hölle, nicht finden werdet!“

Das Mädchen wendete sich zum Gehen.

„Maria ist todt!“ rief Paez, von einem momentanen Schmerze überwältigt.

„Nein, sie lebt!“ schrie das Mädchen!“

Paez stand einen Augenblick sinnend da, und die, welche ihn umgaben, schwiegen.

Die Gedanken aber, welche in einer gewissen Reihefolge ihm durch den Kopf fuhren, waren vielleicht nachstehende:

Die Wuth des Mädchens, welche sich von ihm früher beleidigt glaubte, konnte sehr leicht der Vermuthung Raum geben, daß Maria von demselben getödtet worden.

Jenes konnte ferner den spanischen Soldaten ihr Geschlecht verrathen, und sich ihres Armes dazu bedient haben.

Sie konnte endlich von jenem Mädchen eingesperrt sein.

Diese Ansichten verwarf der Indier indessen eben so schnell, als sie ihm kamen.

Dagegen knüpfte er anderswo an.

Maria hatte hauptsächlich die Absicht, den Tod ihres Vaters zu rächen, überhaupt jene beiden unnatürlichen Menschen, die die höchsten Stellen in der Provinz einnahmen, für ihre Verbrechen zu bestrafen.

Sie hatte gewiß diesen Zweck verfolgt und so lange verfolgt, bis die Unmöglichkeit der Erreichung desselben ihr das Aufgeben gebot.

Maria war verschwunden.

Aber der Gouverneur und seine Gemahlin waren es ebenfalls.

Die Reden der wüthenden Tochter des Kerkermeisters deuteten auf eine Gefangennahme.

Hierhinter steckte ein Geheimniß, welches nothwendig ergründet werden mußte.

Als Paez so weit gekommen, blickte er abermals um sich und sagte:

„Wir müssen das Schloß nochmals durchsuchen, fort, laßt, wenn es sein muß, nicht zwei Steine aufeinander!"

Paez selbst wollte sich ebenfalls fortbegeben, um selbst in den oberen Räumen des Schlosses weitere Nachforschungen anzustellen.

Da aber fiel ihm plötzlich ein, auf wie unerklärliche Weise die Gefangenen aus diesem Kerker verschwunden waren.

Durch die gewöhnlichen Ausgänge konnten sie sich nicht entfernt haben.

Also durch außergewöhnliche, welche man erst entdecken mußte.

Paez, der aus seinem Gefängnißleben nicht ohne Praxis war, nahm den flackernd brennenden Kiehnspahn und beleuchtete die Wände des Kerkers.

Er kam endlich zu dem verschobenen Bette und stand wie angewurzelt.

Diejenigen, welche um ihn geblieben waren, traten näher, und ihr Staunen hatte zunächst ebenfalls keine Worte.

Was sie aber sahen, war eine geöffnete Fallthüre und eine Treppe, welche in die Tiefe führte.

„Das ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen!" rief Marino endlich.

42.

Vergebens.

Der mit fünf anderen Officieren und vielleicht zwölf Soldaten in einem und demselben Kerker eingesperrte Centifuego empfand dasjenige, was ein jeder braver Krieger, wenn er unterliegt, empfinden muß.

Sein Schmerz galt aber nicht dem gegenwärtigen Verluste allein, er galt hauptsächlich dem Vaterlande.

Wir wiederholen es, der General war einer derjenigen Spanier, welchen die große Nation ihren Ruf verdankt.

„Ich habe es vorausgesehen!“ murrte er, „diese Wirthschaft mußte so enden.“

„Aber zum Henker, von diesem Gesindel besiegt zu werden!“ rief ein anderer Officier.

„Schmäht nicht dies Volk!“ erwiderte der alte ehrwürdige Soldat, „bei einer Behandlung, wie es dasselbe erduldet, mußte es so kommen!“

Während aber die Officiere noch einige auf dies Thema bezügliche Reden wechselten, stieß einer der Soldaten ein Freudengeschrei aus.

„Was giebts?“ fragte Centifuego.

„Was giebts?“ schrie man von allen Seiten.

„Eine Entdeckung, eine herrliche Entdeckung!“

„Ah, und was denn!“

„Hier ist eine Luke, durch die man hinabkann!“

Es giebt überall Zweifler.

Einige Stimmen meinten mürrisch:

„Zum Henker mit der Luke, was soll sie uns?“

Andere dagegen begnügten sich hiermit nicht, und statt lässiger Gleichgültigkeit begannen sie die gemachte Entdeckung näher zu untersuchen.

„Bei der Mutter Maria!“ schrien sie, „eine Stiege; ah, wir sind gerettet!“

„Laßt mich sehen, Leute!“ sagte Centifuego, „wo seid Ihr?“

„Hier, hier!“ riefen die Glücklichen, welche den Fund gethan.

Der General fühlte sich in der rabenschwarzen Finsterniß nach dem Orte, von wo die Stimmen kamen.

Auch er untersuchte den Fund.

„Bei Gott!“ rief er, „das scheint ein Mittel zu unserer Rettung werden zu können; aber ich gestehe, daß ich erstaunt bin, hier einen Gang zu finden. Ich wußte nie etwas davon; wer geht voran!“

„Aehnlich den Seeleuten eines dem Sinken nahen Schiffes, wenn die Bote ausgesetzt sind, warfen sich die Soldaten in die Luke und einige von ihnen stürzten hinab, was ihnen gewiß Hals und Beine gekostet hätte, wenn der Abgrund, in den sie sich warfen, tiefer, und sein Boden nicht weicher Sand gewesen wäre.

Nach und nach folgten alle und es war nicht schwer, die Richtung, welche der Gang nahm, zu entdecken.

Als dieses geschehen, erhoben die Soldaten ein Jubelgeschrei.

Bald jedoch fiel einer derselben zu Boden.

Ein Hinderniß, an welches er gestoßen, verursachte seinen Fall.

„Teufel!“ rief er, „was ist das: — ein Mensch — ein Todter!“

Alle hemmten ihre Schritte, als wollten sie weitere Berichte erwarten.

Solcher erfolgte auch, da der Soldat den Leichnam näher untersuchte.

„Es ist ein Llanero!“ schrie er.

„Also ist hier schon gekämpft worden!“ riefen mehrere Stimmen.

„Seid stille Kinder!“ sagte der General, „seid vorsichtig!“

Die Spanier ließen sich dies nicht umsonst gesagt sein und kamen endlich, nachdem sie auch noch den zweiten Indier aufgefunden, bei dem Ausgange der Wölbung an.

Man berathschlagte.

Die Llaneros waren Sieger im Fort, und da man in diesem Gange einige von ihnen fand, obwohl sie todt waren, so durfte auch

angenommen werden, daß sie dort Sieger waren, wohin man jetzt gelangte.

Wohin gelangte man aber überhaupt?

Die Eile, mit der die Spanier geflohen waren, hatte sie gar nicht daran denken lassen, auf die Richtung des Ganges zu achten.

Die Zeit, welche sie gebraucht hatten, den Weg durch denselben zurückzulegen, sagte ihnen, daß der Ausgang nicht weit von der Festung sein könne.

Man beschloß, einen Moment zu lauschen.

Doch alles blieb still.

Hierdurch ermuthigt, versuchte man, den Verschluß des Ganges an dem oberen Ende der Stiege zu öffnen.

Lange waren alle gegen die Fallthüre gerichteten Anstrengungen vergeblich.

Aber dadurch, daß Niemand herbeizukommen schien auf das verursachte Geräusch, ward man dreister und verdoppelte die Anstrengungen.

Endlich wich das Hinderniß mit einem lauten Krachen und ein heller Lichtstrahl drang herab.

Aber auch die Spanier wichen erschreckt zurück.

Um die Lücke standen mindestens ein Dutzend Klosterdiener und Laienbrüder, im Begriff, die in ihren Händen befindlichen Waffen anzuwenden.

„Madre de Dios!“ rief der Soldat, „was wollt Ihr?“

„Es sind Spanier!“ schrien die Klosterleute.

„Zurück!“ befahl der Profeß, welcher sich in der Nähe mit sämmtlichen Padres befand.

Die Spanier stiegen herauf.

„Also!“ rief der Prior, als er den General bemerkte, „also ist das Schloß wirklich verloren?“

„So gewiß, wie Ihr mich hier seht!“

„Des Herrn Wille geschehe!“

„Nun ja, ich vertraue ihm ebenfalls; wo ist der Gouverneur?“

„Gerettet!“

„Aber was nun, Prior!“

„Warten wir die Dinge, welche kommen sollen, ab!“

„Zum Henker, ja; aber mir scheint, daß wir hier kaum sicher sein möchten!“

„Dafür laßt mich sorgen, Sennor!“

Einige von dem Prior damit beauftragte Mönche verbargen die angekommenen Soldaten; andere stellten die Thüre wieder her, und nirgend war zu sehen, was vorgefallen.

Dies also war geschehen, während man, wie Marino sagte, den Schlüssel zu den Geheimnissen fand.

Paez entgegnete zuerst auf diese Aeußerung nur:

„Das ist richtig!“

Dann aber, nachdem er tiefer hinabgeleuchtet hatte, rief er:

„Ha, und dieser Gang führt zu dem Jesuiter-Collegium!“

„Sollte er wohl!“ meinte Marino.

„Ich bin davon überzeugt!“

„Ah!“ sagte Paez plötzlich, „begab sich nicht auch der Profeß von der Plaza in das Schloß?“

„Allerdings!“

Unterdessen hatte sich aber auch bereits die Kunde von dem Auffinden des Ganges in dem Schlosse verbreitet.

Man eilte in die Kellerräume hinab, und als Paez und Marino in den Gang stiegen, folgten die Mehrsten.

Auch die Sieger fanden die Leichen.

Auch sie waren dadurch überzeugt, daß gekämpft worden.

Paez aber fand noch etwas mehr, er fand die Säbelklinge der Geliebten, und wußte nun, was geschehen.

„Sie ist wirklich gefangen!“ rief er.

Der Boden aber zeigte Fußspuren einer bedeutenden Anzahl von Männern.

Von Paez geführt, gelangten auch die Llanero an das Ende des Ganges und bis zu der hergestellten Thüre.

Auch sie sahen sich genöthigt, dieselbe zu erbrechen.

Aber die Vorsichtsmaßregeln, durch welche die Spanier erschreckt worden, waren nicht mehr vorhanden.

Der Raum, in welchen man trat, war leer.

Paez und sein Begleiter durcheilten denselben mit schnellen Schritten; durchmaaßen auch die über der Erde belegenen Räume

und gelangten bis zur Capelle, derselben Capelle, wo unsere Geschichte und die Leiden des Indiers ihren Anfang nahmen.

Hier begegnete ihnen der Prior und die Padres, als wenn sie vom Hochamte kämen.

Der Erstere hatte nicht sobald die Independenten erblickt, als er seine Schritte hemmte und mit erhobener Stimme sprach:

„Wie, Ihr Wüthriche, wollt Ihr auch nicht einmal das Heiligthum des Herrn verschonen; ist es nicht genug, daß Eure Blut befleckten Tritte den Mord durch die Stadt getragen, müßt Ihr auch noch den Tempel Gottes schänden?"

Noch immer unterlag Paez dem Einflusse, welchen die Priester auf die Massen ausübten, bedeutend.

Noch mehr wie er, waren die Indier und die Mehrzahl der Barceloner befangen.

Anders war dies mit Marino, dessen Aufenthalt in den angeblichen Besitzungen Westindiens nicht wenig dazu beigetragen haben mochte, ihn das geistige Joch abschütteln zu lassen.

Während Paez gewissermaßen achtungsvoll einen Schritt zurück machte, trat er einen Schritt vor und rief:

„Ihr führt eine sonderbare Sprache, Freund Prior!"

Der Profeß erhob seine Stimme noch mehr.

„Abtrünniger, Infidelos, der Du Deine Religion, Deinen Heiland verleugnest, der Fluch der Kirche treffe Dich!"

Marino lachte laut auf.

„Heuchlerischer Pfaffe!" rief er, „vor Kurzem warst Du unser Bundesgenosse, jetzt stehst Du gegen uns; Du und die Deinen, Ihr seid erkannt, Euer Trug und Lügengewebe ist entdeckt, wo sind die Spanier, welche sich hierher geflüchtet haben!"

„Es hat sich Niemand hierher geflüchtet, Du Sohn des Bösen!"

Das war eine ebenso kühne als offenbare Lüge.

Aber vielleicht wußte der Priester nicht, daß die Rebellen denselben Weg genommen, welchen die Spanier gegangen.

Paez ward unwillig.

„Wie? Ihr wollt leugnen, Padre Prior?" rief er.

Der Profeß blickte ihn groß an und in diesem Augenblicke mochte ihm vielleicht sein Versehen klar sein.

Aber es war zu spät, es wieder gut zu machen.

„Allerdings leugne ich!“ sagte er.

Dies versetzte den Indier in Zorn.

„Ihr wollt leugnen?“ fuhr er fort, „daß Ihr den Gouverneur verbergt, die Spanier verbergt und die Marquise Donna Marie de Alvirez gefangen haltet?“

„Wir verbergen Niemand und halten Niemand gefangen!“

„Ich werde das Kloster durchsuchen lassen!“

„Die Strafe des Himmels wird Dich dafür treffen!“

„Priester mäßigt Eure Reden; Ihr seid mehr als stark verdächtig, mit den Tyrannen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, hütet Euch!“

In Momenten allgemeiner Aufregung gehen die Massen leicht von einem Extrem zum andern über.

Sie verlieren leicht die Scheu vor demjenigen, was sie noch eben fürchteten und ihre Dreistigkeit wird bald zur Frechheit.

Ist nur erst der Anfang gemacht, so ist kaum noch nöthig weiter dazu anzuregen.

Ueberdem waren die Llaneros, wie die Kreolen durch den errungenen Vortheil siegesübermüthig.

Die Begleiter von Paez und Marino drängten sich um den Priester und erhoben bei der Rede des Ersteren ein drohendes Murren.

Der Profeß behielt indessen seine Ruhe vollkommen und blickte kalt und stolz umher.

„Also Ihr wollt uns die Spanier nicht herausgeben?“ fragte Paez nochmals.

Der Prior schwieg.

„Ihr habt Euch selbst die Folgen Eures Benehmens zuzuschreiben!“ sagte jener darauf, „das Kleid des Priesters kann keine Lügen schützen. Bemächtigt Euch Ihrer!“

Während dies unter dem Portale der Kapelle geschah, erhob sich in einem Winkel des Hofes Lärm.

Alles wendete sich nach dort hin.

Mehrere Llaneros hatten daselbst einen Spanier ergriffen und schleppten ihn jetzt herbei.

Es war einer der mit dem Gouverneur angelangten Soldaten.

Der Mensch zitterte am ganzen Leibe.

„Schont mich!“ rief er „und ich will Euch sagen, was Ihr zu wissen wünscht!“

„So rede!“ hieß es.

„Der Gouverneur ist durch den unterirdischen Gang hierhergekommen, ebenso der Kommandant und mehrere andere, auch die Amazone befindet sich im Kloster!“

„Ah — wo, wo!“ rief man von allen Seiten.

„Folgt mir!“ entgegnete der Soldat.

Er schritt bei diesen Worten wieder dorthin, von wo man erst gekommen und Alle eilten ihm nach.

Einer wilden Fluth ähnlich, stürzten sich die zum Theil mit Blut befleckten Krieger wieder in die unteren Räume und bald gelangten sie zu der Zelle, in welcher sich Maria befinden sollte.

Man schickte sich an, die Thüre zu erbrechen.

Erst nach langer Anstrengung gelang dies.

Aber die Zelle war leer.

„Sancta Madre!“ rief der Spanier, „man hatte sie hier eingesperrt!“

Ohne daß Jemand etwas sagte, stürzten Alle wieder hinauf, um die Priester zu ergreifen.

Man kam nach oben.

Man langte wieder bei der Kapelle an, aber die Padres waren nicht mehr dort.

„Wir sind überlistet!“ rief Paez.

„Verdammt diese Pfaffen!“ fluchte Marino.

Die Independenten verbreiteten sich jetzt durch das ganze Kloster und die Kapelle.

Sie durchsuchten in dieser, in den Gebäuden und in den Höfen jeden Winkel, wobei es nicht ohne dem abging, daß verschiedene Gegenstände zerstört wurden.

Aber die Mönche waren nicht zu finden.

Der Gouverneur und seine Gemahlin wurden nirgends entdeckt.

Von den Soldaten fand sich keine Spur.

Maria war und blieb verschwunden.

Die Wuth des Volkes überstieg jetzt alle Grenzen.

Zu der Feuersbrunst, welche noch immer in dem Fort wüthete, gesellte sich bald eine andere, man zündete auch das Kloster an und plünderte es.

Am Morgen bot Barcelona einen traurigen, sehr traurigen Anblick dar; einen Anblick, wie man ihn nur hat, wenn die Kriegsfurie durch das Land tobt und besonders wenn der Bürgerkrieg wüthet.

43.

Verrath und wieder Verrath.

Bisher haben wir gesehen, daß der Aufstand in Venezuela überall vom Glücke begünstigt war.

Die kühnen Unternehmungen Miranda's hielten mit den verzweifelten Erhebungen der einzelnen Städte gleichen Schritt.

Der Congreß zu Carraccas durfte jetzt nicht mehr von sich sagen, daß er nur befehle, um zu befehlen.

Seine Befehle fanden jetzt Gehör und Folge und die Anordnungen, welche er traf, verdienten nicht mehr wahnwitzig genannt zu werden.

Aber so gut auch der Anfang war, die Independenten hatten einen Mann gegen sich, der so wenig unthätig, als unfähig war.

Monteverde war gewissermaaßen nur überrascht.

Dies geschah indessen keineswegs durch das Verdienst des Congresses, noch durch seine Unternehmungen.

Die an verschiedenen Orten, zugleich aber unverabredet erfolgenden Erhebungen hatten solches herbeigeführt und der General-Capitain ließ es seine Aufgabe sein, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Nach den ersten glücklichen Erfolgen hatte er auch Cumana verlassen müssen.

Er versuchte nun zunächst, seine zerstreuten Truppen zusammen zu ziehen.

Uebrigens berauschte das Gelingen der Aufstände die Südame-

rikaner in dem Maaße, daß sie nicht anstanden, die frühere Grausamkeit der Spanier zu vergelten.

Alle gefangenen Soldaten derselben wurden ohne Gnade niedergeschossen.

Doch auch die Spanier hatten den Kampf ebenfalls wiederum so begonnen.

Ein Hauptverlust für die Letztern war aber Valencia und diesen Verlust wieder einigermaaßen zu ersetzen, war das erste Bestreben Monteverde's.

Wie wir wissen, war für die Neger die Freiheit durch denselben proklamirt.

Daß dieselben noch nicht gegen die Empörung Partei nahmen, lag rein daran, weil sie den Aufruf nicht kannten.

Es lag im Interesse aller Creolen, daß sie ihn nicht erführen und man verheimlichte denselben sorgfältig.

Aber wenn schon die Unzufriedenheit mit der Regierung und ihren Maaßregeln allgemein war, so hinderte dies nicht, daß man sich in Parteien spaltete.

Parteien bilden sich stets bei revolutionairen Bewegungen.

So gab es zum Beispiel hier deren, die nicht von Spanien getrennt sein, sondern nur mit dem Mutterlande gleiche Rechte haben wollten.

Andere wollten eine Trennung und Errichtung eines besonderen Thrones, für einen spanischen Prinzen.

Noch andere wollten eine aristokratische Republik.

Die Mehrzahl der Bewohner aber verlangten die Bildung einer Förderativ-Republik nach dem Muster der Nordamerikanischen mit gleichen Rechten für alle Freien.

Diese hatten entschieden das Uebergewicht, was sich thatsächlich schon durch den Congreß zu Carraccas kund gab.

Monteverde benutzte sehr schlau diese Verhältnisse; versprach den Einen, sicherte Anderen Vortheile zu und suchte Alle gegen einander in Harnisch zu bringen.

Dies gelang so gut, daß im Congresse selbst Uneinigkeit und Verwirrung entstand.

Doch hätte sich solches vielleicht wieder ausgleichen lassen, wenn

nicht noch andere Nachtheile durch diese Intriguen entstanden wären.

Zu den Eroberungen, welche die Aufständischen mit so reißender Schnelligkeit machten, gehörte auch die Feste Puerto Cabello, einige Meilen nördlich von Valencia am Meere.

Diese starke Festung war durch Verrath den Rebellen in die Hände gefallen, durch Verrath sollten sie solche wieder verlieren.

Die Armee der Independenten war aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt.

Man fragte nicht viel nach Herkommen und dergleichen, wer die Waffen tragen wollte, war willkommen.

Wer sich aber auszeichnete, stieg.

Als Miranda Puerto Cabello hatte, übergab er es einem Mann Namens Piar, einem Mulatten aus Curassao der einer jener Abentheurer war.

Wir werden im Verlauf unserer Geschichte noch öfter auf diesen Menschen zurückkommen.

Hinsichtlich der Thätigkeit konnte zwar die Wahl gut geheißen werden, jedoch hatte man sich nicht der Gesinnung des eingesetzten Commandanten vergewissert.

Die Folgen davon sollten nicht ausbleiben.

Piar, der wie alle Mulatten, außerordentlich geizig und geldgierig war, hatte zu den Waffen gegriffen, um sich zu bereichern.

Dazu bot eine entlegene Festung wenig Gelegenheit und da auch der Sold für die Truppen sehr unregelmäßig gezahlt wurde, so ward es ihm leicht, Unzufriedenheit unter denselben zu verbreiten.

Mit der Disciplin stand es überhaupt sehr flau.

Wahrscheinlich hatte der mißvergnügte Commandant noch keine besondere Absicht bei seinem Treiben.

Aber so wie nur erst Jemand Lust hat, Böses zu thun, bleibt die Gelegenheit nicht aus.

Es erschienen plötzlich mehrere spanische Schiffe vor Cabello und verlangten zu unterhandeln.

Piar ließ sich darauf ein und ein Parlamentär kam an das Land.

Es war Niemand anders als Don Rovierez.

Der Mulatte, welcher diesen Mann übrigens kannte, empfing ihn mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und lud ihn zur Tafel.

Der stolze Spanier nahm diese Einladung an und speiste mit dem von ihm verachteten Mulatten.

Ueber Tafel richtete jener seine Aufträge aus und wie er glaubte äußerst schlau.

„Es ist ein Unglück für Südamerika!" begann er, „daß es so vom Bürgerkriege zerrissen wird!"

„Da stimme ich Euch bei, Exellenza!" entgegnete Piar.

„Und doch könnte es glücklich sein, dies Land, wenn nur einzelne Personen wollten!"

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, es sind nur Wenige, welche sich der spanischen Macht entgegenzustellen wagen dürfen; würden diese abtreten oder sich der rechtmäßigen Herrschaft unterwerfen, so wäre Alles zu Ende!"

„Das könnte wohl möglich sein!"

„So zum Beispiel Ihr, Oberst — wenn Ihr diese Festung übergäbet!"

„Das würde sich mit meiner Pflicht nicht vertragen!

„Wem seid Ihr verpflichtet, wenn ich fragen darf?"

„Dem Lande, dem Volke, dem Congresse!"

„Wodurch, Sennor!"

„Nun durch — meinen Eid!"

„Ah, durften denn diese Gewalten, die Ihr da genannt, einen Eid von Euch verlangen, durch welchen Ihr verbindlich gemacht seid gegen Euren rechtmäßigen Herrn zu kämpfen?"

„Ich habe, ihn freiwillig geleistet!"

„Das ist übel!"

„Und warum, Exellenza?"

„Ich hätte Euch sonst einen Vorschlag gemacht — doch sprechen wir nicht weiter davon!"

„Im Gegentheil, nennt mir Euren Vorschlag!"

„Wirklich?"

„Nun warum nicht, ich bin ja nicht gebunden dadurch!"

„Das ist richtig!"

„Nun also?"

„Nun warum nicht, ich bin ja nicht gebunden dadurch!“

„Das ist richtig!“

„Nun also?“

„Hm — ja ich kann Euch versichern, daß die Regierung nicht undankbar sein würde, wenn die Festung übergeben wird!“

„Das ist ein allgemeines Versprechen!“

„So specificiren wir dasselbe!“

„Gut — laßt hören!“

„Für's erste vollkommene Amnestie für alles Vorgefallene!“

„Schriftlich ausgefertigt?“

„Wie Ihr sagt, vom Generalcapitain selbst!“

„Das ist Etwas. — Weiter!“

„Dasselbe für sämmtliche Soldaten unter Eurem Befehle!“

„Auch gut!“

„Ferner eine angemessene Belohnung!“

„Ah angemessene — was heißt das!“

„Fordert!“

„Hm — 200000 Realen für mich!“

„Bewilligt!“

„Ebenso viel für die Soldaten, welche ich befehlige!“

„Ah — das ist zu viel!“

„Durchaus nicht!“

„Nun, es sei!“

„So wären wir also im Reinen!“

„Ich dächte!“

„Nein Exellenza, Ihr habt Euch getäuscht, ich bin kein Verräther!“

„Ich habe dies nicht gesagt!“

„Ihr habt mich bestechen wollen!“

„Ich habe Euch im Namen der Regierung ein Versprechen gegeben, falls Ihr derselben — und es ist Eure Pflicht, — dienen wollt!“

„Nennt es wie Ihr wollt, ich werde Euch dafür festnehmen, weil Ihr Eure Funktionen überschritten habt!“

Der Marquis erbleichte.

„Ihr werdet doch nicht?“ rief er.

Piar blieb ruhig.

„Doch halt!“ sagte er nachdenkend; „mir fällt etwas Besseres ein!“

„Das wäre!“

„Wenn ich belagert und hart beschossen werde, müßte ich die Festung übergeben!“

„Ei!“

„Für diesen Fall fordere ich für die Garnison freien Abzug und die erst stipulirten Summen!“

„Ich bewundere Euch!“

„Und ich traue Euch nicht Exellenza!

„Wodurch könnte man Euer Zutrauen gewinnen?

„Schickt erst das Geld!“

„Aber wo ist unsre Garantie!

„Hm, ich gebe keine!“

„Nun, so wollen wir erst die Hälfte geben, und bei der Uebergabe der Stadt die Andere!“

„Gut, ich bin zufrieden; aber laßt ein Paar Stürme versuchen, und schießt, als ob ihr wollt den Contingent zertrümmern!“

„Es soll geschehen!“

„Topp, die Sache wäre abgemacht!“

Die beiden Biedermänner schlugen ein, und der Handel war richtig.

Noch an demselben Tage begann das gegenseitige Feuer.

Am nächsten erschien der Marquis wieder mit der Parlamentär-Flagge, und brachte die Hälfte des Geldes.

Nach seiner Entfernung begann die Kanonade wieder.

In der Nacht landeten die Spanier und versuchten drei Stürme, welche abgeschlagen wurden.

Piar versammelte am Morgen seine Soldaten und sagte:

„Kinder, ich habe gewisse Nachrichten, daß der Flottille dort noch eine andere Abtheilung folgen wird, man wird uns einschließen und belagern. Unsere Lebensmittel sind aufgezehrt, es bleibt uns nichts übrig als zu capituliren, geschieht dies jetzt, dürfen wir auf gute Bedingungen rechnen und können dem Vaterlande vielleicht bessere Dienste leisten, als uns hier auf diesem Steinhaufen tödten zu lassen, auf Hülfe dürfen wir nicht rechnen. Was meint Ihr!“

Alle schrien Beifall und verlangten die Capitulation.

Man steckte die weiße Flagge auf.

Zum Scheine ward noch unterhandelt, das andere Geld gezahlt, von welchem Etwas abzugeben Piar sich wohl hütete, und die Independenten zogen mit Waffen, Gepäck und klingendem Spiel ab nach Valencia.

Die Spanier hatten die Festung, und der Mulatte hatte die Frechheit nach Carraccas zu gehen, um sich zu rechtfertigen.

Der Verlust von Kabello war ein harter Schlag, denn der Besitz Valencias verlor dadurch auch an Werth.

Dieser Verlust sollte indessen nicht der Einzige bleiben.

Einstweilen jedoch ward die Armee durch Paez und Marino verstärkt, welche nach einem halben Jahre vergeblichen Suchens und Herumziehens, wobei sie verschiedene Spanische Truppenabtheilungen aufhoben, sich nach Carraccas wendeten.

Nach dort zu, war auch Montewerde gezogen.

Somit schien nun eine entscheidende Schlacht bevor zu stehen, doch das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Die großartige Natur des Landes schien nicht theilnahmlos an dem vor sich gehenden Kampfe bleiben zu wollen.

Aber wenn sie beabsichtigte, das Joch, welches das Land und seine Bewohner zu tragen hatte, abschütteln zu helfen, so machte sie unbedingt einen Mißgriff, und traf Orte, welche sie hätte nicht treffen dürfen.

Ja, noch mehr, ihr Eingreifen in den Gang der Ereignisse störte nicht allein den guten Fortgang der Unternehmungen Seitens der Independenten, sondern es schlug auch ihren moralischen Muth völlig nieder; es gab den Gegnern eine gerechte Ursache, die Verwerflichkeit der Unternehmungen hervorzuheben.

Der Himmel züchtigte die Rebellen direkt und schrecklich.

Er ließ ein Wunder geschehen, und besonders die Priester verabsäumten nicht, desselbe als ein solches darzustellen.

Unter der Leitung von Männern, wie Miranda, Marino, Piar, der wieder ein Commando erhalten, weil man nicht zu strenge sein durfte und Paez war die Freiheitsarmee endlich gebildet, und bestand jetzt nach fast einem Jahre aus wirklichen Soldaten.

Ihre Zahl betrug vielleicht achtzig tausend.

Diese Truppen lagerten in und um Carraccas und Guaira mit dem linken Flügel an das Meer gelehnt, den rechten auf den Südlich von Carraccas belegenen Gebirgsstock gestützt.

Letzterer sicherte die Flanke und zog sich bis nach Valenzia, welches den Rücken der Armee deckte.

Die leichten Truppen des Paez streiften bis Yere und dem Cap Codero.

Dieser Armee gegenüber standen die Spanier unter Monteverde von Raphael bis Cäygua in einer Stärke von vielleicht fünfzigtausend Mann.

Viele Umstände sprachen dafür, daß ein Treffen zwischen den beiden Armeen den Independenten günstig sein müsse.

Miranda versammelte einen Kriegsrath.

Es waren bei demselben fast alle Staabsoffiziere und die Führer der einzelnen Freicorps, unter andern auch der Engländer Mac Gregor.

Man sah eine bunte gemischte Gesellschaft.

Miranda sprach:

„Sennores nach wiederholten unglücklichen Versuchen, scheint endlich das Glück unserm eben so gerechten als muthigen Unternehmen wohl zu wollen. Den ungeheuren Anstrengungen des Landes ist es gelungen, eine zahlreiche Armee auf die Beine zu bringen. Der Tapferkeit derselben hat der Feind weichen müssen, und trotz einiger Verluste sind die errungenen Vortheile bedeutend.

Sennores, es ist ein Moment gekommen, wo wir alles auf einen Wurf setzen müssen.

Der feindliche Heerführer steht uns gegenüber und scheint einen Angriff wagen zu wollen.

Unsere Stellung ist fest, fast uneinnehmbar; wir dürfen hoffen, den Angriff abzuweisen.

Aber wir sind auch zahlreicher als der Feind, und ein Angriff von unserer Seite scheint uns ebenfalls den Sieg zu versprechen.

Ich ersuche Euch, Sennor, mir Eure Meinung zu sagen und mich mit Eurem Rathe zu unterstützen!“

Die Mehrzahl war dafür, den Angriff zu erwarten.

Als Miranda alle gehört, hob er seinen Kopf und sprach:

„Der Kriegsrath ist beendigt!"

Sofort wurden die nöthigen Befehle zum Angriffe ertheilt.

Bald darauf jedoch erschienen Ordonnanzen von den Vorposten, und meldeten, daß sich die spanische Armee zurückziehe.

Miranda unternahm eine Recognoscirung und fand jene Angabe bestätigt.

Ahnte Monteverde was da kommen werde, oder, welche Gründe veranlaßten ihn zum Zurückgehen?

Wie aber doch große Ereignisse häufig an Kleinigkeiten, oder an dem zufälligen Zusammentreffen ganz verschiedener Ereignisse hängen.

Der Tag, an welchem das eben Erzählte geschah, war der 25. März des Jahres 1812.

Der nächste Tag war der grüne Donnerstag und zugleich der Jahrestag der Revolution.

Unter andern Umständen wurde man vielleicht dem spanischen General sofort gefolgt sein, es war in Ordnung so und hätte von wichtigen Folgen sein können.

Aber wenn Miranda vielleicht den Jahrestag der Erhebung durch einen wichtigen Sieg verherrlichen wollte, — es scheint seine Absicht gewesen zu sein, — so wollte der Kongreß denselben durch ein großes Fest feiern, weil die Armee beisammen war.

Man traf noch am Abend des 25. die Vorbereitungen dazu.

Aber schon zeigten sich zu derselben Zeit alle Anzeichen eines furchtbaren Wetters.

Die Sonne ging nach einem heißen Tage feurig unter, und die ganze eine Hälfte des Himmels war schwefelgelb, während die andere aschfarbig erschien.

Kurz vor Mitternacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm.

Bei den ersten Stößen desselben, wurden die Baracken der Soldaten, welche zum Schutze gegen die Sonnenhitze dienen sollten, umgestürzt und davongeführt.

Im Lager herrschte die größte Verwirrung.

Aber bald ward der Sturm zum Orkan.

Menschen wurden umgeworfen, Pferde fortgeschleudert und Bäume entwurzelt.

Das Meer tobte, das man es auf zehn Meilen weit hören konnte.

Endlich warf die Windsbrut die Häuser ein.

Immer im Zunehmen begriffen, erreichte der Orkan mit Tages-Anbruch seinen höchsten Grad.

Um diese Zeit aber ließen sich die ersten Stöße verspüren, mit denen das schreckliche Erdbeben am 26. März 1812 begann.

Die Erde bewegte sich in Wellenbewegungen, wie das Meer und dies wiederholte sich mehr denn zwei Mal in der Minute.

Die Gebäude, welche auf den Strecken standen, durch welche jene Erschütterungen ihren Zug nahmen, stürzten zusammen und begruben Menschen und Thiere unter ihren Trümmern.

Schon seit einigen Stunden wirbelten von Carraccas bis nach Guaira die Lärmtrommeln.

Weshalb, das wußte vielleicht Niemand zu sagen.

Bald nahmen die Stöße an Heftigkeit zu.

Die Erde borst, Rauch und Flammen stiegen aus den Rissen auf, welche ganze Kompagnien der verwirrten Soldaten und ganze Straßen der Städte verschlangen.

Endlich wurden sogar Berge versetzt, und man fürchtete mit Recht, daß die Gebirge Carraccas dem Meere zu wandern würden; wie das Meer ihnen entgegen kommen zu wollen schien.

Gegen Mittag war das Werk der Zerstörung vollendet.

Carraccas, Guaira, La Lilla und Yere waren vollständig zerstört, es war fast kein Stein auf dem andern geblieben.

Die ganze Gegend um diese Ortschaften war schrecklich zerrissen und zum Theil auf Quadratmeilen mit Asche bedeckt.

Zwei Drittheile der Einwohner der Städte waren umgekommen.

Ebenso hatten in diesem furchtbaren Kampfe der Elemente nahe an 20,000 Soldaten der Independenten-Armee ihren Tod gefunden.

Alles Ueberlebende war starr und gelähmt von Schrecken.

Der größere Theil glaubte, wie die Pfaffen sagten, in diesem Ereigniß eine Unzufriedenheit und eine Strafe des Himmels zu erkennen.

Zum Ueberflusse erfuhr man nun auch noch, daß der General

Monteverde, dessen Armee von dem Erdbeben nicht gelitten hatte, vorrücke.

Der Congreß verlegte darauf seinen Sitz nach Valencia und Miranda sammelte die Reste seines Heeres, um sich zurückzuziehen.

Aber schon übte das Ereigniß seine schädliche Wirkung aus.

Die Truppen folgten mit Widerwillen den Fahnen, ganze Compagnieen und Regimenter gingen zum Feinde über.

Miranda mußte seine Nähe schon um deshalb meiden.

Mit der fürchterlichen Strafe, welche der Himmel über die Aufständischen verhängt hatte, schien jegliches Glück verschwunden zu sein.

In dieser Noth entschloß sich der Congreß zu einem außerordentlichen Schritte.

Er ernannte durch eine Verfügung vom 26. April den General Miranda zum Dictator mit unbeschränkter Gewalt.

Welcher Hohn des Schicksals lag aber in dieser Ernennung.

Als diese unbeschränkte Directorialgewalt dem großen Manne hätte etwas nützen können, ward sie ihm nicht, jetzt sollte sie nur dazu dienen, eine Unterwerfung unter das alte Joch herbeizuführen.

Noch vier Monate, grade auf den Tag, hielt sich der tapfere Insurgent.

Dann jedoch sah er ein, daß die Sache der Freiheit verloren sei und versuchte mit Einwilligung des vollziehenden Rathes Unterhandlung anzuknüpfen.

Monteverde ging darauf ein und am 26. August 1812 kam die Capitulation zu Stande.

Monteverde sicherte Allen vollständige Amnestie zu, mit Ausnahme von Paez und Marino.

Miranda wollte sie in die Capitulation mit eingeschlossen wissen, jedoch beide erklärten, daß das Vaterland ihretwegen nicht leiden solle.

Paez zog sofort mit seinen Llaneros in die Steppe zurück.

Marino schiffte sich ein.

Miranda übergab jetzt dem Spanier die Orte Giayra, Carracas, Barcelona und Cumana.

Er selbst begab sich in das spanische Lager, um die Bedingungen persönlich mit dem General-Capitain festzustellen.

Doch Monteverde ließ ihn festnehmen und in Ketten legen, man

dachte nicht daran, den Vertrag zu halten und verschiedene Hinrichtungen folgten.

Miranda ward nach Spanien geschickt.

Vollenden wir hier gleich die Geschichte dieses Mannes.

In Spanien angekommen, ward er in das Gefängniß Caracca, den scheußlichsten Kerker der spanischen Inquisition bei Cadix geworfen.

Hier schmachtete er vier Jahre lang in Ketten, der Wuth und der Quälerei der fanatischen Mönche ausgesetzt, welche letztere nie bekannt geworden sind.

Aber gewiß ist, daß sie das Leben dieses starken kräftigen Mannes endigten und seinen kühnen Geist brachen.

Denn eine vierjährige Haft hatte wohl schwerlich eine Constitution niedergeworfen, welche dazu befähigen, fast die ganze Welt zu Fuße zu durchmessen.

Als der Tod ihn von seinen Qualen erlöste, warfen die Mönche seinen Körper, an dem sie noch ihre Rache sättigen wollten, unbeerdigt auf das Feld.

Sein Geräth und seine Kleidung wurden als die unreinen Sachen eines Ketzers verbrannt.

Dies zeigt deutlich genug, welches Loos dem unglücklichen zwischen den Kerkermauern geworden sein mag.

Unstreitig war Miranda einer der edelsten Männer seines Volkes.

Mit seinem natürlichen Seelenadel aber verband er festen Willen ausgebreitete Kenntnisse und ein umfassendes Genie.

Er war von tadelloser, körperlicher Schönheit und gehörte zu den Männern, welche durch ihr Aeußeres imponiren und für sich einnehmen.

Fern von jeder Grausamkeit mißbilligte er die mörderischen Hinrichtungen der Gefangenen.

Selbst rechtschaffen, hielt er alle Menschen für rechtschaffen, trotz vielen bittren Täuschungen.

Ein glühender Patriot, weihete er Vermögen, Kräfte und Zeit und endlich auch sein Leben ganz dem Vaterlande.

44.

Nachforschungen.

Die treulose Wortbrüchigkeit des General Monteverde mußte die Unzufriedenheit der Creolen bis auf den höchsten Grad bringen.

Zugleich aber zeigte dieselbe ihnen auch, was sie überhaupt von den Spaniern zu erwarten hatten.

Unbegreiflich ist es nur, warum Paez und Marino von der falschen Amnestie ausgeschlossen wurden; es war fast, als hätte man sie schonen wollen.

Paez ging, so wie der Vertrag geschlossen war, mit seinen Llaneros wieder der Steppe zu.

Marino schiffte sich eiligst ein und erreichte, bevor die Spanier dorthin kommen konnten, Cumana, welches sich ebenfalls befreit hatte.

Er erließ daselbst den neuen Aufruf die Fahne der Unabhängigkeit zu erheben und die Treulosigkeit der Spanier macht es erklärlich, daß er bedeutenden Anhang fand.

Marino beschränkte sich darauf nicht.

Er nahm das noch von den Spaniern besetzte Maturin mit Sturm und schlug den mit einem Theile seines Heeres zum Entsatze herbeieilenden Monteverde im offenen Felde.

Dies war im April des Jahres 1813, der Krieg war also keineswegs zu Ende.

Indessen herrschte bei dem jetzigen Feldzuge kaum ein Zusammenhang unter den Empörern und die Spanier waren trotz der Verluste, welche sie erlitten, unbedingt im Vortheil.

Denn die Independenten konnten meistens nicht das eroberte Terrain behaupten.

Andererseits überließen die Llaneros dasselbe ohne Weiteres den Feinden wieder, indem sie sich begnügten, denselben geschadet zu haben.

Paez hatte überhaupt, nachdem sich die Sache so gewendet, nur sich zu schützen und — nach der Geliebten zu suchen.

Ihre Spur aufzufinden, begab er sich wieder dorthin, wo sie verschwunden war, nach Barcelona.

Das Schloß und das Kloster lagen noch in Trümmern: selbst die Stadt bot noch ein Bild der Zerstörung dar.

Bei der Möglichkeit, jeden Augenblick die Spanier dort wieder erscheinen zu sehen, hielt man es vielleicht für das Beste, die zerstörten Gebäude wieder aufzurichten.

Die Nachfragen und Untersuchungen, welche Paez anstellte, waren vergeblich; Niemand konnte eine Auskunft über Maria geben; nirgend war eine Spur von ihr zu entdecken.

Er durchzog die Steppe nach verschiedenen Richtungen und streifte selbst so weit hinauf, daß seine Llaneros mit den leichten Truppen Marinos zusammenstießen.

Sie konnten sich dadurch die Hand reichen und gemeinsam operiren; es war ein Vortheil für die allgemeine Sache, aber Paez kam seinem Ziele nicht näher.

Da endlich glaubte er von der Geliebten eine Spur zu entdecken.

Das Hauptquartier der Spanier hatte sich bis zu seiner Annäherung in Aragua befunden, und er konnte nicht zweifeln, daß der Marquis Roviérez ebenfalls dort gewesen.

Nothwendig mußte derselbe seine Tochter bei sich gehabt haben.

Zwar beruhte die Ueberzeugung, welche Paez hiervon hatte, immer nur auf Vermuthungen, da Niemand eine Person, wie er sie suchte, gesehen haben wollte.

Aber es lag auf der Hand, daß der Gouverneur seine gefangene Tochter verborgen gehalten hatte.

Paez sah ein, daß ein Vordringen mit seinen Schaaren ihn nie zum Ziele führen werde.

Er beschloß deshalb, einen andern Weg einzuschlagen.

Die Llaneros unter der Führung eines Freundes lassend, wählte er nur zwei von ihnen aus, um ihn zu begleiten.

Mit diesen beiden Männern wendete er sich südlich zum Orinoko, und dort nahmen alle eine Methamorphose mit sich vor, indem sie sich in Ottomacken verwandelten.

Letztere sind ein rohes, unkultivirtes, noch auf niedriger Stufe stehendes Indiervolk, welches damals noch nicht Theil am Kriege nahm.

Als die Verwandlung geschehen, schiffte man sich ein und den Fluß hinab.

Die Spanier hatten die wichtigsten Stellen an den Ufern desselben noch besetzt.

Jedoch die drei fast ganz nackten tätavirten Wilden erregten kaum ihre Aufmerksamkeit, noch weniger Besorgnisse.

Sie kamen ungehindert bis zu dem Fort Limones.

In diesem Fort, wie überall, befand sich ein Kloster.

Gleich nach dem Erscheinen der drei Wilden fand irgend eine religiöse Feierlichkeit statt, zu welcher die Priesterschaft sich in feierlicher Procession zeigte.

Der Priesterschaft schloß sich die Garnison an.

„Ah!" rief Paez als er die Spitze des Zuges erblickte, „dort ist er!"

Seine beiden Gefährten stimmten bei.

Jener „Er" aber war Niemand anders, als der Profeß des Jesuiter-Collegiums von Barcelona.

Von ihm mußte man jedenfalls erfahren können, was man wissen wollte.

Aber auf welche Weise war dies möglich.

Muth und List, die Eigenschaften aller indischen Völkerstämme, sollten zum Ziele führen; der Zufall that, wie bei so manchen verwegenen Unternehmungen, ebenfalls sein Theil dazu bei.

Noch ehe die religiöse Feierlichkeit beendet war, sahen die Indier den Profeß auf sich zuschreiten, um sie, wie es schien, anzureden.

Die Bekehrungssucht der Jesuiten war stets groß, und die Ottomacken noch nicht Christen.

Er redete sie wirklich an.

Die Art aber, wie es geschah, zeigte Paez sofort, daß er ihn nicht erkenne.

Der Jesuit sprach:

„Meine Kinder, was führt Euch hierher?"

Paez schwieg und die andern Beiden thaten, als wenn sie nicht recht verstanden hätten.

Der Padre wiederholte seine Frage.

Sie schienen endlich zu begreifen und bedeuteten ihn, daß ein

Trupp der Llaneros sie überfallen und ihre Wohnungen zerstört, und daß sie allein von ihrem Stamme sich nur geflüchtet hätten.

„Diese Heiden!“ rief der Priester entrüstet und theilnehmend, „sie schonen nichts, sie sind Kinder des Bösen!“

Er sprach darauf mit einem der Officiere, und die Indianer fanden Aufnahme in dem Fort.

So viel aber Paez auch dort umherspähete, er bemerkte nichts, was die Anwesenheit des Marquis, der Gemahlin desselben, oder sonst eines weiblichen Wesens verkündet hätte.

Die drei Indianer wurden jetzt Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit.

Paez verhehlte sich nicht die Gefährlichkeit seiner gegenwärtigen Lage.

Aber die Furcht, den gefundenen Anhaltepunkt wieder zu verlieren, ließ ihn verschmähen, sich durch heimliche Entfernung in Sicherheit zu bringen.

Dagegen gebot der erstere Umstand Eile.

Man hatte die Gäste in das Kloster einquartirt, woselbst die Mönche erst ihrem Leibe Pflege angedeihen ließen, um sie demnächst auch auf ihre Seele auszudehnen.

Am Abend ließ man sie indessen allein.

Jedoch das Zutrauen, welches man den braunen Söhnen der Wildniß schenkte, war keineswegs bedeutend.

Sie wurden in die ihnen zugewiesene Zelle eingeschlossen.

Alle drei streckten sich auf die für sie in jene gebrachten Matratzen aus und bald schienen sie zu schlummern.

Aber sie schliefen nicht.

So wie die Stille im Kloster und dem Fort nur noch von dem Tritte der Schildwachen unterbrochen wurde, hob Paez sein Haupt.

„Freunde!“ sagte er leise, „ich habe Euch von allen ausgewählt, weil ich Euch für die muthigsten von Allen hielt; werde ich mich nicht getäuscht haben?“

„Gewiß nicht!“ antworteten Jene.

„Aber unser jetziges Unternehmen ist gefahrvoll!“

„Und wenn wir das Leben dabei verlieren, wir sind bereit!“

„Nun denn, vorwärts!“

Paez erhob sich.

Die beiden Begleiter folgten seinem Beispiele, und man begann die Thüre zu erbrechen.

Dies gelang zwar, aber es war damit eben nicht viel erreicht.

Denn der Gang, an welchem das Zimmer lag, war stockfinster, und Keiner wußte, wo sich der Jesuit befand.

Zudem ließ sich ein bedeutendes Geräusch vernehmen.

Dasselbe vermehrte sich und man bemerkte sogar einen Lichtschimmer.

„Ah!" rief Paez plötzlich mit unterdrückter Stimme, „sie begeben sich in die Kapelle!"

Es war wirklich so, und um entweder dem Himmel für das Glück der spanischen Waffen zu danken, oder dasselbe für jene zu erbitten, begaben sich jene in die Kapelle.

Paez und seine Gefährten drückten sich in eine Nische und ließen die Mönche vorüber.

Sie wagten später sogar, denselben zu folgen. Der Padre Jesuit las die Messe.

Die drei Indier begaben sich, nachdem dieselbe beendet, wieder in den Klostergang, wo sie sich vertheilten.

Die Mönche kehrten zurück.

Ohne diesen Zufall würde es jenen Ersteren für diese Nacht schwer, ja unmöglich geworden sein sein, die Zelle, welche der Prior bewohnte, zu entdecken.

Daß aber sie unentdeckt blieben, verdankten sie nicht allein der Nacht, sondern der Schläfrigkeit der Mönche, welche, unsicher schwankend, nur daran dachten, recht bald ihr Lager wieder aufzusuchen.

Was Paez und seine Begleiter beabsichtigten, gelang ihnen vollkommen.

Sie sahen den Jesuiten in seine Zelle gehen und wußten also, wo er zu finden war.

So wie Alles wieder stille geworden, fanden sich die drei heimlichen Nachtwanderer bei derselben zusammen.

So muthig Paez auch war, pochte doch sein Herz heftig; vielleicht eben so sehr von Erwartnng, als von der Scheu, vor dem Angriffe auf einem Priester bewegt.

Die unverschlossene Thür ließ sie leichtes Spiel haben; sie traten ein.

Der Prior hatte Licht angezündet.

Gewiß ist, daß diesem Diener des Herrn ein Grauen ankam, als er die Wilden in seine Zelle treten sah.

Aber nach einem kurzen, kaum merklichen Zusammenfahren, welches das Zeichen des Kreuzes, welches er machte, gleichsam verdeckte, richtete er sich auf und trat den Indiern entgegen.

Doch bald sollte ihm eine andere Ueberraschung werden.

„Was wollt Ihr, meine Kinder?“ fragte der Jesuit.

Es erfolgte keine Antwort, und obgleich zögernd, trat ihm Paez noch näher.

Vermuthlich machte das Zögern desselben, daß der Prior dreister wurde.

Er fragte zum zweiten Male:

„Was ist Euer Begehr, warum habt Ihr Euer Zimmer verlassen?“

Paez hatte ihn jetzt erreicht und stand dicht vor ihm.

„Mein Padre!“ begann er, „Ihr sollt es erfahren!“

Diese in gutem Spanisch gesprochenen Worte ließen den Mönch erbeben.

Was Alles in demselben Augenblick sein Gehirn durchkreuzte, ist schwer zu sagen.

Gewiß aber behielt der Gedanke, daß er in verzweifelter Lage sei, die Oberhand.

„Wie!“ rief er zurückweichend, „Ihr sprecht spanisch?“

„Ihr hört es, mein Padre!“

„Ah, Ihr seid auch nicht, was Ihr scheint!“

„Das ist eben so richtig!

„Aber was wollt Ihr von mir — Ihr werdet Euch doch nicht an einen Diener der Kirche vergreifen!“

„Das wird von Euch abhängen. Antwortet mir!“

„Ich bin bereit dazu!“

„Wenn Ihr, mein Padre, oder Eure Jesuiten, zu uns in die Steppen kamt, oder wir Euch in Eurem Kloster aufsuchten, so hörten wir Euch stets sagen, daß wir ehrlich, wahrliebend und treu sein

sollten, daß dies dem Herrn wohlgefällig sei, und wir die Strafe des Fegefeuers zu erwarten hätten, wenn wir gegen seine Gebote handelten. Gelten diese Gesetze auch für Euch, die Ihr uns davon unterrichtet habt!"

„Oh — ich erkenne Euch, Ihr seid —!

„Ja, ich bin Paez!"

„Ihr wollt also mit Undank die Wohlthaten lohnen, welche wir Euch zugewendet?"

„Gehört etwa die zwölfjährige Einkerkerung dazu?"

„Ah, wir retteten Euch das Leben!"

„Ich weiß es, und kenne auch den Grund dazu; doch beantwortet meine Frage!"

„Welche Frage?"

„Seid auch Ihr an die Regeln gebunden, welche Ihr uns zu halten gebotet?"

„Der Diener Gottes ist nie dem Laien Rechenschaft schuldig!"

„Ah, Priester, auf diese Weise entkommst Du mir nicht!"

„Ich befehle mich in die Hände des Herrn, der Dich für Deine Unthaten und für die an seinem Diener verübte Unthat strafen wird!"

„Ja, wenn Du sein rechter Diener wärst!"

„Du hast den Glauben, der allein seelig machte, die Kirche verlassen!"

„Keineswegs, im Gegentheil ich hänge fester an demselben, wie je!"

„So fürchte ihren Fluch!"

„Mit nichten — wenn ich einem Unwürdigen sage, daß er unwürdig ist!"

„Fürchte den Zorn des Himmels für Deine Gotteslästerungen!"

„Du hast Gott gelästert, verläumdet, und seine Schöpfung verhunzt!"

„Fürchte den Bann der Kirche, der Dich treffen wird, für diese Ausgeburten Deines heidnischen Sinnes!"

„Mein Priester, Deine Worte sind vergeblich, Du schüchterst mich nicht ein, Du selbst hast mich, den Neugebornen, in Euer Taufregister getragen, und nie hat sich Jemand bemüht, mir die alten Glaubenslehren meines Stammes zu offenbaren. Aber der Wahn, in welchem ich befangen war, ist gefallen; gefallen durch Euch und

Euren Unterricht, durch die letzte Zeit meiner Thätigkeit. Dir hilft kein Sperren, entweder du sagst wo die Tochter des Gouverneurs Alvierez hingekommen ist, oder beim Blute Christi, Du hilfst sie uns suchen!"

„Ich habe nichts gemein mit solchen, welche die gerechte Strafe des Himmels ereilt!"

„Gut, so muß ich mein Wort halten!"

Noch immer mochte der Pater vielleicht denken, den ehemaligen Wilden, welcher durch die Bemühung seines Ordens in die Gemeinschaft der Gebildeten aufgenommen worden, einzuschüchtern.

Er mochte vielleicht glauben, daß derselbe sein Alter, — der Padre war bereits alt geworden — achten und schonen werde.

Als Jesuit war er darauf bedacht, alle Vortheile, die sich ihm boten, wahrzunehmen.

Aber wenn jene Gedanken in seinem Innern Raum hatten, so sollte er sehr bald sehen, daß sie irrthümlich waren.

Paez ergriff ihn nach jenen Worten ohne Schonung.

Noch immer war indessen nicht jede Hoffnung verschwunden.

Die nächste und größte Gefahr bestand darin, von den drei Indianern sofort ermordet zu werden.

Dies vermeiden und Hülfe herbeizurufen, war alles gewonnen, weil die drei fast unbewehrten Männer hier leicht überwältigt werden konnten.

Der Padre war bedacht, jenes zu bewerkstelligen.

Doch auch hierin hatte er sich verrechnet, indem er es mit Leuten zu thun hatte, die mit dem Muthe die indianische Schlauheit verbanden.

„Legt Euch nieder!" sagte Paez.

Als der Padre nicht gleich gehorchte, gab jener seinen beiden Gefährten, die bisher stumme Zuschauer abgegeben hatten, einen Wink.

Sie traten näher.

Alle drei ergriffen nun ihren Mann und legten ihn so leise auf den Boden, daß es selbst Jemand, der in der Zelle anwesend gewesen und dieses Mannöver nicht gesehen, dasselbe auch nicht gehört hätte.

Paez zog nun dem Jesuiten die Kutte über den Kopf und schnell

war derselbe gänzlich in dieselbe eingeschnürt, so daß seine Gestalt vollständig ein Paket bildete.

Die Indier nahmen hiernach ihren Gefangenen und schlichen über den Corridor wieder in ihr Zimmer hinauf.

Dieses Zimmer, welches man, wie schon früher bemerkt worden, verschlossen hatte, was, wie es sich zeigte, nutzlos war.

Es hatte außerdem Eisenstangen an dem einzigen kleinen Fenster, welche ebenfalls sich als nutzlos zeigen sollten.

Denn mit demjenigen Instinkte, welcher nur angeboren ist, oder nur durch gewisse Erfahrungen dem Menschen eigen wird, schloß Paez oder hatte er bereits geschlossen, daß man mit Rücksicht auf diese Vorsichtsmaßregeln sie eben nicht weiter genau bewachen werde.

Wie aber das Schloß den Anstrengungen gewichen war, so sollten jetzt auch die Eisenstangen weichen.

Ja sie thaten es sogar schneller, als Paez, der die Natur von dieser Art Versicherung kannte, es vielleicht glaubte.

Schon bei den ersten Versuchen waren die Stangen aus dem leichten verwitterten Sandsteine herausgerissen.

Das Fenster war offen.

Nicht ganz so schnell wie dies geschehen, aber immerhin sehr schnell, waren die Ueberzüge von den Matratzen getrennt und zu einem langen derben Stricke zusammengeflochten.

So lange hatten die Indier keinen andern Laut von sich gegeben, als das Geräusch ihres Athems, welcher allerdings lauter denn gewöhnlich war.

Als man aber so weit gelangt war, stieß Paez ein leises Lachen hervor, und die andern Beiden lachten ebenfalls.

Dann befestigte er den Strick am Fenster.

Lange lauschten hiernach alle drei, aber es ließ sich Nichts hören.

Paez blickte nach dem Monde hinauf.

„Kein Wölkchen!“ flüsterte er.

„Bald wie ich glaube!“ entgegnete ein Anderer.

Wie drei Bildsäulen standen die Männer jetzt, um das Erscheinen einer Wolke zu erwarten.

Ihr Athem ward verhalten. Derjenige des gefesselten und gefangenen Priesters war um so lauter.

Endlich, nicht weil es so zu ihrer Flucht sein mußte, sondern weil in diesen Gegenden nach Mitternacht immer Dünste und Gewölk heraufsteigen, verdickte sich der Horizont.

Bald war der Mond umnebelt und warf jenes röthliche Licht auf die Fluren, welches die Schatten nur wenig dunkler erscheinen läßt.

Das Gesicht des Steppenhäuptlings strahlte vor Wonne.

„Jetzt, Freunde!“ sagte er.

Einer der Llaneros schwang sich schnell auf die Fensterbrüstung und glitt außerhalb eine Strecke an dem Stricke hinab.

Der zweite und Paez hoben den Priester, welcher entweder Stoßgebete oder flehende Bitten murmelte, hinauf und hinaus.

Der zweite Llanero folgte, und zwischen Beiden schwebend machte der Padre seine Reise dem Erdboden zu.

Paez nahm denselben Weg.

Kaum aber hatten die Männer den Boden berührt, als das laute Gebell eines Hundes ertönte und ein Thier dieser Art mit großen Sätzen auf sie zusprang.

„Vorwärts!“ mahnte Paez.

Während aber jene Beiden der Mahnung folgten und mit ihrer Beute durch den wüsten Platz, der neben dem Kloster umzäunt war, davon eilten, warf sich der Häuptling dem Thiere, dessen Gebell aus dem Innern des Forts beantwortet wurde, entgegen.

Ein Aufschrei endete das Gebell des Hundes.

Jenes im Fort dauerte fort, aber es wurde diesseits nicht mehr beantwortet.

Als die Llaneros mit ihrer Bürde über die Pallisaden waren, schwang sich auch Paez hinüber.

Vom Fort her hörte man den schläfrigen Anruf der Waffen; jedoch zeigte sich kein Verfolger.

Die Indier eilten schnell dem Strome zu.

Ihr Boot, ihr Kanon, wie es eigentlich genannt werden mußte, lag noch auf derselben Stelle.

Vielleicht hatte es für Niemand Werth gehabt.

Als alle Drei sich in dem kleinem Fahrzeuge befanden und die beiden Llaneros die Ruder ergriffen, entledigte Paez den Gefangenen seiner Banden und seiner Hülle.

Er wollte seine Stimme erheben.

„Schreit, so viel Ihr wollt!“ sagte Paez.

„Man war bereits mitten im Strome, und der Priester sah vielleicht ein, daß jede Anstrengung unnütz sei.

Er schien Lust zu haben, andere Saiten aufzuspannen.

„Wohin führt Ihr mich?“ fragte er.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ihr führt doch nichts Arges mit mir im Schilde!“ sagte er noch kläglicher.

Niemand sprach.

„Paez, ich beschwöre Euch!“ winselte er endlich, „achtet mein Kleid, bedenkt mein Alter!“

Paez schwieg.

Der Padre begann zu weinen.

„Betet!“ sagte der Steppenhäuptling strenge.

„Ich soll beten?“ fragte der Jesuit entsetzt.

„Ja, bereitet Euch vor, dem Herrn gegenüberzutreten, der nach Euren Lehren grausamer, wie der grausamste Mensch ist!“

„Wie, Ihr wollt mich tödten?“

„Oh, nein; meine Hand vergießt nur das Blut der Krieger!“

„Um des Herrn Willen, Paez, was habt Ihr mit mir vor?“

„Ihr werdet es sehen!“

„Barmherziger Gott, steh mir bei!“

„Gut — weiter!“

„Ich kann nicht mehr!“

Der Jesuit sank vernichtet auf den Boden des Bootes.

Paez schwieg.

Eine Stunde hindurch trieben die Ruder der Llaneros, vereint mit der Kraft des Stromes, in reißender Schnelligkeit das leichte Fahrzeug dahin.

Dann gebot Paez:

„Halt!“

Das Boot glitt langsamer.

„Locke die Kaimans!“ befahl der Häuptling.

Einer der Indier erhob sich, hielt seine Hand an den Mund und ließ einen langen, klagenden, wimmernden Ton hören.

Alles blieb still.

Der Mann wiederholte seinen Ruf anhaltender, lauter und klagender.

Aus der Ferne ließ sich ein ähnlicher Laut vernehmen.

Er wiederholte ihn nochmals.

Der Ton ward von verschiedenen Seiten erwidert.

Zum dritten Male schallte der Lockruf.

Da aber ließ sich jener Ton von rechts, links, vorne, hinten, überall hören; er vermehrte sich mit jeder Sekunde und bildete endlich ein fürchterliches Conzert.

Bald darauf schien ein wilder Wirbel das Wasser des mächtigen Stromes aufzuregen.

Wellen schlugen hoch empor; Gischt und Schaum spritzten umher.

Dann tauchten zu allen Seiten des Kahnes dunkle Gestalten wie schwimmende Baumstämme herauf.

Hunderte von klaffenden und schnappenden Rachen, über welchen glühende, gierige Augen blitzten, umgaben das Fahrzeug.

Der Priester war mehr todt, als lebendig.

Paez ergriff ihn und hielt ihn am Hintertheil mit seinen Armen über das Wasser, aus welchem die Ungethüme emporschnellten, um die ihnen gebotene Beute zu erschnappen.

Der Padre stieß einen Schrei aus, einen entsetzlichen Schrei, der nie beschrieben werden kann.

„Wo hast Du die Tochter des ermordeten Gouverneurs gelassen?“ rief er mit einer Donnerstimme.

„Oh, ich will es sagen, ich will es sagen, nur laßt mich nicht in den Rachen der Ungeheuer fallen! rief jener sich windend.

Paez zog ihn zurück.

„Heuchler!“ rief er verächtlich, indem er ihn unsanft hinsetzte, „warum nicht gleich?“

Der Padre stöhnte, daß es durch das Geheul der das Boot umgebenden Ungethüme zu vernehmen war.

„Wo habt Ihr das Mädchen gelassen?“ fragte er wiederum.

„Sie befindet sich im Kerker der Inquisition zu St. Thoma de Angostura!“

„Vorwärts!“ befahl Paez den Ruderern.

Das Boot flog wieder mit vermehrter Schnelligkeit durch das Wasser und die durch die Täuschung wüthender werdenden Kaimanns dahin.

„Aber, Ihr werdet mich doch jetzt entlassen?“ flehte der Padre.

Paez schwieg, und in seinen Zügen spielte eine Leidenschaft, die Leidenschaftlichkeit seines Stammes und seiner Race.

Er kämpfte im Innern mit sich selbst.

„Ihr werdet mich doch am nächsten Fort entlassen!“ bat der Priester wiederum. Paez antwortete dumpf:

„Du hast meine Meinung gehört — Du wirst das Mädchen suchen helfen!“

45.

Der falsche Jesuit.

Von Allem, was das Leben dem Menschen Gutes und Angenehmes bietet und zu bieten vermag, war dem José Antonio Paez bis jetzt nur Eines verblieben.

Es war nicht das Besitzthum seiner Eltern, denn dies konnte ihm wohl keinen Ersatz für Verlorenes bieten.

Es war die Geliebte und seine Liebe, dieselbe Liebe und Geliebte, um die er Freiheit, Eltern, Gut und die besten Jahre des menschlichen Lebens verloren hatte.

Es ist erklärlich, daß er um so fester an derselben hing, als der Gegenstand seiner Liebe die Feuerprobe hier fast wörtlich für ihn bestanden hatte.

Es ist auch erklärlich, daß er, als das Vaterland verloren schien, sich ganz einem Zwecke hingab, der zwar von der Bahn eines enthusiastischen Patrioten gänzlich entfernt war, dennoch vielleicht Ursache wurde, daß er für das Vaterland leistete, was er später that.

Denn noch war er nichts weiter als der Häuptling wilder Steppenhorden.

Dies aber war er, wie er sich selbst sagte, nicht durch sein Verdienst, sondern durch den Zufall der Geburt geworden.

Er fühlte noch nicht die Kraft in sich, welche er später entwickelte, und bei der mit Muth und Schlauheit unternommenen Aufsuchung der Geliebten, mochte er sich vielleicht heimischer fühlen, als an der Spitze seiner Schaaren.

Ob er, als die letzte Anweisung zum Weiterfahren von ihm gegeben worden, bereits einen Plan, den er zu verfolgen dachte, gefaßt hatte, ist unsicher.

Gewiß nur, daß er sich dunkel erinnerte, Sankt Thoma de Angostura einmal mit seinem Vater, der dort Pferde verkaufte, besucht zu haben.

Aber zwischen dieser Erinnerung und jenem Besuche lag eine Zeit von mindestens zwanzig Jahren.

Es war nur die Erinnerung eines Kindes, welches staunt, aber nichts bemerkt, welches bewundernde Eindrücke ohne Raum und Größen aufgenommen, aber nicht bewahrt hatte.

Nebenbei aber noch diejenige eines befangenen Kindes der Wüste, welches nie Gesehenes betrachtet hatte.

Aber Paez folgte trotzdem dieser Erinnerung Tritt um Tritt, indem er, seit man sich wieder in eine schnellere Bewegung gesetzt, stumm und regungslos auf der Ruderbank saß.

Er erblickte dabei zuerst mit seinem geistigen Auge aus der Ferne eine gewaltige Stadt, mit vielen Kuppeln und Thürmen.

Er erinnerte sich dabei, daß der Weg zu ihr schon seit längerer Zeit an einem gewaltigen Gewässer entlang führte, von welchem man das jenseitige Ufer nicht sehen konnte.

Dies war derselbe Strom, den er jetzt befuhr, der Orinoko.

Seine späteren Erfahrungen sagten ihm, daß derselbe bei St. Thomas zwei Meilen breit sei.

Paez forschte weiter in seinem Gedächtnisse nach.

Er sah sich an der Seite seines Vaters zu Pferde, und ritt mit demselben lange Zeit durch die Straßen der großen Stadt.

Er erinnerte sich, daß man endlich auf einer großen Plaza anlangte, wo ein sehr buntes Treiben war.

Denn überall gab es Heerden von Vieh, und Männer von verschiedenen Farben, die um dasselbe gingen und manchmal heftig sprachen.

Um die Plaza aber befanden sich mehrere mächtige Gebäude, die der Knabe besonders bewundert hatte.

Doch das war Alles Nichts.

Die Erinnerung führte ihn wieder auf seinen Vater.

Dieser hatte dort mit vielen Männern gesprochen.

Einige waren freundlich an ihn herangekommen und hatten seine Hand geschüttelt.

Es waren meistens braune Männer oder Weiße gewesen.

Andere hatten sich ihm ehrerbietig genähert und bescheiden gegrüßt; es waren Braune, oder andere Farbige.

Nur mit zwei weißen Männern hatte er sehr intim, sehr ernst, sehr lange, aber auch sehr lebhaft gesprochen, während er alle Uebrigen durch kurze Worte abfertigte.

Diese Männer hatten ihn endlich mit in ein Haus genommen.

Hier hatten sie, während Paez, der Alte, Wasser trank — die Indier der Steppe trinken, mit wenigen Ausnahmen, nie Wein — aus großen Kelchen eine dunklere Flüssigkeit zu sich genommen; alle Drei aber sehr geheimnißvoll gethan und gesprochen.

„Halt, das ist etwas!“ dachte er.

Er erinnerte sich ferner auch, die Gespräche mit angehört zu haben, aber so viel er sich abmühte, keines ihrer Worte wollte wieder zurückkehren.

„Das ist fatal!“ dachte Paez.

„Aber das Haus?“ setzte er seine Reflexionen fort, „würde ich es wieder finden?“

„Ich glaube doch — sehen wir ein Mal!“

Und mit dem Instinkte, welcher nur den indischen Stämmen eigen ist, verfolgte er jetzt jeden Tritt, welcher von der Plaza zu dem Hause führen mußte.

„Ich habe es!“ murmelte er.

Seine Gedanken nahmen eine andere Richtung an.

Er erinnerte sich, daß sein Vater später, als sie das Haus und die Männer verlassen, vor sich gebrummt hatte:

„Es geht nicht!!"

„Was ging nicht — sollte man damals schon?"

„Warum nicht. — Aber jene Männer, welche zu der Zeit schon nicht mehr jung waren, werden sie noch leben?"

„Kaum!" brummte Paez und hob sein Auge empor zu der aus den Gewässern des immer breiter werdenden Stromes aufsteigenden Sonne.

Sie verkündete einen herrlichen Tag.

Die Reisenden schenkten ihrer Erscheinung jedoch nur eine flüchtige Aufmerksamkeit und setzten ihren Weg eiligst, immer die Mitte des Stromes haltend, fort.

An Essen oder Trinken schien Niemand zu denken, und wenn dies vielleicht bei dem Priester der Fall war, so wagte er es nicht zu äußern.

Indianer genießen, wenn sie sich auf Unternehmungen dieser Art befinden, außerordentlich wenig.

Erst am Abend näherte man sich vorsichtig dem Ufer, legte mit dem Einbruche der Nacht an und nachdem eine kurze Jagd einen Hasen geliefert, ward das Abendessen bereitet.

Woraus es bestand?"

Es bestand aus dem halb rohen halb verbrannten ungesalzenen Fleische des Thieres, welches die Indier ohne Brod verzehrten.

Der Priester zog es vor zu fasten.

Nach einem Aufenthalte von einer Stunde ward die Reise weiter fortgesetzt.

So und fast ohne die geringste Unterbrechung, ohne daß mehr als gerade nöthig gewesen, vergingen vier Tage.

Am Abend des Letzten, entfernten sich die drei Indier ein wenig von dem Boote und berathschlagten leise.

Nach einiger Zeit öffnete Paez seinen Gürtel, nahm Geld heraus und gab es einem seiner Begleiter.

Es währte zwei Tage, bis er wieder zurückkam.

Diese Zeit verbrachten die andern beiden Männer mit ihrem Gefangenen im Boote, indem sie bald hierhin bald dothin das Boot

führten, ohne sich jedoch weit von der ursprünglichen Landungsstelle zu entfernen.

Am Abend des zweiten kehrte der ausgesandte Indier mit einem Maulesel zurück.

Paez nahm den Rock des Jesuiten, sowie seine Insignien, bestieg das Maulthier und ritt davon.

Die beiden Llaneros entkleideten den Priester völlig, und färbten ihn mit dem Safte einer Wurzel braun, schoren seinen Schädel und Bart, und staffirten ihn zu einem Indier heraus.

Der Jesuit sollte nun, nachdem er fast vor Hunger umgekommen, in seinem äußerst leichten Kostüme, auch noch während der empfindlichen Nächte beinahe erfrieren.

Die Llaneros stießen noch in derselben Nacht vom Ufer und führten ihren Kahn weiter stromabwärts.

Paez dagegen schlug den Weg über die hier ziemlich hügelreiche Ebene nach St. Thoma ein.

Bis zu dieser Stadt hatte noch der Schauplatz des Krieges sich nicht ausgedehnt.

Nichtsdestoweniger war dieselbe eine der Hauptstädte des südlichen Amerika.

Ja, sie war sogar wichtig für den Besitz derselben, indem ihre Lage den Orinoko beherrschte.

Dennoch war sie gegenwärtig schwach besetzt, was hauptsächlich seinen Grund darin hatte, daß die spanischen Truppen anderweit gebraucht wurden.

Paez erreichte den Ort erst, als es bereits längere Zeit dunkel geworden war.

Sein gegenwärtiges Unternehmen war gefahrvoll, und nur zögernd hatte er sich genähert; als er aber erst das Thor erreicht hatte, ritt er entschlossen in die Stadt.

Da die Physiognomie der Stadt, seit er nicht in derselben gewesen, sich wohl verändert haben mochte, und er zu derselben Puerta hineinpassirte wie damals, fand er durch sein treues Gedächtniß unterstützt sehr bald die Plaza, deren er sich erinnerte.

Hier hielt er an, um weiter zu überlegen.

Er fragte endlich einen Vorübergehenden nach dem Jesuiter-Collegium und dem Inquisitionsgebäude.

Beide lagen an der Plaza, auf welcher er sich befand.

Paez begab sich nach dem Ersteren.

Auf sein Läuten erschien der Pförtner.

José stieg von seinem Thiere und sagte:

„Mein Bruder, nehmt das Maulthier an Euch, ich selbst habe noch —!"

Der Indier sprach jedoch nicht aus.

Schon bei dem ersten Tone seiner Stimme hatte der Pförtner hoch aufgehorcht.

Er fuhr jetzt zurück und unterbrach ihn.

„Ha — Ihr —!"

Paez besah sich ebenfalls den Mann genauer.

Auch er schien zu erschrecken, was gewiß viel sagen will bei einem Menschen von seinen Nerven.

„Verdammt!" murmelte er, „darauf war ich nicht gefaßt!"

Aber war es nicht gewesen für diesen Fall, gewann er doch sofort seine Fassung wieder, als er den Pförtner erkannt hatte.

Dies war Niemand anders als der Padre, welcher bereits zu Cumana denselben Dienst verrichtet hatte.

Paez sah ein, daß er handeln und schnell handeln müsse.

Er versuchte daher, nach der auf jeden Fall unangenehmen gegenseitigen Erkennung, den Pförtner zu ergreifen.

Doch trotz der Dunkelheit, bemerkte derselbe sehr gut seine Absicht und trat mit dem Rufe zurück:

„Ach — das ahnte ich!"

Er versteckte sich dabei zunächst hinter das Maulthier und schlüpfte dann durch die Pforte, welche er zuwarf.

Paez hörte ihn im Innern rufen:

„Herbei Ihr Knechte, herbei!"

Dieses galt wahrscheinlich den Klosterknechten.

Paez war in eine höchst fatale Lage gebracht worden.

Bedeckt und versteckt durch die Kutte des Priors wäre es ihm vielleicht gelungen, sich für einen Jesuiten gehalten zu sehen, und die erste Nacht in dem Kloster zuzubringen.

Dies war eines Theils seine Absicht, weil er in seinem jetzigen Kostüme in keine Herberge der Stadt einkehren konnte.

Sie war insofern durchaus nicht widersinnig, als die Hautfarbe des Indiers nicht dunkler, wie die der dunklen Kreolen war.

Dann aber wollte er versuchen, sich auf irgend eine andere Weise heute noch oder morgen herauszustaffiren, weil er unter seiner Kutte ein fast adamisches Zeug trug.

Außerdem mußte er noch dafür sorgen, daß die scheinbare Tätowirung, wenigstens die des Gesichtes wieder verschwinde.

Alles aber war mit der Erkennung seiner Person so gut wie zu Ende, und der Indier dachte daran, die Stadt so schnell als möglich wieder zu verlassen.

Dies war für ihn auch wirklich das Rathsamste.

Denn als eine der Hauptstädte des Landes, als der Sitz zahlreicher Collegien- und Beamten-Corporationen, als ein Ort, welcher dem Mutterlande den größten Theil seiner Einkünfte und seiner Stellung verdankte, zählte Angostura immer eine bedeutende Anzahl Anhänger Spaniens unter seinen Einwohnern.

Seit der Zeit des Krieges aber hatten sich diese fast sämmtlich offen als solche erklärt, und schienen sogar bereit, diese Anhänglichkeit nöthigenfalls bethätigen zu wollen.

Von ihrem stark besuchten Markte waren schon seit einiger Zeit deshalb die Indier der Llanos verschwunden und nur die Ottmacken zeigten sich noch manchmal.

Aber diese waren eigentlich verachtet, jedenfalls nicht gefürchtet und nahmen den Rang von harmlosen, friedliebenden, aber auf niederer Stufe stehenden Wilden ein.

Jedoch entfernte man sie allabendlich aus der Stadt, wenn sie sich eingefunden hatten.

Dies wäre das Wenigste gewesen, wenn man in Paez, ohne ihn näher zu kennen, einen Indianer entdeckt hätte.

Aber darauf durfte er nicht mehr rechnen, weil er eben bereits erkannt war.

Die Entdeckungen aber, welche der Pförtner, wenn er ergriffen ward, dem Volke machen konnte, mochten daher leicht in ihm nicht

allein — wofür man die Llanos hier hielt — einen Feind, sondern einen Spion erkennen lassen.

Dieser Umstand aber war besonders zu fürchten.

Paez schwang sich daher schnell in den Sattel und trieb sein Thier an, den Weg zurückzunehmen, den er erst gekommen.

Doch es war schon zu spät.

Die Klosterleute traten bereits aus der Pforte, und schrieen ihn verfolgend:

„Haltet den falschen Jesuiten!"

Zugleich läutete die Klosterglocke in jener Weise, welche die Bewohner der Stadt als den Hülferuf kannten.

Es war zwar finster, aber doch nicht so dunkel, daß der davongaloppirende Paez nicht zu sehen gewesen wäre.

Außerdem verrieth ihn der Hufschlag seines Thieres.

Um aber das Unheil voll zu machen, hatte er sich rücklings in den Sattel gesetzt und verfehlte bei der Eile, mit welcher er sich den Verfolgern zu entziehen suchte, den rechten Weg.

Es war eigentlich wider die Natur des Indiers, zu entfliehen.

Aber der Zweck, den er im Auge hatte, entschuldigte dies hier.

So wie er deshalb bemerkte, welcher Unfall ihn betroffen und daß er unmöglich sich durch seine jetzige Kleidung länger verdeckt und gesichert halten konnte, dachte er daran, eine Veränderung mit seinem Aeußern vorzunehmen.

Seine Verfolger hatten sich indessen, nachdem er einige Straßen durchritten, nicht allein vermehrt, sondern auch genähert, was sie vielleicht ihrer bessern Ortskenntniß verdankten.

Zu dem wiederholten Rufe aber:

„Haltet den falschen Jesuiten!" gesellten sich jetzt noch die:

„Greift den Llanero!"

„Jagt den Spion!"

Paez wußte nun, wofür man ihn hielt, und welches Schicksal ihn erwartete, für den Fall, daß er ergriffen würde.

Daß Letzteres nicht geschehe, ließ er daher seine angelegentlichste Sorge sein.

Die Häuser, das heißt, die bedeutenderen in den größern südame-

rikanischen Städten, sind, wie in Spanien fast durchgängig, mit Balkons versehen.

Auf ihnen, die den Kreolen zum angenehmen Aufenthalte, den Verliebten zum Rendezvous und noch zu vielen andern Sachen dienen, hält man in der Regel eine bedeutende Orangerie.

Als Paez einen Entschluß gefaßt, hob er, während er langsamer ritt, seinen Blick nach oben.

Die überall befindlichen Balkons brachten ihn auf einen Gedanken.

Er entledigte sich der Mönchskutte, hielt sein Thier an und stieg auf den Rücken desselben.

Unbehindert durch sein leichtes Kostüm, schwang er sich auf einen grade über ihm befindlichen Balkon, den er mit den Händen erreichen konnte.

Von diesem erstieg er das Dach und erklimmte dessen Spitze.

Seine Verfolger fanden nur den Esel und das Kleid.

Einige Spötter unter ihnen riefen:

„Seht da, den falschen Jesuiten!"

Indessen aber hatten sich zu dem Läuten der Kloster-Glocke die Signalhörner der Garnison vernehmen lassen, von welcher jetzt ebenfalls einige bewaffnete Soldaten herbeieilten.

Dies waren schlimme Feinde.

Zuerst, während er auf den Dächern einen halsbrechenden Weg wagte, der Menge aus den Augen zu kommen, ward Paez wieder entdeckt und man schrie:

„Seht ihn dort!"

„Wo, wo?" fragten Andere.

„Dort, dort!"

Daß man ihn aber gesehen, deuteten einige Schüsse an, die nach dem Flüchtlinge abgefeuert wurden.

Diese brachten jetzt alles in Alarm.

Unmöglich aber konnte Paez, so gewandt er auch war, auf den Dächern so schnell fortkommen, als seine Verfolger in den ebenen Straßen.

Sie waren bald auf gleicher Höhe mit ihm, und um seine Verlegenheit größer zu machen, endigte sich auch die Häuserreihe, es blieb

ihm keine Wahl, als den Weg, welchen er eben gekommen, wieder zurück zu machen, oder nach unten zu steigen.

Er wählte das Letztere.

Kühn schwang er sich zu dem an der Giebelseite des Hauses befindlichen Balkon hinab und stand vor einer erleuchteten Fensterthüre.

Ein Blick genügte dem Verfolgten, das hinter derselben belegene Zimmer und seinen Inhalt zu übersehen.

Das Hauptsächlichste des Letztern war ein Mann, welcher mit Lesen oder Schreiben beschäftigt zu sein schien.

Eben ertönte das Geschrei der Menge, welche ihr Wild aus den Augen verloren.

Paez öffnete ohne Säumen die Thüre und trat ein.

Der Mann blickte auf.

Der verwegene Indianer war zwar für den Augenblick seinen Verfolgern entrückt, aber was im nächsten geschehen konnte, war nicht vorauszusehen.

Dies ward um so viel ungewisser, als der Bewohner des Zimmers keineswegs durch sein plötzliches Eintreten, noch durch sein Aeußeres erschreckt zu sein schien und als derselbe, obwohl sein völlig weißes Haar auf ein bedeutendes Alter schließen ließ, doch unverkennbar nicht allein noch rüstig, sondern wohl gar kräftig genannt werden durfte.

Die Anstrengung hatte Paez athemlos gemacht und ihn für den ersten Moment der Sprache beraubt.

Dies hätte leicht sein Unglück werden können.

Denn sein Aussehen, sein feuriger Blick und die Hand, welche den Griff des in seinem Gürtel befindlichen Messers ergriffen hatte, konnten leicht den Mann veranlassen, um Hülfe zu rufen.

Er that es indessen nicht.

Sondern betrachtete den Indier forschend von oben bis unten.

Das neue Geschrei mahnte jedoch beide daran, diesem Sinnen ein Ende zu machen und mochte dem Zimmer-Bewohner wohl sagen, daß irgend Etwas von Bedeutung vor sich gegangen oder vorgehe.

Er sprach zuerst.

„Was wollt Ihr?“ lautete seine ruhige Frage.

Paez that noch einige Athemzüge, nahm die Hand von dem Hefte des Messers und erwiderte jene Frage durch eine andere, er fragte:

„Seid Ihr ein Spanier?"

Der Greis ward aufmerksamer.

„Wohl bin ich ein Spanier!" antwortete er.

„Nicht alle Spanier sind Schurken, nicht wahr, Sennor?"

„Sonderbare Frage!"

„Und namentlich Ihr nicht?"

„Nun, so wahr ich lebe, Ihr habt eine eigne Manier, Freund!"

„Gleichviel — nicht wahr, Ihr seid kein Schurke!"

„Nein, das bin ich allerdings nicht!"

„Aber ein Ehrenmann!"

„Ihr seid nicht, was Ihr scheint; wer seid Ihr?"

„Ein Verfolgter!"

„Das konnte ich errathen — was wollt Ihr?"

„Daß Ihr mich verbergen sollt!"

„Ah, ich dachte es mir!"

„Wollt Ihr?"

„Ja!

„Ah, ich danke!"

„Kommt!"

Der Greis erhob sich, schritt zu einer Thüre und winkte mit der Hand.

Paez trat näher, wie Jemand, der zwar traut, aber nur halb.

Draußen ward das Geheul stärker.

„Nun, Ihr besinnt Euch?" fragte der Mann.

„Keineswegs!"

„So tretet ein und hört!"

„Gut — was?"

„Sollten wider Erwarten Eure Verfolger eindringen, so öffnet jene Thüre, steigt die hart vor derselben befindliche Treppe hinab, wendet Euch links, sucht am Boden eine Fallthüre und steigt abermals eine Treppe hinab, schließt die Luke und ihr seid dort ganz gewiß verborgen!"

„Ah, gut, gut — ich danke, Sennor!"

„Später!" sagte der Greis kalt, trat zurück und schloß die Thür, vor welche er noch einen Riegel schob.

Paez war im Dunkeln, sein Herz pochte hörbar.

Er war entweder gerettet, oder hatte sich selbst dem Henker übergeben.

46.

D. J. Cortes de Madariaga.

Paez brachte fast eine Stunde allein in seinem Verstecke zu, und diese Stunde ward ihm zur Ewigkeit.

Dies ist erklärlich.

Er hörte übrigens von hier aus auch, wie sich das Geschrei seiner Verfolger erst verdoppelte, und dann allgemach abnahm.

Es schwieg endlich ganz.

Aber schon lange war es verstummt, und noch immer schien sein Wirth keine Lust zu haben, ihn aus seinem Kerker zu erlösen.

Paez dachte schon daran, den ihm angedeuteten Weg aufzusuchen und zu entfliehen.

Doch wozu? — hätte ihn der Mann verrathen wollen, wäre es bereits geschehen.

Er beschloß zu warten, und wartete.

Endlich hörte er gehen und leichte Tritte sich der Thür nähern.

Der Riegel ward zurückgeschoben und Paez wollte vortreten.

Jedoch der Mann trat, mit dem Lichte in der Hand, selbst zu ihm ein und gab ihm ein Zeichen, zu bleiben.

Bei dem Schimmer der Kerze bemerkte Paez, daß er sich in einem ganz leeren und nur kleinen Raum befunden.

„Folgt mir!“ sagte der Greis.

Paez that, wie ihm geheißen, und Beide nahmen nun den Weg, welchen der Alte erst Paez bedeutet zu nehmen, falls seine Verfolgung sich bis in das Haus erstreckt hätte.

Hier ging sein Führer immer vor ihm durch einen langen, schmalen Gang, der nur gerade einen Mann hindurchließ.

Am Ende desselben sah sich Paez der Mündung eines Geschützes gegenüber.

„Was ist das?“ fragte er.

„Kennt Ihr es nicht?“ meinte der Greis.

„O ja, aber —!“

„Nun, ich dachte es mir — kommt nur!“ .

Zwei bis drei Schritte hinter der Kanone befand sich abermals eine Thür.

Der Mann öffnete auch diese und Beide traten in eine Art Vorsaal.

Aus diesem in ein anderes Zimmer.

Paez blickte neugierig umher.

Dasselbe war vollständig möblirt und ganz bequem eingerichtet.

Außerdem hingen an den Wänden verschiedene Schildereien und Waffen.

Beim Eintritt der beiden Männer erhoben sich zwei mächtige Hunde, welche Paez berochen ohne indessen nach der sonstigen Gewohnheit dieser Thiere einen Laut der Freude oder des Unwillens zu verrathen.

Der Greis ließ die Thiere auf den Vorsaal hinaus und stellte das Licht auf den Tisch.

Er selbst setzte sich an denselben und bedeutete Paez, auf einen gegenüberstehenden Sessel Platz zu nehmen.

Der Indier that es.

Beide musterten sich jetzt nochmals lange und scharf.

Dann begann der Alte.

„Daß Ihr nicht seid, was Ihr scheint!“ habe ich schon erkannt, sagte er, „aber einstweilen, Freund, bleiben wir was wir sind, ich ein Spanier und Ihr ein Indier. Zwischen beiden ist aber keine große Freundschaft an der Tagesordnung, daß ich Euch aber so wenig verrathen als sonst schaden will, habt ihr erkannt an der Hülfe, die ich Euch geleistet, und daß ich mich in Eurer Gegenwart selbst meiner treuen Wächter entledige. Doch Ihr — was Ihr vielleicht später zu thun Lust bekommen könntet, weiß ich nicht — drum legt Euer Messer ab!“

Paez stutzte und ließ seinen Blick über die an der Wand hängenden Waffen gleiten.

„Ja ja!“ sagte der Spanier, „wir wollen es zu jenen hängen und sollten wir uns entzweien, so hat jeder gleich nahe von uns bis zu den Waffen, also den gleichen Vortheil in dieser Hinsicht, abgesehen, daß Ihr der Stärkere seid!“

Paez mußte sich gestehen, daß der Mann Recht habe und legte schweigend sein Messer auf den Tisch.

Der Spanier nahm es in die Hand und untersuchte es, wie es schien mit neugieriger Aufmerksamkeit.

„Das Stahl!“ sagte er dann, „hat Blut gekostet aber nicht heute!“

„Das ist richtig!“ entgegnete Paez.

„Das Blut eines Menschen?“

„Nein, eines Thieres!“

„So!“ machte der Spanier gleichgiltig und hing wirklich den Stahl zu den andern Waffen.

Dann nahm er von der Wand einen jener kurzen leinenen Mäntel, deren sich die Spanier gern als Hausröcke bedienen, und gab ihn Paez.

„Bedeckt Euch!“ sagte er, „denn Ihr werdet an Kleidung gewöhnt sein!“

Paez legte das Kleidungsstück an, und sein Benehmen dabei bestärkte jenen in der Meinnng, daß er es mit einem Manne weißer Abkunft zu thun habe.

„Also Ihr seid kein Indianer?“ fragte er.

„Ich bin ein Indier!“ sagte José lächelnd.

Der Mann schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ihr mögt Euren Grund haben, dabei stehen zu bleiben!“

„Den habe ich, weil es eben nicht anders ist!“

„Aber Eure Sprache, Euer Benehmen verrathen Euch!“

„Sollte diese Sprache und dies Benehmen nicht auch das eines Indiers sein können?“

„Nein, ich glaube es nicht!“

„So könnt Ihr Euch durch mich überzeugen!“

„Nun, wie Ihr Lust habt, ich glaube indessen mich Eures Vertrauens werth gezeigt zu haben!"

„Das habt Ihr, Sennor, und ich bin Euch vielen Dank schuldig!"

„Keineswegs, man ist uns dergleichen Liebesdienste schuldig!"

„Ah, wie meint Ihr?"

„Ich meine, daß ich den Anfang machen werde, Vertrauen zu zeigen!"

„In wie fern?"

„Nun, Euch zu sagen, wer ich bin!"

„Aber was interessirt es Euch, wer ich bin!"

„Den Henker, sehr viel — man will doch am Ende bei solchen Gelegenheiten wissen, wem man mit seinem Halse eine Gefälligkeit zu thun das Glück haben kann!"

„Madre de Dios, Ihr könnt Recht haben. Gut, ich bin nicht ganz, oder doch mehr, was ich scheine!"

„Ah — endlich!"

„Aber bleibe darum immer ein Indianer!"

„Schon wieder!"

„Habt Ihr nicht meinen Verfolger schreien hören, greift den Llanero!"

„Ganz gewiß, und daß sie nichts anderes wollten, davon kann ich euch auch, wenn ich sonst Lust habe, mit eigenen Augen überzeugen.

„Siehe, denn mein Name ist José Antonio Paez!"

Paez war unwillig geworden, und stieß diese Antwort in einer Weise aus, welche seinen Zorn verrieth.

Der Spanier fuhr zurück.

„Paez, der Eroberer von Varinas!" rief er.

„Derselbe!"

Eine Art von Glanz legte sich über das Gesicht des Alten.

Er erhob sich und schritt auf Paez zu.

„Seid mir willkommen!" rief er ihn umarmend, „jetzt glaube ich, daß Ihr ein Indianer seid, und begreife auch!"

„Was!"

„Eure Anwesenheit!"

Paez lächelte trübe.

„Die werdet Ihr schwerlich kennen!“ sagte er.

„Nicht wahr, Ihr habt Absichten auf Angostura?“

Diese Frage war, nachdem Paez sich zu erkennen gegeben, ohne Zweifel ganz natürlich.

Auf Paez aber machte sie einen ganz wundersamen Eindruck.

Erst hob er den Kopf, dann senkte er ihn wieder und verfinsterte seine Stirn.

Seine Brust wogte.

Der Spanier folgte aufmerksam jeder seiner Bewegungen, ohne indessen sein Schweigen zu unterbrechen.

Paez schien endlich mit sich einig zu sein.

Er hob das Haupt wieder empor.

Er war jetzt nicht mehr der Indier der Llanero, er war der Nachkomme der Kaziken, der gefürchtete Steppenhäuptling.

Ein bedeutender Gedanke mußte diese Veränderung bewirkt haben.

Mit Ueberraschung nahm der Spanier dieselbe wahr.

„Sennor!“ begann Paez, „Ihr habt mich gerettet; aber Ihr konntet dies thun, weil Ihr mich nicht kanntet; jetzt, nachdem ich mich Euch genannt, muß ich für Euch ein Anderer, denn früher sein; wollt Ihr mir nicht auch Euren Namen nennen, damit ich wissen kann, woran ich bin?“

„Oh, nicht allein dies; gleich sollt Ihr mich ganz kennen. Hört:

„Ich bin, wie ich schon gesagt, ein Spanier, und war Mitglied der Cortes in Cadix, welche einem Fürsten, der es später nicht anerkannte, Thron und Land erhielt.

„Nach der Befreiung des Landes vom französischen Joche ward ich eingekerkert und schmachtete, wie viele meiner Collegen, längere Zeit im Kerker von Couta, aus welchem mich endlich die Fürsprache hoher Personen befreite, aber ich ward verbannt.

„Was man mir besonders zur Last legte, war, daß ich die Rechte der Kolonie vertheidigte.

„Ich that dies früher nur mit Worten, jetzt aber, wo ich kein Vaterland mehr habe, bin ich gekommen, es auch durch die That zu thun; aber leider bin ich zu einer unglücklichen Zeit eingetroffen.

„Mein Name ist Joseph Cortes da Madriaga!"

Paez reichte dem Spanier die Hand.

Längere Zeit schwiegen Beide.

Dann begann der Indier jenem seine Schicksale, die gegenwärtige Lage des Landes und seine Absichten mitzutheilen.

Madriago hörte der Erzählung seines Gastes aufmerksam zu.

Die Absichten desselben in Angostura spannten aber sichtlich seine Erwartungen um ein Bedeutendes herab.

Paez bemerkte es.

„Ihr seid unwillig!" sagte er, „doch Geduld, Euer Gedanke hat mich auf eine Idee gebracht, die ich ausführen werde, sobald Ihr mich Eurer Unterstützung versichert!"

„Seid deren gewiß!" antwortete Don Joseph.

Man beschloß nun zuerst wegen Donna Maria die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und sie wo möglich den Händen der Inquisition zu entreißen.

Dann wollte man ferner sehen.

José sollte einstweilen hier bleiben.

Als am andern Morgen der Tag kaum graute, verließ Don Joseph auf einem guten Pferde die Stadt, und begab sich, von Paez gehörig unterrichtet, in die Steppe.

Nach den Anweisungen des Indiers fand er bald die Llaneros, welche nach einer kurzen Unterredung mit ihm den Jesuiten, welcher dieselbe nicht wahrgenommen, wie er war, aussetzten.

Der Spanier kehrte nach Angostura zurück.

Die beiden Llaneros aber fuhren stromaufwärts, verließen jedoch einige Meilen oberhalb der Stadt das Kanon, und eilten nordwärts in die Steppe hinein.

Gegen Abend brachte der Spanier seinem Gaste die Gewißheit, daß sich nicht allein Donna Maria hier im Kerker befinde, sondern auch gegenwärtig der Gouverneur von Cumana und dessen Gemahlin hier verweile.

„Gut!" rief der Indianer finster, „Freiheit für sie und die Rache ereile und treffe jetzt die Schändlichen!"

47.

Simon Bolivar.

Der Mensch, welcher verzweifelt, ist in der Regel ein schwacher Narr.

Das Volk, welches sich selbst aufgiebt, und zu feige ist, den letzten Blutstropfen an seine Unabhängigkeit zu setzen, verdient die Knechtschaft.

Mag die Vergangenheit grausig gewesen, die Gegenwart noch so schrecklich und die Zukunft trostlos sein.

Die Letztere birgt eben die Zukunft ein noch neugeborenes, namenloses Labirinth von Möglichkeiten, die irdischer Verstand und irdisches Wissen kaum kennen, nicht errathen, noch weniger vorhersehen kann.

Ein Augenblick kann Alles ändern, eine Minute das Gegentheil von dem gebären, was erst in Aussicht stand.

Als Miranda gefangen, Marino geschlagen, Paez sich in die Wüste zurückgezogen hatte, schien der Versuch der Kolonien, das spanische Joch abzuschütteln, auf lange Zeit unterdrückt zu sein.

Als Monteverde einige der gefangenen Insurgenten-Generale hatte erschießen und hängen lassen; als er seinen Ruf und seine Tüchtigkeit durch die fürchterlichste Grausamkeit befleckte, schien Südamerika verloren zu sein.

Dennoch war dem nicht so.

Ein anderer Mann erstand aus diesen Kämpfen, ein doch kühnerer Geist erhob sich aus der Menge des Unheils und hob das Vaterland mit sich empor.

Dieser Mann war Simon Bolivar, dem die Zukunft nicht den Namen des Großen, sondern den des Befreiers geben sollte.

Einige Zeit, nachdem der Verrath Piars dem Feinde die Puerto Cabello übergeben hatte, nahm Miranda dieselbe durch Sturm wieder.

Zum neuen Commandanten ward Bolivar ernannt, welcher dadurch der Catastrophe von Carraccas entging.

Bolivar stand zu jener Zeit in einem Alter von dreißig Jahren, und war erst spät in die Reihen der Independenten getreten.

Er war der Sohn des früheren Obersten Don Juan Vincente de Bolivar y Ponte und zu Carraccas geboren.

Erst drei Jahre alt, verlor der junge Simon seinen Vater.

Er zählte sechs, als seine Mutter starb.

Jetzt nahm sich seiner ein Oheim, der Marquis de Palacios an, ein Mann von großen Geistesgaben und Bildung, welcher die Spanier wie die Sünde haßte.

Er impfte diesen Haß dem jungen Simon ein, schickte ihn aber demungeachtet nach Madrid, um dort die Rechtswissenschaften zu studiren.

Als seine Studien beendet, bereiste Bolivar die Schweiz, Deutschland und Frankreich.

In Paris hielt er sich längere Zeit auf.

Als er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, trennte der Tod bald das Band einer Ehe, welche er in Europa geschlossen.

Der Schmerz hierüber trieb ihn wieder aus der Heimath.

Er war zur Zeit der Kaiserkrönung wieder in Paris.

Von dort aber ging er nach den vereinigten Staaten und trat, als er 1809 wieder nach Carraccas kam, mit den Patrioten in engere Verbindung.

Die Reisen scheinen auf ihn denselben Eindruck gemacht zu haben wie auf Miranda.

Beim Ausbruche der Revolution von 1810 spielte er keine hervorragende Rolle.

Als aber die Junta constituirt worden, ging er nach London, von wo er 1811 mit angekauften Waffen zurückkehrte.

Hiernach ernannte ihn Miranda zum Oberstlieutenant im Generalstaabe.

Als er das Commando des Forts Cabello kurz vor der Unglückscatastrophe von Carraccas übernommen hatte, befand er sich plötzlich in einer schlimmen Lage.

Piar hatte dasselbe in böser Absicht freiwillig und ohne Noth

den Spaniern überliefert; er hätte es fast beim besten Willen gezwungen thun müssen.

Hieran war eines Theils eine Unvorsichtigkeit der Independenten Schuld.

Andern Theils der böse Wille der Einwohner der Stadt.

Diese Letzteren war von den Spaniern ausnahmsweise gut behandelt, und jene standen vielleicht in dem Wahne, daß die Besetzung derselben durch die Rebellen doch nicht lange währen dürfe, weshalb sie sich wahrscheinlich die Gunst der Spanier zu erhalten suchen wollten.

Nach der Wiedereroberung aber waren von den Independenten eine Menge Spanier zu Kriegsgefangenen gemacht, welche man in die Citadelle San Felize, welche nur mit einer schwachen Besatzung versehen, gesperrt hatte.

Mit Hülfe der unpatriotischen Bürgerschaft gelang es den Spaniern, ihre Kerker zu erbrechen, die Besatzung zu ermorden und in Besitz der Citadelle zu gelangen.

Die Spanier waren eben so stark, als die Amerikaner. Das Fort Felize aber beherrschte die andern Befestigungswerke.

Die Lage der Letztern ward durch die unzufriedenen Bürger nur noch mißlicher.

Jetzt aber entwickelte zum ersten Male Marino seine glänzenden Gaben und seine Energie, aber auch zugleich eine Strenge, die ihn gefürchtet machte.

Die Nachricht von dem gedachten Vorfalle traf ihn im Bette.

Es war Nacht.

Sofort ließ er aber die Garnison allarmiren und war selbst der erste auf dem Platze.

Das Thor nach der Citadelle zu ward besetzt.

Dann ließ er Haus bei Haus durchsuchen und die Verdächtigen auf die Plätze bringen.

Nach einem kurzen Verhöre wurden sechszig derselben schuldig befunden und erschossen.

Als die Spanier in der Citadelle erfuhren, warum es sich handele, begannen sie zu kanoniren.

Zu diesem Vorfalle kam nun die Nachricht von den Ereignissen bei Carraccas.

Aber Bolivar kehrte sich daran nicht, sondern befahl, die Citadelle zu stürmen.

Dreißig Tage dauerte der furchtbare und mörderische Kampf, bis das Fort wieder genommen ward.

Die Spanier wurden sämmtlich niedergemacht.

Doch noch nicht genug, während Miranda unglücklich war und endlich sich ergab, nahm er die westwärts gelegene Stadt Felize dem Feinde ab.

Als die Capitulation geschlossen, ging er nach der von den Engländern besetzten Insel Caracao.

Hier sammelte er die Unzufriedenen und bildete ein neues Heer.

Mit diesem trat er in die Dienste der Independenten von Neu-Granada, welche ihm ein Commando anvertrauten.

Doch unzufrieden mit seiner Abhängigkeit von dem Congresse, welcher ihm jeden seiner Schritte vorschrieb, verließ er mit den ihm aus Venezuela gefolgten und zugelaufenen Truppen plötzlich das Heer und griff auf eigene Hand Tenerife an, welches er nahm.

Ferner vertrieb er die Spanier aus allen ihren Positionen am Magdalenen-Flusse bis Oconna, das er ebenfalls eroberte.

Die Junten von Carthagena und Bozata ernannten ihn jetzt zum Brigade-General.

Als Dank dafür schlug Bolivar eine spanische Division auf dem Gebiete von Cucuta.

Jetzt aber faßte der neue General einen großen Entschluß, welcher nichts Geringeres bezweckte, als Venezuela zu befreien und Monteverde zu verjagen, der es ganz in seiner Gewalt und unter seinem eisernen Druck hatte.

Dies Unternehmen ward sofort mit einer kleinen, aber ausgezeichneten und von Offizieren wie Ribas, Urdanata und andern geführten Armee begonnen.

Schnell war Merida und Truxillo erobert.

Ein Corps jedoch, welches Bolivar seitwärts nach Varinas dirigirte, ward von Monteverde eingeschlossen und gefangen genommen, wonach er den Führer und die siebenzehn bei demselben befindlichen Officiere, sowie viele der angesehensten Einwohner von Varinas erschießen ließ.

Dieses und die von Monteverde und seinen Truppen verübten Gräuelscenen ließen den Krieg aus dem grausamen Stadium in das grausamste treten.

Bolivar's Energie und seiner Strenge ist bereits gedacht.

Ohne irgendwie autorisirt zu sein oder sein Recht anders als durch seine Macht nachweisen zu können, begann er eine Art von Dictatur auszuüben.

Er proklamirte die Freiheit Venezuelas und erklärte die Spanier für Banditen und Räuber.

Er befahl, jeden Spanier, der gefangen werde, zu tödten.

Er ermächtigte als Repressalie für die bereits verübten Gräuel die Amerikaner, jeden Spanier, gleichviel ob Soldat oder nicht, zu tödten.

Indessen stand sein Siegeslauf nicht stille.

Monteverde ward von Ort zu Ort gedrängt und endlich bei Puerto Cabello eingeschlossen.

Am 4. August 1813 hielt er seinen Einzug in Carraccas.

Venezuela schien befreit zu sein.

Aber der Sieg hatte Bolivar berauscht; er behielt die Dictatur, welche man ihm halb gutwillig, halb widerstrebend überließ, in Händen, rief den Congreß nicht zusammen und regierte und bestimmte, ohne Rücksicht auf die Wünsche der Nation zu nehmen.

War er gegen die Spanier grausam, so war er gegen die Amerikaner fast mehr als strenge.

Sein Benehmen verringerte seine Verdienste bedeutend.

Während aber Bolivar sich mit der Organisation der Verwaltung des Landes beschäftigte, hatte Monteverde Unterstützungen aus Spanien erhalten.

Außerdem aber brach jetzt jenes Unheil für die Koloniallande wieder los, welches sie lange mühsam unterdrückt hatten.

Es war die Empörung der Neger.

Da die Spanier sich über das ganze Land ergossen hatten, so hatten auch die Neger jetzt die Proklamation ihrer Freiheit erfahren.

Ueberall erhoben sie sich, ermordeten ihre Herren, und rotteten sich zu Raub und Plünderung zusammen.

Ein kühner spanischer Partheigänger, der berüchtigte Boves,

sammelte eine Schaar von ihnen, machte sie beritten und durchstreifte mit derselben die Ebene.

Diese Wüthriche verschonten nichts.

Sie verdienten sich den Namen „Höllenschaar!"

Mehr denn 70000 Neger eilten von allen Seiten auf Carraccas zu, ihren Befreier Monteverde zu unterstützen.

Als Vergeltung befahl nur Bolivar, alle noch gefangenen und bisher verschonten Spanier zu erschießen.

Diese grausame Bestimmung ward auch wirklich an 1253 Unglücklichen vollzogen.

Doch die Folgen jener neuen Vorgänge blieben demungeachtet nicht aus.

Nachdem Bolivar noch mit abwechselndem Glücke gegen Monteverde und Bowes gekämpft, erlitt er am 11. Juli 1814 bei la Puerta eine vollständige Niederlage.

Er floh nach Cumana.

Von dort ging er wieder nach Cartagena.

Der Congreß von Neugranada übertrug ihm das Commando einer Armee, mit der er seinen frühern Siegeslauf gegen die in Granada stehenden Spanier aufs neue begann.

Aber um Venezuela war es geschehen; die Spanier überschwemmten es.

Sie und die Neger, denen sich ein anderer Auswurf von Mischlingen anschloß, hausten schrecklich.

Ein neuer Versuch, den die Generäle Rivas und Bermudas noch machten, das Land wieder zum Kampfe aufzurufen, endete unglücklich und Rivas, der zu Maturin in Gefangenschaft gerieth, ward erschossen.

48.

Die Befreiung und die Rache.

Mit der Freiheit und Befreiung der Kolonien vom spanischen Joche sah es also abermals außerordentlich mißlich aus.

Mit der Freiheit für Marie und der Rache an dem Marquis und der Marquise, den unnatürlichen Eltern des Mädchens, stand es — doch nehmen wir den Faden der Erzählung dort wieder auf, wo der vorletzte Abschnitt endigte.

Der Inquisition eins ihrer Opfer zu entreißen, war in allen Ländern, wo sie dieselben forderte, zu allen Zeiten und unter allen Umständen ein schwieriges Unternehmen und nur selten gelang es.

Das Vornehmen des Indiers war also kein leichtes und mit Rücksicht auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel, in einer großen ihm durchaus friedlich gesinnten Stadt auszuführen fast unmöglich.

Aber José Paez, der so vieles erlebt und dessen Dasein sogar dem Worte Unmöglichkeit Trotz bot, war Keiner der Menschen, welche sich vor dem Schalle desselben entsetzen.

Es war indessen auch noch die Zeit, die Gegenwart vorhanden und diese so beschaffen, daß sie einen muthigen Mann noch muthiger machen konnte, sie war so angethan, daß sie den Muth zur Verwegenheit und Tollkühnheit verwandelte.

Ohne mit sich einig zu sein, wie, wußte er doch schon, daß er die Geliebte aus den Klauen der Inquisition befreien werde.

Sein einziger Alliirter hierbei sollte Don Joseph sein.

Sprechen wir noch ein Wort über diesen.

Seinen politischen Charakter und seine öffentliche Wirksamkeit hatte bereits das ihm eigens gewidmete Kapital klar dargestellt.

Zwar möchte ersterer wohl ganz deutlich auf sein Gemüth und sein Herz schließen lassen.

Aber dieser Mann, der so spät in unserer Erzählung auftritt und in dem eigentlichen Freiheitskampfe der Kolonien gegen Spanien

noch später auftrat, hat für Beide eine zu große Wichtigkeit, um die Beurtheilung seines Gefühls und der aus demselben entspringenden Handlungen einem schlecht unterstützten Schlusse, einem reinen Ungefähr zu überlassen.

Er, der, nachdem das Feuer der Patrioten fast verglommen, die Revolution allein unterhielt und ein Riese war, wenn es sich um Staatsinteressen handelte, war ein Kind, wenn die Herzensangelegenheiten Anderer ihn berührten.

Wie alle Männer, welche wir nach und nach auftreten ließen und noch erscheinen lassen werden, war er großer, umfassender Ideen fähig.

Durchkreuzte diese ein kleinliches egoistisches Streben, ein Privatinteresse, so zog sich momentan sein Herz zusammen und erkaltete; sein Körper ward vom Fieber geschüttelt.

Aber es war dies eben nur ein Moment und so wie dieser vorüber, wendete sich seine Brust voll der regsten Theilnahme, demjenigen zu, der sie in Anspruch nahm.

Von Körper alt, von Geist und Gemüth frisch; von Kerkerleiden und Gram um die Noth seines Vaterlandes gebeugt, war er durch einen starken Willen kräftig.

Mit weißen Haaren, einer der Wenigen, den das Feuer der Jugend im Alter geblieben, verband er mit seinen Jahren die Kraft des Mannes.

So war er äußerlich ruhig und ernst, innerlich ein lodernder Brand, der nicht verzehrte, sondern nur erwärmte.

Von Ansehen ein Greis, waren doch seine Muskeln und Kräfte wie die eines Jünglings.

Hieraus geht hervor, daß er einen Moment bei dem Gram des Indianers um die Geliebte verdrießlich werden konnte, weil er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah.

Zugleich aber machte es auch erklärlich, daß er sich ihm im nächsten Moment wieder mit der ganzen Hingebung eines poetischen Gemüthes näherte.

Es geht daraus hervor, daß er sich einen Moment zurückziehen und den Indianer verachten konnte.

Es zeigt aber auch, daß sich dies im nächsten ändern und er demselben doppelt sich zuneigen mußte.

Er sollte für José Paez das werden, was so mancher Minister einem großen Fürsten war; nämlich die Seele der Macht und der Größe!

Er war bestimmt vom Schicksal, bei Paez zu vollenden und zu berichtigen, was die Jesuiten nur halb gethan und absichtlich verkehrt geleitet hatten.

Und dies geschah zunächst nicht etwa wissentlich von seiner Seite.

Nur insofern, als sein offenes Gemüth, das väterliche Wohlwollen des ältern auf den jüngeren Mann berührte, die Erfahrungen des Gereiftern auf den Ungereifern einwirkten, oder die ausgebreiteten Kenntnisse eines Denkers solches konnten, geschah es durch den Umgang.

Paez lernte die Welt und die Gesellschaft aus einem andern Gesichtspunkte betrachten.

Er begriff, wie es für die Amerikaner noch einen andern Grund und eine andere Ursache geben könne, die Spanier zu verjagen, als den der Rache, oder als den des unleidlichen Druckes.

Er erkannte zum ersten Male die Unabhängigkeit der Völker, die Ordnung der Gesellschaft und die Sicherungen des Einzelnen als Princip, während er sonst nur frei und gesichert sein mochte, weil ihm das Gegentheil unbequem war.

Und Paez war ein gelehriger Schüler.

Doch neben diesem Unterrichte, der später für sein Vaterland wichtig werden sollte, darf die Veranlassung, welche ihn nach Angostura führte, nicht vergessen werden, weil sie für diese Blätter Wichtigkeit hat.

Madariaga war, wie er sagte, in das Land gekommen, um thätigen Antheil an dem Kampfe gegen die Spanier zu nehmen.

Er konnte dies indessen aus zwei verschiedenen Veranlassungen nicht.

Die erste derselben bestand darin, daß er unbekannt mit den Ereignissen, zu entfernt vom eigentlichen Schauplatze des Krieges landete.

Die zweite, daß bei seiner Ankunft jenes Unglück für das Land hereingebrochen war, von dem bereits berichtet worden.

Er hatte es demnächst vorgezogen in Angostura zu bleiben.

Da es aber nicht unmöglich war, daß er, der Verbannte, erkannt

werden konnte, so hatte er für diesen Fall seine Vorsichtsmaaßregeln getroffen.

Madariaga war gesonnen, bei dem Versuche ihn zu fangen, sich nicht lebendig in die Hände der Häscher zu liefern.

Bisher indessen war sein Aufenthalt, der nun bereits einige Monden währte, ungestört gewesen.

Niemand kümmerte sich eigentlich um ihn.

Denn so schwierig und strenge man auch gegen andere Fremden, Kreolen und Farbigen war, die Nationalität des Spaniers war so gut wie eine Art Freipaß.

Dies war für das Unternehmen, zu welchem er und Paez sich jetzt verbunden hatte, wenigstens ein Vortheil.

Zwar war auch er fremd in der Stadt, und alles was geschehen sollte, mußte zunächst darauf beruhen, welche Erkundigungen er einziehen werde.

Madariaga machte sich an das Werk.

St. Thoma de Angostura war im Grunde genommen nicht einmal eine Stadt von mittlerer Größe, aber, wie bereits gesagt worden, von Wichtigkeit durch ihre Lage.

Sie, die jetzt übrigens einen andern Namen, St. Thomas de Guyana führt, zählte damals vielleicht 10,000 Einwohner.

Ein großer Theil derselben bestand aus Spaniern.

Ebenso bestand ein bedeutender Theil der Stadt selbst wiederum aus großen Gebäuden, in welchen die vielen hier befindlichen Behörden ihren Sitz hatten, oder solchen, die ebenfalls Spaniern gehörten.

Am südlichen Ufer des Orinoko erbaut, lag sie zwischen diesem und einer sich Meilen weit in einiger Entfernung vom Flusse hinziehenden Felswand.

Vielleicht war die schmale Fläche zwischen dieser und dem riesigen Strome einst ein Theil von dem Bette desselben.

Im Uebrigen war die Stadt regelmäßig gebaut.

Nach Verlauf von drei Tagen, in denen man sich überzeugt hatte, daß die Klagen des indessen eingetroffenen Jesuiten-Padres keine Nachforschungen veranlaßten, ging der Spanier von einem seiner Hunde begleitet aus.

Vielleicht hatte der Profeß geschwiegen oder wenn er Mittheilungen gemacht, hielt es die Gesellschaft für rathsam zu schweigen.

Die Casa Santa oder das Inquisitionsgebäude zu finden war für Madariaga nicht schwer.

Er entdeckte ferner bald, daß dieselbe wie überall in Spanien eingerichtet war.

Wie hätte es auch anders sein sollen.

Denn zu der Anlage dieses fürchterlichen, im funfzehnten Jahrhunderte erst in Spanien eingerichteten und eingesetzten, aus der Zeit der Albirenser Verfolgung stammenden Instituts, diente stets nur ein und derselbe Plan, entworfen von dem einstigen und ersten Großinquisitor Thomas de Torquemada, berechnet auf Bequemlichkeit für das Gericht, Geheimhaltung der Wirksamkeit desselben vor der Welt, und grausamer Einwirkung auf die dem Glaubensgerichte verfallenen Opfer.

Ein großes, mehrere Stockwerke hohes Gebäude bildete stets die Vorderfront der Casa Santa oder heiligen Hütte.

An die Flügel dieser Gebäude schloß sich in der Regel eine Mauer, welche einen viereckigen Hof einschloß.

In diesem Hofe wiederum lagen vor der Hinterfront des Hauptgebäudes drei, vier oder mehrere strahlenförmig auseinanderlaufende Seitenflügel von zwei Stockwerken.

Diese Flügel, welche zwei und zwei immer einen besondern Hof bildeten, enthielten die Zellen für die Gefangenen.

Es gab übrigens deren verschiedene.

Die in dem untern Geschosse waren finster und für männliche Verbrecher bestimmt.

Die für die weiblichen Gefangenen waren im obern Geschosse und mit einem Fenster versehen.

Die Zellen lagen an einem Gange, welcher dem Hauptgebäude zulief.

Am Ende dieser Gänge befanden sich zwei Treppen, deren eine hinauf, die andere hinab führte.

Folgte man jener, so gelangte man in einen großen Saal des Hauptgebäudes, dem eigentlichen Sitzungs- und Gerichtssaale, von hier aus in die Registratur und andere Lokalitäten, welche zu ihm gehörten.

Die obern Stockwerke dienten zu Wohnungen.

Die zweite Treppe dagegen führte in einen Saal im Souterrain, in welchem Diejenigen, welche hartnäckig waren, oder bei deren Verhöre die Folter nöthig war, vernommen wurden.

An diesen Saal stieß die Folterkammer mit den scheußlichen Marterinstrumenten.

Doch die Glanzperiode der Inquisition war vorüber, und besonders in Südamerika wurden ihre Lokale meistens nur noch zur Aufnahme von Staatsverbrechern benutzt, deren Processe jedoch ebenfalls sehr häufig durch das sogenannte Glaubensgericht geführt wurden.

Nun gut; dies Alles also erfuhr der neue Freund des Indiers durch oberflächlich hingeworfene Fragen oder durch den Augenschein und kehrte einstweilen damit zu seinem Gaste und Schützling zurück.

Nachdem er berichtet hatte, saßen die beiden Männer einander einige Zeit stumm gegenüber.

Madariago sagte nach einiger Zeit:

„Weiter, mein lieber Paez, getraue ich mir nach dieser Richtung hin nicht zu gehen, und namentlich darf ich wohl nicht wagen, mich bei einem Beamten der Regierung zu erkundigen, wer, oder ob gerade die und die Person hier eingekerkert ist; die Spanier sind in diesem Lande eine Kaste und eine Gesellschaft, die ein besonderes Interesse hat, sich selbst treu zu bleiben."

„Ihr habt Recht, Don Joseph," entgegnete Paez, „aber was anfangen?"

„Ja, mein Freund, das ist die Frage, welche gelöst werden muß!"

Beide dachten wieder nach.

Endlich begann Paez:

„Ich habe einen Einfall!"

„So laßt hören!"

„Ihr habt über Don Rovierez noch keine Erkundigungen eingezogen?"

„Nein!"

„Ich dächte, dies wäre nothwendig und ersprießlich!"

„Ich habe es für Nebensache gehalten!"

„Mit nichten, — der Marquis muß Diener haben!"

„Das wird er!"

„Von diesen dürfte am leichtesten, was wir zu wissen brauchen, in Erfahrung zu bringen sein!"

„Ah — das ist richtig!"

„Ihr seid ein Spanier!"

„Ich begreife!"

„Nun also, wenn Ihr Euch an die Diener machtet! — Geld, mein verehrter Don Joseph, macht, — nehmt's mir nicht übel, — bei den Spaniern Alles; und schont es nicht, Ihr wißt, ich habe Ansprüche auf das Eldorado!"

Paez, der seinem Freunde auch jene Angelegenheit mitgetheilt hatte, lächelte.

Der Spanier lachte und sagte:

„Ja, aber chimärenhafte!"

„Nun gleichviel — ich erstatte Euch jeden Piaster wieder!"

„Pah — darauf soll nichts ankommen!"

„Also!"

„Ich werde gehen!"

Madariago machte sich wieder auf den Weg, um zunächst das Terrain zu recognosciren, auf welchem er sich nun zu bewegen hatte.

Er ließ sich das Haus bezeichnen, in welchem der Gouverneur von Cumana wohnte.

Es war dies eins derjenigen, welche an der Plaza belegen waren, und, wie alle, groß, geräumig und schön.

Der Spanier betrachtete dies Haus nachdenklich, und während er darüber grübelte, wie es ihm wohl gelingen möge, zum Ziele zu gelangen, schoß ihm Mancherlei durch den Sinn.

„Was macht der Gouverneur hier?" war eine Frage, die sich ihm unwillkürlich aufdrängte.

„Die Spanier," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „haben gesiegt, er selbst ist thätig bei ihren Unternehmungen gewesen; sein Gouvernement ist frei, warum ist er nicht an der Spitze der Verwaltung!"

„Das hat einen besondern Grund!"

Madariago überzeugte sich hiervon immer mehr.

Um zu beobachten, wer in dem Hause ein- und ausgehe, begab er sich in eine demselben gegenüber belegene Venta.

Der Wirth derselben war ein Spanier.

Wahrscheinlich ein ehemaliger Bedienter, hatte er insofern sein Glück gemacht, als er sich jetzt im Besitze eines Hauses und der Schenke befand.

Er erkannte nicht sobald einen Landsmann, als er die Freundlichkeit und Geschmeidigkeit selbst war.

Uebrigens that er sich viel darauf zu Gute, daß sein Haus nur von Spaniern besucht werde.

Kaum aber hatte er gehört, daß jener erst vor kurzer Zeit aus Spanien angekommen und Edelmann sei, als er die Unterwürfigkeit selbst wurde.

Er konnte nicht anders denken, als daß sein neuer Gast zur Verwaltung gehöre, denn man kam nur zu diesem Zwecke aus Spanien, oder mit anderen Worten, um sich zu bereichern, was indessen seit einiger Zeit seine Schwierigkeiten hatte.

Madariago ließ sich eine Flasche Ceres geben und setzte sich so, daß er die Plaza übersehen konnte, und verfiel in tiefes Nachdenken.

Er war allein im Zimmer, und der ab- und zugehende Wirth und die Kellner störten ihn nicht.

„Warum nicht?“ meinte er endlich, „meinen Namen kennt hier Niemand, aus Don Joseph läßt sich Alles machen, wenn man etwas anhängt, ich werde es wagen!“

Er rief den Wirth.

„Was befehlen Exellenza?“ fragte dieser unter Verbeugungen.

„Hört!“ sagte sein Gast, „wie ich schon sagte, bin ich hier fremd, wer sind wohl so die hier am Orte befindlichen Personen der bessern Gesellschaft?“

Der Wirth nannte eine lange Reihe.

Madariago hatte ein kleines Papier herausgenommen und that, als vergleiche er die auf demselben befindlichen Notizen mit den Nachrichten des Wirthes.

„Richtig, richtig!“ wiederholte er zu Zeiten beistimmend.

Als jener geendet, fragte er:

„Und das sind Alle?“

„Alle Personen von bedeutenderem Ansehen, Exellenza.“

„Es scheint mir doch, als hättet Ihr noch Einige nicht genannt!“

„Ach, ich wüßte kaum noch Jemand, obwohl noch einige andere Sennores, die sich ebenfalls zu der bessern Gesellschaft rechnen —!"

„Wartet einmal!"

„Ich gehorche!"

„Da ist — Don Olavidas —

„Den habe ich genannt, mit Exellenza Erlaubniß."

„Ach ja, Ihr habt Recht — doch weiter — Ah hier, Don Rovierez, Marquis und Gouverneur von Cumana!"

„Oh, das ist zwar richtig, aber Exellenza sind selbst nur ein Gast unserer Stadt —!"

„So, nur ein Gast?"

„Ich versichere Exellenza!"

„Das hat man mir freilich nicht gesagt! seit wann aber ist der Marquis hier?"

„Excellenza! erst seit kurzer Zeit, doch die Donna Marquise schon seit fast — ja seit beinahe zwei Jahren!"

„So — die Marquise war die Gemahlin des frühern Gouverneurs von Cumana!"

„Ich glaube, so gehört zu haben!"

„Ja, ja, ich weiß es gewiß — und ihre Tochter?"

Der Wirth fuhr ein wenig zurück und fixirte seinen Gast; doch dieser blieb unbefangen und fuhr fort:

„Ich erinnere mich, daß man mir von einer Tochter sagte."

„Ah — Exellenza —!" meinte der Wirth verlegen.

„Nun!"

„Man könnte — man darf nicht alles nachsagen, was man hört!"

„Oho — das klingt ja sonderbar!"

„Exellenza kennen vielleicht den Herrn Marquis?"

„Nein, das nicht; aber ich bin ihm empfohlen und möchte ihn gerne kennen lernen."

„Ah, um so mehr!"

„Was um so mehr?"

„Muß ich schweigen!"

„Nein, Freund, — unter diesen Umständen sind mir Eure Mittheilungen wichtig, — ich bitte, man weiß doch gerne, mit wem man Bekanntschaft machen soll!"

„Excellenza, ich wage es nicht!“

„Immerhin!“

„Wenn Excellenza mir versprechen!“

„Was denn?“

„Mich später nicht zu verrathen und stets zu bedenken, daß ich nur nachplaudere, was das Gerücht sagt!“

„Ei, ich weiß es ja!“

Der Spanier blickte schüchtern um sich und bückte sich zu dem Gaste nieder, indem er flüsternd eine Erzählung begann, welche fast eine halbe Stunde andauerte.

Als er geendet hatte, antwortete sein Gast nichts und verfiel wieder in tiefes Nachdenken.

Der Wirth stand wie auf Kohlen.

Endlich wagte er zu sagen:

„Excellenza werden aber die Gnade haben —!“

„Wie meint Ihr?“ fragte der Spanier.

„Mich nicht zu ruiniren; ich war unvorsichtig!“

„Den Henker auch! — ich danke Euch vielmehr!“

„Excellenza sind ein gnädiger Herr!“

Madariago erhob sich, bezahlte seinen Wein und machte dem geschwätzigen Wirthe ein Geldgeschenk, wofür sich derselbe dankend bis auf die Erde verbeugte.

„Excellenza habe ich doch die Ehre wiederzusehen?“ fragte er.

„Ja, ja!“ entgegnete jener im Fortgehen.

Draußen aber murmelte er vor sich:

„Alter Spitzbube, daraus wird nichts, ich mußte so schon zu weit gehen!“

Er begab sich direct in seine Wohnung.

49.

Fortsetzung.

Paez, den die Einsamkeit mißmüthig, die Unthätigkeit niedergeschlagen und die Lage, in welcher sich die Geliebte befand, betrübt gemacht hatten, saß mit finsterer Stirn in dem einsamen Zimmer unter der Erde.

Außer seinem Wirthe sah er Niemand als dessen Diener, einen mehr jungen, aber kräftigen, wortkargen Menschen, der zu denen zu gehören schien, die über nichts nachdenken, nichts gut heißen und nichts tadeln, was ihre Herren vornehmen, sondern nur einfach ihre Befehle ausführen.

Don Joseph hatte ihn versichert, daß man auf die Treue des Dieners bauen könne.

Paez traute ihm aber nicht, er trauete keinem Spanier, und für jetzt, er mußte es sich gestehen, wenn Don Joseph fort war, trotz der Beweise, welche er von dessen edler Rechtschaffenheit hatte, nur halb.

Der mürrische Diener war eben eingetreten und Paez fragte ihn, ob sein Herr noch nicht zu Hause sei.

„Nein!" erwiderte dieser.

„Wird er bald kommen?"

„Ich weiß es nicht!"

Paez hatte Langeweile, er suchte also das Gespräch fortzusetzen, wozu jener augenscheinlich keine Lust bezeigte.

Aber er wollte es und that deshalb die erste beste Frage aus dem Stegreife.

Der Diener hieß Mattheo.

„Mattheo!" begann Paez, „Ihr dient wohl schon lange bei Eurem Herrn?"

Der Diener, welcher sich bereits zum Fortgehen anschickte, wendete sich um und erwiderte:

„Sehr lange."

Er wollte zwar, wie es schien, noch etwas Anderes hinzusetzen, und dies war vermuthlich das Wort Sennor.

Aber ein ächter Spanier, und wenn er auch ein Diener sein sollte, fühlt gewiß stets einem Indianer gegenüber seinen Werth, und wenn dieser auch ein Herr wäre.

Er unterließ es also, jenes Wort zu sagen.

Paez bemerkte es und lächelte.

Der Diener bemerkte das Lächeln und warf dem Gaste seines Herrn einen finstern Blick zu.

Paez fuhr fort:

„Euer Herr behandelt Euch gut?"

„Ja, er behandelt mich gut!" lautete die Antwort.

„Und Ihr hängt sehr an ihn?"

„Ja, das thue ich!"

„Ihr billigt jede seiner Handlungen?"

„Ja, alle!"

Paez hatte eigentlich nicht erreicht, was er wollte, denn wenn auch nicht in jedem der Worte, in den Mienen des Dieners war der Sarkasmus ausgedrückt, welchen er einem Indier gegenüber zeigen zu dürfen glauben mochte.

Aber Paez verfolgte bei diesem Gespräche einen gewissen Zweck; er fragte weiter:

„So auch zum Beispiel, daß er mich aufgenommen?"

„Auch, daß er Euch aufgenommen!"

„Und daß er mir ein Asyl gewährt?"

„Auch das!"

Paez wußte genug, denn was die beiden zweideutigen Antworten nicht klar ausgesprochen, entdeckten die Züge des Spaniers.

Er schwieg und der Diener ging.

Paez hatte durch seine erhöhte Bildung nichts von seinem indischen Instinkte verloren, oder besser, dieser war durch jene zum Bewußtsein geregelter Vorsicht und Klugheit geworden.

Das Benehmen des Dieners in den Tagen seines Hierseins hatte ihm schon Ursache zum Nachdenken gegeben, die Antworten desselben thaten es noch vielmehr.

Beide Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände ge-

stützt, verlor er sich mit geschlossenen Augen, weil das ewige künstliche Licht seinen Augen Schmerzen verursachte, in ein dumpfes Brüten.

Viel, viel hatte er zu bedenken und bedachte er.

Reflexionen aller Art spiegelten sich in seinen Gedanken ab.

Paez hatte nicht Ursache, das Leben als ein Glück zu betrachten.

Ja, jetzt, nachdem er auf höherer Stufe der geistigen Bildung stand, empfand er, daß er doppelt benachtheiligt sei.

Er gehörte zu einer verachteten Race des Geschlechtes.

Ein grausames Geschick hatte ihn deshalb alle Qualen und Schrecken des menschlichen Lebens empfinden lassen.

Seine Stirn zog sich in düstere Falten.

Aber seine rechte Faust fiel schwer, fast schlagend auf den Tisch und er rief:

„Dennoch will ich ein Indianer bleiben!"

Ein Geräusch machte, daß er den Kopf hob und seine Augen öffnete.

Es war der Hund, welcher noch bei ihm im Zimmer war, und welcher sich jetzt ihm gegenüberstellte, um ihn mit seinen großen glühenden Augen anzublicken.

„Bestie!" murmelte der Indier, „kennst Du mich auch, geht es so weit, daß auch die Thiere ein Recht haben, mich der Farbe wegen zu verachten?"

Der Hund murrte, jedoch war nicht zu erkennen, ob Zorn oder Zutrauen diese Töne hervorriefen.

Es war übrigens das erste Mal, daß solche Gedanken in der Brust José's Raum nahmen.

Denn seit der ersten Zeit seines Unglücks, wo indessen die Verachtung, welche man ihm zeigte, nicht klar durchblickte, sondern mehr in einer brutalen Behandlung bestand, ein Indier natürlich finden mußte, weil sie von seinen Feinden herrührte, waren ihm die Weißen und Kreolen stets mit Auszeichnung begegnet.

Des Hundes vergessend, wendete er sich wieder zu der Veranlassung seines Unmuthes, dem Diener.

Dieser Knecht, was er in den Augen des freien Indiers war, hatte ihn zuerst auf diese Seite seines Verhältnisses zu dem Spanier aufmerksam gemacht.

Wieder die vorige Stellung einnehmend, begann sein Brüten von Neuem.

Was aber jetzt alles in seinem Gehirn spuckte, mag Gott wissen.

Sein Nachdenken währte lange.

Er hatte sich kaum bewegt, als der Spanier eintrat.

„Ah, Paez, es geht besser!“ rief Maradiago.“

„So, Don Joseph!“

„Madre de Dios, es wird sogar gut gehen!“

„Wollt Ihr hören lassen, Don!“

Paez war noch immer finster.

„Das will ich!“ rief der Spanier, „aber Ihr scheint den Muth zu verlieren.“

Paez lächelte bitter.

„Das!“ sagte er, „mag bei Leuten Eurer Farbe der Fall sein; wir haben stets Muth!“

„Nun, so ist's der Gleichmuth, Freund, den Ihr verliert, doch gleichviel, Ihr Indier seid ja wohl geschickte Färber?“

„Färber — das ich nicht wüßte!“

„Nun, mein Gott, ich habe es stets gehört!“

„Dann hat man Euch falsch berichtet!“

„Ah — den Henker!“

„Um was handelt es sich denn?“

„Aus mir einen Jüngling zu machen!“

„Oh, das ist etwas Anderes!“

„Ihr kennt es?“

„Ich werde versuchen!“

„So gehen wir allgemach ans Werk!“

„Aber wenn ich fragen darf —?“

„Ihr sollt Alles hören!“

„Ich bin ganz Ohr!“

„Gut — Eure Geliebte oder Amazone befindet sich wirklich hier!“

„Ah — und —“

„— ja ja im Kerker der Inquisition!“

„Hölle und Teufel!“

„Gemach, Freund, bleibt ruhig. — Das ist noch nicht das Aergste!“

„Wie, noch nicht das ärgste?“

„Nein — man geht damit um, sie —!“

„Nun — Don — nun?“

„Ruhig, sage ich, Paez!“

„Himmel, Ihr martert mich ja zu Tode!“

„Ruhig, sage ich, Paez, es wird nichts erreicht durch heftige Worte und leidenschaftlichen Zorn!“

„Es ist gut, ich werde mich fassen!“

„So ist es recht; — man geht damit um, sie lebendig zu verbrennen!“

Paez fuhr auf, die glänzende Broncefarbe seines Gesichts war fahl geworden, und seine Augen traten aus ihren Höhlen.

„Satan!“ rief er, „deine Gehülfen sind bleichgesichtige Schurken!“

„Ah — das war ächt indianisch!“

„Zum Henker, und was Ihr in Aussicht stellt, ächt spanisch!“

„Das kann ich leider nicht ganz bestreiten — doch so sagt das Gerücht!“

„Nur ein Gerücht!“

„Ja, mein Freund, doch man muß auch Gerüchte achten!“

„Zum Henker, in diesem Falle wird er nicht lügen!“

„Hoffen wir es — doch hört weiter!“

„Redet!“

„Wie Ihr wißt, ist durch eine, noch nicht wieder aufgehobene Bestimmung festgestellt, daß die Inquisition nur untersuchen, nicht verurtheilen und hinrichten darf!“

„Ich kenne diese Bestimmung nicht!“

„Nun gut, so kenne ich sie — sie besteht!“

„Und?“

„Man hat deshalb nach Spanien berichtet, und bittet die Regierung für diesen besondern eklatanten Fall von Ketzerei, um Verhaltungsbefehle; aber wer diese Angelegenheit am ärgsten betreibt?“

„Nun?“

„Der Vater und die Mutter des Mädchens, letzterer, der gewiß jetzt auf seinem Posten sein sollte, befindet sich deshalb eigens seit einiger Zeit hier!“

Paez war starr geworden; er schwieg längere Zeit und sein Wirth betrachtete ihn eben so erstaunt als besorgt.

Hätte er gewußt, mit welchen schrecklichen Zufällen sein Gast behaftet war, er würde sich entsetzt haben.

Doch diesmal blieb der Zufall aus, oder ging wenigstens ruhig vorüber.

Nur matt und schwach fragte der Indier:

„Und der Bescheid — ist der Bescheid schon angelangt?"

„So viel man weiß, noch nicht! doch hört nun meinen Plan!"

„Noch nicht, noch nicht, Don Joseph, gönnt mir einen Augenblick, ich muß mich erst erholen!"

Paez ging einige Zeit mit großen Schritten und auf den Rücken gelegten Armen im Zimmer umher, und der Spanier ließ ihn gewähren, indem er geduldig wartete, bis sich die Aufregung seines Gastes gelegt haben würde, oder vielmehr, bis es ihm gelungen, seiner Anwandlung von Schwäche Herr zu werden.

Der Gang des Indianers, welcher erst matt und schleppend gewesen, ward allmählig wieder kräftiger.

Seine Glieder schüttelten die Erschlaffung ab, und ihre Bewegungen wurden wieder natürlich.

Das Auge erglänzte endlich wieder, und seine Züge nahmen ihre ernste Regelmäßigkeit an.

Er wendete sich endlich schnell wieder zu dem Spanier und sagte:

„Wenn ich Euch jetzt bitten darf, Sennor, ich habe mich erholt!"

„Aber!" meinte der Spanier, „ich hätte kaum geglaubt, daß ein Mann wie Ihr, solchen Eindrücken unterliegen könnte!"

Die Stirn des Indiers legte sich wieder in düstere Falten und ein Zug von Traurigkeit glitt über sein Gesicht.

„Es ist dennoch so!" entgegnete er, „ich habe meine schwachen Stunden; doch kommt zur Sache!"

„Ihr seid zu leidenschaftlich, Paez!"

„Ihr habt Recht, Don Joseph; doch jeder Mensch hat seine Schwächen, und die meinigen sind grausiger Natur; aber laßt uns davon abbrechen; Ihr wolltet mir einen Plan mittheilen!"

„Ja — als ich in Südamerika anlangte, landete ich in Imutaka und ging später in einem gemietheten Boote den Fluß hinauf, bis hierher. Niemand hat mich gefragt, wer ich bin, und ich habe mich überall nur Don Joseph genannt; so auch, als ich dies Haus miethete, und in der Nachbarschaft kennt man mich auch nur unter jenem Namen.

„Aus Don Joseph aber läßt sich, wie Ihr sehr leicht begreifen werdet, sehr Vieles machen, zum Beispiel Don Joseph Lopez de Vegas, oder was man sonst will.

„Ich bin gesonnen, mich geradezu bei dem Marquis einzuführen!"

„Das wäre kühn — indessen ist Kühnheit meistens glücklich!"

„Ihr habt Recht, aber um dem Marquis zu gefallen und nähere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen, muß ich nicht alt, sondern ganz jung sein; diese Verwandlung müssen wir zu bewerkstelligen suchen!"

„Sie wird sich bewerkstelligen lassen!"

„Gut — dann, dächte ich, verführen wir folgendermaßen:

„Wie die Sachen stehen, oder wenigstens stehen sollen, muß der Pater Dominikaner, welcher Inquisitor ist, öfter das Haus des Marquis besuchen.

„Ich werde auch seine Bekanntschaft machen und von allen so viel als möglich zu erfahren suchen.

„Nebenbei aber die Personen ihrer Umgebungen finden, welche wir etwa erkaufen könnten.

„Sollte ich das Vertrauen des Dominikaners und der Marquise gewinnen, so haben auch wir gewonnen; denn darauf gründet sich besonders mein Plan.

„Es ist, obschon die Mutter ihre Tochter der Gerechtigkeit übergeben hat, doch nicht mehr als natürlich, daß dieselbe Letztere nochmals zu sehen geneigt wäre.

„Die Marquise wird mich dazu beauftragen, dazu das nöthige mit dem Dominikaner zu veranlassen und zu besprechen, und zwar so, daß es dem Marquis ein Geheimniß bleiben soll.

„Bin ich mit dem Dominikaner einig, so geleite ich die Dame in einer Sänfte in das Gefängniß der Inquisition; in dieser Sänfte aber sitzt — Ihr!"

„Ah — den Henker!“

„Hört nur weiter — wir gelangen so bis dort hin, wo die Zusammenkunft stattfinden soll. Ich bitte die etwa überflüssigen Zeugen, sich zu entfernen, und die Donna wird in die Sänfte gesetzt.

„Ist es möglich, so ist mindestens einer der Aufseher erkauft, dies geht sehr gut, ohne daß er viel von der Sache weiß, einer, zwei oder auch drei werden schlimmsten Falls niedergestoßen; dies wird keine Schwierigkeit haben, da wir mit den Trägern mindestens zu vier sind.

„Wie und wo wir nun aber unsere Pferde, andere Helfershelfer und Vertheidiger aufstellen, wird davon abhängen, wie viel Leute Euch zu Hülfe eilen werden; dies und manche andere Kleinigkeiten zu bestimmen, hat es indessen noch Zeit.

„Vor allen Dingen aber werde ich an der Plaza wohnen müssen, um zugleich als eben angekommen zu erscheinen und beobachten zu können.

„Was meint Ihr zu diesem Vorschlage?“

Paez hatte ruhig und nachdenklich dem Vortrage seines Wirthes zugehört, und wenn Etwas ihn von vornherein für denselben einnehmen konnte, so war es die mit demselben verbundene Kühnheit und die zur Ausführung desselben nothwendige Verwegenheit.

Er antwortete:

„Der Vorschlag gefällt mir gut, Don Joseph, und ich dächte, wenn ich Euch mein Compliment sagte, so würdet Ihr glauben, daß ich meine aufrichtige Meinung ausspräche. Aber seid Ihr auch im Ausführen eines Planes so tüchtig, wie im Entwerfen desselben? Ihr verzeiht mir diese Frage!“

„Oh, von Herzen, denn ich finde Eure Zweifel natürlich; aber ich werde jene nicht jetzt, sondern durch die That beantworten!“

„Gut — also gehen wir an das Werk; — doch halt, Don Joseph, mir fällt Etwas ein; seid Ihr Eures Dieners versichert?“

„Wie meiner selbst!“

„Hm — ich weiß nicht recht!“

„Hegt Ihr Zweifel?“

„Offen gestanden, der Mann gefällt mir nicht!“

„Er ist schroff!“

„Er ist hämisch und gehässig!"

„Das habe ich nie bemerkt!"

„Ihr seid sein Herr!"

„Freilich, doch hat er mir bereits viel Anhängigkeit bewiesen!"

„Nun, ich kann Euch nichts Bestimmtes anführen; doch der Rath dürfte zu beachten sein, ihm nicht zu viel zu trauen!"

Don Joseph ward nachdenklich; plötzlich jedoch sagte er:

„Nein, nein, Ihr irrt, Paez, der Mann ist treu — war er aber unhöflich gegen Euch, so werde ich ihn zurechtweisen."

„Thut dies nicht; ich habe keine Ursache zur Klage!"

„Das ist mir um so viel lieber!"

„Aber, Don Joseph, Ihr werdet mir erlauben, meinen Augen mindestens ebensoviel zu trauen, wie Euren Erfahrungen!"

„Dagegen habe ich nichts!"

Zu dem, was bereits in diesen Tagen geschehen war, und wozu namentlich gehörte, daß man für Paez mehrere Anzüge und andere Gegenstände, die theils zum gewöhnlichen Gebrauche, andererseits zu dem Unternehmen, welches man vorhatte, nöthig waren, kam jetzt dasjenige, was die beiden Verbündeten, oder doch Don Joseph als die Vorbereitung und Einleitung des Planes bezeichnet hatte.

Die Verwandlung des Don Joseph aus einem Greise in einen Jüngling, oder doch wenigstens in einen Mann, der noch in den besten Jahren zu sein schien, hatte übrigens keine so große Schwierigkeiten.

Denn man hatte es mit dem Gesichte allein zu thun.

Der Körper, der Wuchs, Stimme, Zähne und Augen verriethen keineswegs bei ihm den Greis und die Hände konnten sehr leicht durch Handschuhe verdeckt werden.

Aber auch das Antlitz des Don Maradiago war zu dem Vorhaben gefällig, da es außer der gefurchten und nicht mehr zu glättenden Stirn rund und voll war.

Paez machte sich sofort darüber her aus Fernambuc-Holz und anderen Ingredienzien eine Tinktur zuzubereiten.

Eine zweite braune oder bräunliche Beize ward ebenfalls hergerichtet. Dann fiel der starke Backenbart Don Josephs unter dem

Scheermesser und Gesicht, Kopfhaar, Schnurbart und Augenbraunen wurden zuerst braun gefärbt.

Nach dieser braunen Beize ward den Haaren des Kopfes und Gesichtes die schwarze Farbe mitgetheilt, und endlich diese Farbe vermittelst einer glänzenden und fettigen Pomade überzogen, so daß sie dauerhaft wurde.

So lange hatte Paez Kammerdienerdienste bei seinem Wirthe verrichtet; jetzt aber ward der Diener desselben herbeigerufen ihn zu frisiren.

Mattheo erschrak nicht wenig als er seinen Herrn in so veränderter Gestalt erblickte.

Don Joseph lachte.

„Mattheo", sagte er, „ich habe in meinem Alter noch einen Jugendstreich vor; bei welchem ich auf Deine Hülfe rechne!"

„Der gnädige Herr scherzen wohl!" meinte der Diener.

„Keineswegs, doch nicht allein Deiner Hülfe bedarf ich, Du mußt auch verschwiegen sein, was ich Dir zwar in einem fremden Lande wohl kaum anbefehlen darf!"

„Euer Gnaden wissen, daß ich stets wortkarg war!"

„Ich weiß es, doch wozu soll ich Dir noch mehr sagen, Du bist mir hierher selbst gefolgt und wirst mir ferner treu und redlich dienen!"

„Unwandelbar, gnädiger Herr!"

Bei dieser letztern Antwort aber schoß der Diener einen stechenden Seitenblick auf José Paez, den zwar der Herr nicht bemerkte, den aber der Indianer auffing.

Dieser beschloß, auch ihn zu behalten.

Als Matheo hinausging, brummte er.

„Ich bin ihm hierher gefolgt, ja, aber nicht um hier Diener zu bleiben, meine Absicht war dabei eine andere!"

Mattheo war die leibhaftige Bescheinigung der Sucht der Spanier, in Amerika ihr Glück zu machen, welche noch nicht aufgehört hatte.

Doch was will man dazu sagen, ist sie doch heute noch fast bei allen Völkern Europas vorhanden und jede Nation giebt jährlich immer noch ihr Contingent, zu denen, die sich durch Vorspielungen

täuschen lassen, um jenseit des Oceans enttäuscht, sich jammernd nach dem verlassenen Vaterlande zurückzusehnen.

Paez, der zwar die letzte Aeußerung des Dieners nicht gehört hatte, konnte aus dem Blicke desselben indessen sehr wohl auf seine Gesinnungen schließen.

Indessen theilte er Don Joseph seine Gedanken nicht weiter mit.

Nachdem die Vorbereitungen so weit getroffen, ward Mattheo zum Hafen gesendet, um zu sehen, ob Schiffe aus Spanien oder von der Mündung des Orinoko an diesem Abende ankommen würden.

Unterdessen packten Paez und Maradiago Koffer und Reisetaschen, Don Joseph staffirte sich so aus, als komme er eben an und so erwartete man den Abend und die Rückkunft des Dieners.

Letzterer kam mit dem Ersteren.

Es waren zwar keine Schiffe aus Spanien angelangt; aber es waren viele von seewärts gekommen und dies war unsern Leuten schon recht.

Mattheo mußte das Gepäck nach dem Hafen schaffen und Don Joseph folgte.

Dort angelangt, nahm er sich eine Sänfte und ließ sich nach einem renomirten Gasthofe der Plaza bringen, wo er wie ein völlig Fremder einzog und auf einige Zeit mehrere Zimmer verlangte.

Mattheo schüttelte zu diesen Sachen mürrisch den Kopf und begab sich mit der Ueberzeugung zu Hause, daß der braune Teufel, wie er ihn nannte, an allen diesen Sachen Schuld sei.

Paez ging dagegen lebhaft im Zimmer umher und fragte sich einmal über das andere:

„Wird es gehen? — wird es nicht gehen?"

„Zum Henker!" rief er endlich, „es wird, es muß gehen, Maria muß befreit werden und sollte es mir das Leben kosten, wozu habe ich es, wozu nutzt es mir, wenn ich nicht sagen kann, daß wenigstens einer meiner Wünsche gekrönt, daß wenigstens ein Streben von Erfolg gewesen. Auch sie hat sich ja meinetwegen nach ihren Thorheiten geopfert!"

50.

Der Name empfiehlt schon.

Wir haben unsere alten Bekannten längere Zeit aus den Augen verloren.

Wie es ihnen seit der bösen Stunde in Nueva Barcelona ergangen, wird später, da es eigentlich nur insofern von Interesse ist, als es Donna Maria mitbetrifft, gesagt werden.

Hier ist es Hauptsache zu wissen, daß das Gerücht und der Wirth der Venta, von dem Don Joseph es hatte, keineswegs gelogen, sondern daß sich die edlen Gatten wirklich zu dem Zwecke in Angostura befanden, die Untersuchung wider ihre Tochter zu betreiben und wo möglich deren Unschädlichmachung zu erlangen.

Warum sie nicht vorzogen, dieselbe heimlich aus der Welt zu schaffen?

Dies hatte seine guten Gründe.

Zuerst handelte es sich darum, den Verdacht des Mordes an dem Vater der Maria von sich ab und durch Bestrafung des Mädchens ihre Unschuld beweisen zu lassen.

Denn ein Verdacht war seit jenem Vorfalle trotz der Flucht der Donna und der Bemühungen, sie der Verübung dieses Verbrechens zu zeihen, auf den neuen Gouverneur und dessen Gemahlin gefallen.

Ihre Verheirathung hatte gezeigt, daß beide von dem Tode des Gouverneurs zu hoffen gehabt.

Dann war aber durch den Aufenthalt des Mädchens bei den Steppenindiern und durch die unter ihrer Leitung ausgeführten Raubzüge die Schande bereits so groß geworden, daß sie nicht größer werden konnte, wenn Maria öffentlich und entehrend bestraft wurde.

Schließlich aber hätte die geheime schnelle Beseitigung des Mäd-

chens, die im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Racheengel für sie zu werden drohete, ihre Rache nicht genugsam befriedigt, und mehr noch als der Stiefvater der Maria drang ihre Mutter darauf, daß sie ausreichend und grausam werde.

Vermuthlich haßte dies unnatürliche Weib in der Tochter außer dieser auch noch den verstorbenen Gemahl.

Ein Grund, der indessen vielleicht nur von minderer Bedeutung war, mochte jedoch auch wohl der sein, daß die Priester ihre Bestrafung verlangten.

Thaten sie es, so waren ihre Bemühungen deswegen jedenfalls überflüssig, weil die Eltern schon alles Mögliche angewendet hatten, um die Sache so weit zu bringen, wie sie jetzt war.

Die Ehe dieser Letztern war übrigens kinderlos.

Ob dies als eine Folge davon anzusehen war, daß es der gnädigen Exellenza Marquise gefallen hatte, ihr bereits mit Don Alvirez geführtes Leben mit Don Rovierez fortzusetzen, oder andere Gründe hatte, ist unsicher.

Jedenfalls stand aber so viel fest, daß der an die Stelle des erstern getretene neue Gouverneur in Gegenwart seiner Gemahlin noch feiger, noch unterwürfiger als deren erster Gatte war.

Dies Weib mußte eine besondere Macht besitzen, ihre Männer zu beherrschen.

Es darf wohl nicht gesagt werden, daß Don Rovierez sich für die Sclaverei, in welcher er sich befand, anderweit entschädigte.

Wehe demjenigen, der mit ihm zu thun hatte und ihm nicht mindestens gleichstand.

Wehe dem, der von ihm abhängig und ihm unterthan war.

Nur gegen Höhere war er wie gegen Donna Isabella Valeria unterwürfig.

Diese Letztere mußte außer der Kunst, ihre Männer zu regieren, auch noch eine andere verstehen.

Die Jahre nämlich waren an ihr spurlos vorübergegangen.

Anderthalb Decennien hatten keinen Eindruck auf ihre Person gemacht, kein Fältchen in ihrem Gesichte hinterlassen.

Sie war noch dieselbe Isabella Valeria von Nueva Barcelona und ohne eine Veränderung finden wir sie wieder.

Wahrscheinlich hatte die Angelegenheit, welche sie zu betreiben hier waren, die Gatten öfter denn sonst zusammengeführt.

Man konnte also den Gemahl zu Zeiten bei der Frau Marquise finden, zu denen sie sonst nicht wohl ihren Gatten empfing.

Aber man traf ihn auch in ihrem Zimmer, wenn die Zeit der Besuche da war.

Die Marquise ging nie zu ihm.

Ihre Zimmer waren übrigens, was ihre Villa in Barcelona gewesen, ein förmliches Treibhaus, nur mit dem Unterschiede, daß statt der farbenprächtigen Blumen- und Blüthenstauden jetzt die dunkelblättrigen Pflanzen ihre Lieblinge zu sein schienen.

Also wenn nicht äußerlich, hatte sie sich doch in ihrem Innern ihren Geschmack verändert.

Besonders auffallend aber war unter andern eine Anpflanzung in ihrem Prunkzimmer, welche wohl selten genannt werden dürfte.

In langen Porzellangefäßen, welche halb mit Erde gefüllt und fortlaufend an der einen Zimmerseite halb mit Wasser gefüllt waren, standen dicht, schlank und dunkel von Rinde wie von Laub die Gebüsche und Bäumchen der nordischen Erle.

Möglich, daß diese Anpflanzung besonders dazu beitrug, die Kühlung der Luft im Zimmer zu bewirken.

Außer Blumen aber befanden sich auch noch einige Vögel in dem Zimmer.

Jedoch hier war sie ihrem alten Geschmacke getreu geblieben.

Die Lieblingsthiere der Marquise waren solche mit schillerndem buntem Gefieder, wie es die Vögel Afrikas und Amerikas besitzen.

Daß sie aber aus ersterem Lande waren, möchte wohl darin seinen Grund haben, weil sie dadurch theurer wurden.

Diese Menagerie, denn anders konnte man ein Dutzend Kakadus, indischer Raben und Papageien nicht gut nennen, mit Futter zu versorgen, war die Marquise unter Mitwirkung einer Zofe beschäftigt, als ihr Gemahl durch einen schwarzen Diener gemeldet ward.

Exellenza zögerte einen Moment; dann sagte sie:

„Ich ließe bitten!“

Der Diener entfernte sich und bald darauf trat der Marquis

mit allen Anzeichen der von ihm gemachten sorgfältigen Toilette in das Zimmer.

„Exellenza habe ich die Ehre einen guten Morgen zu wünschen!" rief er, sich verbeugend.

„Ich danke, mein Herr!"

„Darf ich mich nach dem Befinden der Frau Marquise erkundigen?"

„Exellenz sind sehr gütig, ich befinde mich wohl!"

Diese Antworten aber zeugten von guter Laune der Marquise und der Gouverneur wagte sogar, die Hand seiner Gemahlin zu küssen, was dieselbe auch duldete.

Ja, die Marquise verabschiedete sogar, vielleicht um ungestörter mit ihrem Gemahle plaudern zu können, die Dienerin.

Man hatte sich jedoch kaum hingesetzt, als die Dienerin eintrat und einen eben aus Spanien ankommenden fremden Herrn meldete.

„Aus Spanien?" rief der Marquis auffahrend.

„Wie, aus Spanien?" fragte die Marquise ruhiger.

„Massa so sagen und ich so nachsagen!" entgegnete die Negerin.

„Aber wie heißt der Herr?" fragte jene.

„Massa sagen, nicht haben Namen für Nigger, nur haben Namen für Herrn!"

„Sollte das ein Bekannter aus Spanien sein, der uns überraschen will?" meinte die Marquise.

„Es ist möglich — ja es scheint fast so!" entgegnete der Gemahl.

Die beiden Gatten blickten sich halb fragend, halb verlegen an.

„Aber wer könnte von dorther kommen?"

„Auch ich frage mich umsonst; doch müssen wir nicht —!"

„Ja, ja, Exellenza haben Recht! führe den Herrn herein."

Die schwarze Dienerin, für die der Fremde keinen Namen hatte, ging hinaus.

Gleich darauf öffnete sie die Thüre wieder und in derselben erschien, auf das sauberste in die spanische Nationaltracht, die so gut Mancherlei zu verdecken und verstecken geeignet ist, gekleidet, Don Joseph ein.

Don Joseph war nicht wieder zu erkennen.

Aber machte ein wenig Tinktur und ein anderer Schnitt der

Kleider die Person desselben unkenntlich, so erkannte man in seinem ersten Auftreten sofort den Mann von Welt und feinem Anstande.

„Verzeihung, Exellenza!“ sagte er, sich zu der Marquise wendend.

„Vergebung, Exellenza!“ welche Entschuldigung dem Marquis galt, „daß ich es wage — wagen möchte, meine unterthänige Huldigung Euch darzubringen!“

Die beiden Gatten erhoben sich, und ihr erstes war, den Fremden in der schärfsten Weise zu mustern.

Doch gewiß erinnerte sich Keiner von Beiden seiner Gesichtszüge.

„Tretet näher, Sennor!“ sagte die Marquise, „wir bitten darum!“

„Exellenza sind sehr gnädig — ein eignes Unglück macht mich aber fast dieser Gnade unwürdig, oder doch — ich hatte schriftliche Empfehlungen meiner geringen Person an Exellenza, ich wäre mit denselben vielleicht Ihrer Gnade würdiger gewesen —!“

„Wie? schriftliche Empfehlungen?“

„Leider habe ich sie auf der Ueberfahrt hierher eingebüßt; ein fürchterlicher Sturm — wir mußten uns in die Böte retten — ein Theil meiner Sachen ging verloren. Ich bin unglücklich, daß gerade die werthvollen und schätzbaren Dokumente, die die Assignaten von der Huld der Exellenzen —!“

„Erlaubt, Sennor, daß ich Euch unterbreche,“ sagte die Marquise, „von wem waren die Empfehlungen?“

„Seine Hoheit der Infant Don Louis waren —“

„Wie, Don Karlos!“ rief die Marquise erbebend.

„Wie ich die Ehre hatte, unterthänigst zu melden. — Dann Seine Durchlaucht der Fürst de la Paz, der mir in Rom —“

„Wie, der Fürst!“ rief der Marquis.

„Wohl, Seine Durchlaucht — und der Graf Aranda —“

„Ah!“

„Der Marquis Don Ciscar!“

„Auch! — Oh Sennor, Ihr wart gut empfohlen!“ sagte die Marquise mit ungemein großer Liebenswürdigkeit.

„Wenn Exellenza aber die Gnade hätten, mir zu erlauben, mich selbst einzuführen!“

„Ah! der Besuch eines Mannes mit solchen Empfehlungen kann nur Ehre bringen.“

„Wir bitten, Don —," fügte der Marquis hinzu."

„Ach ja, Sennor! Euren werthen Namen?"

„Don Joseph Pedro de Cevallos."

„Oh, der Name ist gut!"

„Ja, der Name ist hinreichend; also ein Verwandter des ersten Staatssekretairs?"

„Ein Neffe."

„Wollt Ihr nicht die Güte haben, Euch niederzulassen, Don Cevallos?"

Don Joseph verbeugte sich und setzte sich auf einen für ihn von dem Marquis zwischen den Sessel der Marquise und den seinigen gestellten Stuhl.

„Also Ihr kommt direkt aus Spanien?" fragte Don Novierez.

„Erst gestern langte ich an."

„Ach, das ist herrlich," meinte die Marquise, „so werden wir hoffentlich die neuesten Ereignisse erfahren."

„Es soll mein Glück ausmachen, Exellenza dienen zu können."

„Leider, meinte der Marquis, können wir von diesem Theile Spaniens nicht sagen, was von dem Hauptlande gilt."

„Weshalb nicht?"

„Oh, Don Cevallos," fiel die Marquise ein, „hier ist eitel Krieg, Verwirrung und Unordnung!"

„Ei, ich hörte zwar von Unzufriedenheit der Farbigen —!"

Diese Worte des Don Joseph waren ächt spanisch, denn es gab in den höheren Kreisen des Mutterlandes fortwährend Leute, welche bis zum wirklichen Abfall der Kolonien immer nur glaubten, es handle sich in denselben um Emeuten von Indiern, Negern und erwilderten Mulatten und Kreolen, welche man alle über einen Kamm schor.

Der spanische Stolz erlaubte nicht, sich von der Lage der Sache zu informiren.

Um sich das Ansehen dieser mehr schändlichen als erbärmlichen Mitgliedschaft einer verderblichen Clique ganz zu geben, hatte Don Joseph seine Rede auch noch mit einer verächtlichen Gebehrde begleitet.

Er war jetzt in den Augen des Ehepaares entschieden ein vornehmer Herr.

„Ach ja," unterbrach ihn die Marquise, „es ist allerdings weiter Nichts, aber die Verhältnisse des Landes!"

„Nun ja, ich will es glauben, in der Wildniß muß der thierische Wilde gefährlicher sein!"

„Was denkt man in Spanien von diesen Unruhen?" fragte der Marquis.

„Ach, man giebt sich nicht die Mühe, daran zu denken."

„Ich glaube es gerne," warf die Marquise ein, „die glorreiche Gegenwart des Landes — nicht wahr, die Restitution ist vollständig durchgeführt!"

„Vollständig und radikal, Exellenza!"

„Das ist vortrefflich!" sagte Don-Rovierez, „wird sich Seine Majestät wieder mit Seiner Durchlaucht aussöhnen?"

„Mit Don Godoi?"

„Ich meinte ihn!"

„Seine Durchlaucht resigniren und werden die Ihr so wohlthätige Ruhe nicht wieder mit den Lasten der Regierung vertauschen."

„Wie schade — ein so verdienter, würdiger Staatsmann!"

„Zudem dürften die Neigungen und Gewohnheiten Seiner Majestät dem Fürsten nicht den freien Spielraum geben, seine Waffentalente gehörig zu entfalten."

„Da haben Exellenza vollkommen Recht," stimmte der Gast bei.

Die Marquise verzog während dieser Zeit unmerklich das Antlitz.

„Wie befinden sich Seine Hoheit Don Louis?" fragte sie.

„Oh gut, — vortrefflich."

„Für Spanien scheint überhaupt eine große Zukunft heranzuziehen," fuhr der Marquis fort.

„Ich bin davon überzeugt!"

„Und wenn erst diese Aufstände unterdrückt sind!"

„Oh, was diese anbelangt!"

„Nun, Don Cevallos!"

„So wird es damit nicht mehr lange währen!"

„Ach ja, Exellenza Monteverda —!"

„Ah Monteverda —!"

„Wie?"

„Dessen Blüthezeit ist aus!"

Die beiden Gatten warfen sich einen merkwürdigen Blick zu und riefen wie aus einem Munde:

„Monteverda wird fallen?"

„Man ist in Spanien von seiner Unfähigkeit überzeugt!" entgegnete Don Joseph mit einer geringschätzenden Handbewegung.

„Aber wer sollte —?" fragte zögernd der Marquis.

„Bis jetzt ist noch nichts bestimmt; es wird erst an einer Expedition gerüstet; man nennt bisher mehrere Namen, welche dieselbe führen sollen, um die Ordnung in den Kolonien wieder herzustellen!"

„Wer hatte wohl die mehrste Aussicht —!"

„Man nennt Pablo Morillo —!"

„Ei — wer ist der Herr —"

„Er hat sich im letzten Kriege hervorgethan!"

„Seine Vollmachten werden weit gehen?" fragte die Marquise.

„Er wird handeln können, wie der König."

„So!"

„Uebrigens wird er auch die Inquisition wieder in ihre alten Rechte einsetzen."

„Ah! die Inquisition!" riefen beide Gatten auffahrend.

„Und dies," fuhr jener fort, „eben so sehr aus Ueberzeugung, wie auf Befehl, denn Morillo ist ein strenggläubiger Sohn der katholischen Kirche."

„Gottes Segen über ihn!" sagte die Marquise salbungsvoll.

Der Marquis dachte nach.

„Apropos!" rief Don Joseph, — „doch ist es vielleicht unbescheiden!"

„Was, Don Cevallos?"

„Ich war eben im Begriff, eine Angelegenheit zu berühren!"

„Wie —?"

„Eine Angelegenheit, die viel Aufsehen macht und Exellenza berührt."

Das Ehepaar horchte gespannt.

„Diese wäre?" fragte die Marquise.

„Ach, ich war unvorsichtig!"

„Wir bitten — was uns betrifft; wenn Ihr die Güte haben wolltet!"

„Excellenza haben einen gewaltigen Ruf erlangt."

„Einen günstigen?"

„Einen erhabenen."

„Ei!"

„Und ein besonderes Ansehen bei Hofe."

„Wodurch sind wir so glücklich?" fragte der Marquis.

„Man sagt, Excellenza hätten Ihre Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die Religion dadurch bethätigt —"

„Wodurch, Don Cevallos, wodurch?"

„Daß Ihr das eigene Kind —"

Die Marquise bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, der Marquis ließ den Kopf sinken, wie ein armer Sünder.

Halb und halb schien ihnen bereits gewiß, daß der Fremde eine officielle Stellung in den Kolonieen einnehmen werde.

Im Innern über seine Mittheilungen verwundert, theils erfreut, glaubten sie vielleicht jetzt einen Coup machen zu können.

Der Gedanke war gleichzeitig und ward meisterhaft benutzt. Nur schlimm, daß ihr Gast den besten Zug that.

„Ich bedaure —!" rief derselbe.

„Sie sehen unsern Schmerz!" meinte die Marquise.

„Ich bedaure innigst!" wiederholte jener.

„Aber dem Vaterlande jedes Opfer!" rief der Marquis.

„Es war grausam!" schluchzte die Marquise.

„Es war heroisch!"

„Aber wie nahm man diese Angelegenheit in Spanien auf?"

„Wie die Athener die Aufopferung des Codrus."

„Ach, Ihr gießt Balsam in unser wundes Herz!"

Ein Fehler oder ein Talent der beiden Ehegatten war jene wundervolle Combinationsgabe der Staatsleute, welche jede Kleinigkeit benutzen, aus jeder Kleinigkeit Vortheil gewinnen wollen.

Sie summirten in Gedanken.

Der Besuch des Verwandten der nächst dem Könige höchsten Personen im Staate; seine unumwundenen Mittheilungen, die man noch nicht kannte; seine Aeußerung hinsichtlich einer Sache, die ihnen schon so viel Sorgen gemacht hatte: dies ließ auf Etwas schließen.

Sie gaben sich der Hoffnung hin, daß dieser Besuch nicht bedeutungs- und zwecklos sein solle.

Dieser Gedanke machte, daß sie ihre Bescheidenheit gegen den Besucher verdoppelten.

Don Joseph seiner Seits sah zu seiner nicht geringen Freude, wie leicht die verblendeten Bösewichter in das Netz gingen und im Voraus, daß ihm sein Plan gelingen werde.

Er sagte zu sich selbst:

„Mißlingt unser Unternehmen, so ist durch meine Intrigue der Tod des armen Mädchens nur um so gewisser; doch hoffen wir, daß es nicht mißlingt."

Im Uebrigen war er getrost, denn diese Leute zu überlisten, konnte ihm nicht schwer werden; die Zeit hatte ihn gebildet und seine natürliche Gewandtheit vermehrt.

Für jetzt hatte er seinen Zweck erreicht und beschloß, sich zu entfernen.

Er deutete seine Absicht an und man bedauerte.

Man lud ihn zum nächsten Tage zum Mittage ein.

Don Joseph sagte zu und empfahl sich.

Als er das Haus verlassen hatte und die beiden Gatten allein waren, blickten sie sich längere Zeit an.

„Ich glaube," sagte der Marquis, „bei einiger Vorsicht gehört uns die Zukunft!"

„Unbedingt!"

„Es war doch gut, uns mit den Priestern zu verbinden!"

„Ich wußte es ja!" schloß Donna Isabella, „ihre Macht ist groß und Spanien wieder in ihren Händen."

51.

Der Dominikaner.

Don Joseph begab sich aus der Wohnung des Gouverneurs und dessen Gemahlin, die er beide in einem ungewissen, nur geahnten,

aber ihrem Charakter angemessenen Glücke schwelgen ließ, in die seinige, das heißt in jenen Gasthof.

Von dort begab er sich am Abend in sein eigentliches Quartier, um Paez Mittheilungen zu machen und weitere Schritte mit ihm zu berathen.

Auf dem Wege nach dem Gasthofe sowohl als auch auf dem zu seiner Wohnung dachte der kühne Sohn der pyrenäischen Halbinsel daran, sich in dem Hause des Gouverneurs selbst einzuquartiren.

Als er Paez lachend erzählte, welche Wege er eingeschlagen und wie weit er schon vorgerückt, machten seine Mittheilungen auf diesen gerade den entgegengesetzten Eindruck.

Der Indier verfiel in eine Art stummer Wuth.

„Geduld und Ruhe, Freund!“ sagte Madariago, „sie führen uns sicher an das Ziel.“

„Schön gesagt, Herr!“ entgegnete Paez, „aber eilt, denn lange halte ich es nicht mehr aus!“

Don Joseph begab sich wieder nach dem Gasthofe.

Er speiste demnächst am andern Tage bei dem Gouverneur, was ihre Freundschaft noch befestigte.

Er fragte den Marquis um Rath wegen seiner Wohnung und wohnlichen Verhältnisse, was diesem schmeichelte.

Don Rovierez, der vielleicht beabsichtigt hatte, Angostura bald wieder zu verlassen, blieb, weil ihn der Fremde fesselte.

Er blieb, weil Donna Isabella Valeria ihn nöthigte zum Bleiben, während sie sonst bei jeder Gelegenheit das Gegentheil gethan und es, wie ihr Herr Gemahl, für ersprießlich hielt, daß er blieb.

Madariago war viel im Hause des Gouverneurs und saß oft am Tische desselben.

Jedoch seine Absicht, im Hause desselben zu wohnen, gelang nicht.

Dagegen war jener Herr bemüht, ihm einen Hausstand zu verschaffen, wie es sich für einen reichen, noblen Spanier ziemte.

Drei Diener, Kutscher, Equipage, Pferde, alles war bereits vorhanden.

Der Spanier war nicht undankbar; jeden Tag ließ er etwas Neues einfließen, spannte er den Ehrgeiz der beiden Gatten höher, und

seine feinen Schmeicheleien ließen ihre Einbildungen zur Ueberzeugung werden.

Dabei vermied er bisher geflissentlich, mit einer gewissen Person im Hause des Marquis zusammenzutreffen, und diese Person war der Pater Dominikaner — der Dirigent der Inquisition.

Madariago konnte dies leicht vermeiden, weil er bald die Zeit wußte, zu welcher der Mönch, der zugleich Beichtvater der Marquise war, stets zu dem Gouverneur ging.

Nichtsdestoweniger brachte er sehr häufig das Gespräch auf Religionssachen, und außer der Wichtigkeit, welche der Marquis und die Marquise seiner Person zuschrieben, waren sie auch sehr bald von seiner Frömmigkeit überzeugt.

Don Joseph wußte, daß diese oft mit dem geistlichen Herrn besprochen werden würde.

Er wollte ihn sicher haben, bevor er sich ihm näherte, weil der Priester eine Hauptzahl in seinen Berechnungen bildete.

Ja, er war ein wichtiger Mann bei dieser Angelegenheit, der Mönch, der einem wichtigen Orden angehörte.

Dominikaner! Wem fällt bei diesem Namen wohl nicht seine Bedeutung ein!

Es war freilich nur die Bezeichnung eines Mönchsordens, wie so viele ähnliche Orden ihre Bezeichnungen hatten, die sie meistens von ihren Stiftern ableiteten.

Aber der Orden, der jene Bezeichnung trug, überflügelte sie alle an Ruhm, an Kenntnissen, an eiserner Konsequenz des Strebens — ja hierin that er es selbst seinem spätern Rival, dem Orden der Jesuiten zuvor; alle aber und ganz besonders auch diesen übertraf er an — Grausamkeit, an blutdürstiger Grausamkeit.

Darum, könnte man hiernach annehmen, ward auch wohl die Handhabung der Inquisition in die Hände dieses Ordens gelegt.

Durchaus nicht.

Der Orden der Dominikaner ward für das Glaubensgericht geschaffen, wie das Glaubensgericht für den heiligen Dominikus und seine Nachfolger errichtet wurde.

Denn die spanische Inquisition, welche als Ruine des früheren

Glaubensgerichtes stehen blieb, war ja nichts weiter, als das von irdischer Gewalt gemißbrauchte Glaubensgericht, welches die Albigenser vertilgen und ausrotten sollte.

Dominikus de Guzmann, den Papst Innocenz III. an die Spitze eines solchen Glaubensgerichtes stellte, zeichnete sich bei Verfolgung der Ketzer besonders aus.

Seine Jünger wurden die ersten Mitglieder des Ordens, welchen er um das Jahr 1215 stiftete.

Die allgemeine Bestimmung dieser Dominikaner war die Bekämpfung ketzerischer Lehren;

Eine specielle die Leitung der schrecklichen Glaubensgerichte, und seit jener Zeit blieben sie die Handhaber derselben, die Dirigenten der Inquisition, schürten sie alle Scheiterhaufen der Auto da Fés, bis ihre Kraft gänzlich gebrochen ward.

Wenn aber wahr ist, daß eigenes Elend, andauernde Noth und fortwährendes Darben die Gefühle abstumpft, die Brust verhärtet und das Mitleiden mit den Qualen anderer verscheucht, so ist ihre Grausamkeit, ihr Wüthen in der ersten Zeit erklärlich; denn sie waren zu harten Kasteiungen, Fasten, Büßen und zum Bettelstabe durch die Ordensregeln verdammt.

Ueberspannte Schwärmer, die ein solches Leben wählen konnten, mußten bei demselben völlig verrückt werden.

Wenn es aber eben so wahr ist, daß Reichthum, Wohlleben, Ueppigkeit und Schwelgerei das Gefühl ersticken, die Brust besseren Regungen verschließen und das Mitleid mit der Noth und dem Elende anderer Geschöpfe aufheben, so ist die Grausamkeit der Dominikaner in späterer Zeit eben so natürlich.

Denn die ihnen im Laufe der Zeit von Wahnwitzigen hinterlassenen Vermächtnisse hatten Reichthümer für sie aufgehäuft; die Kenntnisse, welche ihre Mitglieder sich aneigneten, brachten sie zu Ehren und Würden, sie saßen im Rathe der Großen, sie waren zugleich geachtet, geehrt und gefürchtet; sie waren mit einem Worte und dies besonders durch ihre Wirksamkeit als Inquisitoren, aus Bettlern Herren geworden; zwar trugen sie auch jetzt noch die einfache Kutte als alleiniges Kleidungsstück, die kahle Glatze und Sandalen.

Aber unter jenem härenen Gewande waren die Fäden verborgen, mit welchen sie die halbe Welt regierten und auch die andere Hälfte regiert hätten, wenn ihnen die Jesuiten nicht die Herrschaft derselben streitig gemacht hätten.

Doch wie schon öfter bemerkt, war zu der Zeit, welche unsere Erzählung erreicht hat, ihre Macht gesunken.

Der kühne Schwung geistigen Strebens hatte auch die finstern Anhänger des rohen, mittelalterlichen Wahnes außer Thätigkeit gesetzt.

Der Orden der Dominikaner hatte schon ein halbes Jahrhundert Trauer angelegt, und um seine entschwundene Größe und Herrlichkeit trauerte auch der Pater Martinez, der Inquisitor zu Sanct Thoma de Angostura.

Welche Musik daher den Ohren des Dominikaners die Nachrichten Don Cevallos sein mußten, als ihm die Marquise dieselben mittheilte, läßt sich denken.

Er brannte vor Begierde, den Mann kennen zu lernen, der die glücklichen Aussichten den ferne von dem Throne Seiner katholischen Majestät wohnenden Unterthanen überbrachte.

Schon zu verschiedenen Zeiten hatte man hiervon dem Fremden Nachricht gegeben.

„Aber warum kann ich denn nie so glücklich sein, den geistlichen Herrn zu treffen!“ sagte Don Joseph.

„Ihr möchtet ihn gerne sehen?“ fragte die Marquise.

„Es würde mich unaussprechlich glücklich machen!“

„Ach ja, das kann es, er ist ein frommer Mann, der Pater Dominikaner!“

„Ich bitte Exellenza dringend, mich mit ihm zusammentreffen zu lassen.“

„Werdet Ihr uns morgen um 9 Uhr früh beehren?“

„Wenn Exellenza befehlen!“

„Ich bitte darum!“

Don Joseph ging und hatte jetzt mit sich zu thun, um auf diese Zusammenkunft vorbereitet zu sein.

Seit er sein Manöver begonnen, waren acht Tage verflossen.

Als er sich am Abend auf seine Matratze ausstrecken wollte, sagte er:

„Noch acht Tage und — doch wir wollen nicht zu früh jubeln!"

Am nächsten Tage um die bestimmte Zeit fand sich Don Joseph bei dem Marquis ein.

Der von seinem Verlangen in Kenntniß gesetzte Pater befand sich schon anwesend.

Er kam dem Spanier entgegen.

„Sennor!" sagte er, „eines meiner theuersten und frömmsten Beichtkinder, hier unsere verehrte Exellenza, hat mir so viel Gutes und Lobenswerthes von Euch gesagt, daß ich mit Sehnsucht den Moment erwartet habe, Eure Bekanntschaft zu machen; ich begrüße ihn und Euch mit Freuden!"

„Ich danke Exellenza unterthänigst," entgegnete Don Joseph, „und muß gestehen, daß es mir ganz eben so ergeht; Exellenza war stets nur Eures überschwänglichsten Lobes voll, frommer Herr!"

„Ihr habt eine Nachricht überbracht, welche allein schon hinreichen dürfte, dem ärgsten Verbrecher die Aufnahme im Paradiese zu sichern!"

„Ich bin ein sündiger Mensch und rechne auf Vergebung meiner Sünden, mein Pater, doch es sei ferne von mir, auf diese That stolz zu sein, da ich nur dem Zufall das Glück verdanke, der Ueberbringer einer so angenehmen Botschaft sein zu können."

„Auch was der Zufall den Menschen Gutes thun läßt, soll ihm angerechnet werden — und wohl mögt Ihr es eine angenehme Botschaft nennen, denn jedem Frommen erschließt sich das Herz bei ihr; der verbannte und gelästerte Gott soll wieder in seine Rechte eingesetzt werden!"

„Ich freue mich von Herzen, Euch so sprechen zu hören, nicht alle, welche Euer Gewand tragen, ehrwürdiger Pater, sind Eurer Ansicht!"

„Auch unser Stand hat Verirrte er Böse säete sein Unkraut überall aus, aber die Strafe des Himmels wird die Schwachen, Blinden und Zweifler treffen!"

„Hoffen wir es!"

„Ja, hoffen und wünschen wir es, theurer Freund!"

Der Padre reichte hierbei dem Spanier die Hand, und dieser führte sie mit gläubiger Unterwürfigkeit an seine Lippen.

Die beiden Männer führten das Gespräch in Gegenwart des Marquis und seiner Gemahlin noch einige Zeit fort; dann kam man auf ein anderes Thema.

Madariago hatte seine Kenntnisse über die Angelegenheit Mariens an den vorhergehenden Tagen bereits stark erweitert.

Jetzt sollten dieselben vollkommen werden.

Denn dies war der fernere Gegenstand des ferneren Gesprächs der vier anwesenden Personen.

Er erstaunte über die Nichtswürdigkeit und Verworfenheit des Marquis und der Marquise.

Er konnte dieselbe um so mehr erkennen und durchschauen, als er wußte, was man sich wohl hütete, ihm mitzutheilen, die eigentlichen Ursachen und die Veranlassung zu Mariens Fehltritt.

Er staunte ferner über die sinnverwirrende Dogmatik des Priesters, wobei er nicht im Stande war zu entscheiden, ob sie seinem eigenen trügerischen Wahnglauben oder der Heuchelei entsprangen.

Er staunte endlich, wie es ihm, dem einfachen, ehrlichen Menschen gelingen könne, diese an Lug und Trug, Heuchelei und Falschheit gewohnte Gesellschaft zu überlisten.

Wie er sich gegen Paez nicht ausgelassen, aber empfunden, seine Scrupel über die unehrenhafte Rolle, die er zu spielen genöthigt sein würde, fielen fort.

Er begann es als ein verdienstliches Werk anzusehen, diese Menschen zu täuschen.

Galt es doch der Rettung eines Menschenlebens, dessen Eignerin jedenfalls weniger schuldig als jene war.

Madariago fuhr fort, das Vertrauen des Paters zu suchen und zu gewinnen.

Aus gewissen Ursachen, die später leicht auffallen werden, war es nöthig, daß er sich mit dem Pater auf einen solchen Fuß stellte, ihn stündlich und überall sehen und sprechen zu können.

Er besuchte denselben daher zu verschiedenen Zeiten im Gebäude der Inquisition.

Dabei wurden weitere Vorsichtsmaßregeln nicht verabsäumt.

Sechs Pferde waren bereits angeschafft.

Geschirre und Waffen waren bereit.

Madariago kaufte auch jetzt noch eine Sänfte, nahm ein Paar Träger an und ließ sich namentlich oft in derselben zum Hause des Marquis tragen.

Die Schönheit der Sänfte, die schlaue Gefälligkeit des Fremden bewogen auch die Marquise, sich der Sänfte zu Zeiten zu bedienen; dies war eins, was der Spanier wollte.

Die Einleitungen waren also zu Ende, man konnte zur That schreiten.

Madariago begann diese damit, daß er in den letzten Tagen häufiger mit dem Pater von Marien sprach.

Daß er die Leiden, welche die Marquise empfinden müsse, bedauerte, und daß er sich endlich erkundigte, ob sich Mutter und Tochter nicht zu Zeiten sähen.

Der Pater verneinte das Letztere, pflichtete dem Erstern bei und schilderte das Mädchen als ein verwildertes Scheusal, das stets lästerliche ketzerische Reden führe, weshalb sie auch wie ein sündhafter und dem heiligen Gerichte verfallener Mann behandelt werde.

„Aber ihre Seele werdet Ihr doch retten, heiliger Vater!" meinte Don Joseph.

„Hoffen wir es, obgleich sie sehr verstockt ist, das Feuer wird sie läutern!"

„Und hat die Sünderin keine Neigung und Sehnsucht, die leibliche Mutter zu sehen?"

„Nein, nein, Freund, sie ist so vollständig in des Teufels Krallen, daß sie stets nur lästerhafte Reden und gräuliche Beschuldigungen gegen dieselbe ausstößt!"

Madariago that als glaube er, was man ihm sagte; eilte aber, sobald es sich thun ließ, zu Paez.

„Wenn nun Eure Llaneros da wären!" meinte er zu demselben.

„Teufel, also an ihnen liegt es!" rief jener.

„Ja, so wie die Sachen stehen!"

„Hm, das ist dumm, aber der Weg ist weit!"

„Aber es sind bereits vierzehn Tage verflossen."

„Oh glaubt nur, für mich so viel Ewigkeiten!"

„Wann können denn die Leute hier sein?"

„Ich sagte Euch ja schon, Don Joseph, das läßt sich nicht bestimmen."

„Aber sie werden sicher kommen?"

„So sicher, als Ihr bisher Euren Plan verfolgt habt."

„Und die Möglichkeit ist vorhanden, daß sie jeden Tag anlangen?"

„Das kann geschehen, je nachdem meine Begleiter auf einen umherschwärmenden Trupp stoßen."

„Aber diese Begleiter, he?"

„Wie meint Ihr, Don Joseph?"

„Wenn diesen Begleitern etwas zugestoßen wäre?"

„Madre de Dios! daran dachte ich noch nicht."

„Nun, erschreckt nicht; ich nehme nur die Möglichkeit an."

„Das wäre ein verteufelter Streich; ich muß gestehen."

„Aber nicht wahr, auch das könnte sein."

„Alle Wetter, freilich, Sennor!"

„Aber für diesen Fall?"

„Müssen wir das Unternehmen ohne sie wagen, Don Joseph!"

„Ich habe bereits daran gedacht."

„Ihr seid also meiner Meinung?"

„Ja — doch zunächst warten wir noch."

„Nur nicht zu lange, Sennor!"

„Das wäre mir selbst fatal und sogar gefährlich — ich dächte, nach acht Tagen."

„Gut, ich bin es zufrieden, aber länger keine Sekunde."

Don Joseph rief den Diener:

„Matthéo," sagte er, „Du hast gut Wache gehalten?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Und Niemand bemerkt, der unser Haus etwa genauer als andere betrachtet hätte?"

„Nein, Don Joseph!"

„Nun gut, höre — Du verläßt doch das Haus nicht?"

„Nein, nie!"

Paez horchte hoch auf, aber er sagte nichts.

„Ich erwarte in diesen Tagen Nachrichten; dem Boten, welcher dieselben überbringt, ist zwar das Haus bezeichnet, aber es wäre möglich, daß er dasselbe dennoch nicht gleich fände!"

„Ich verstehe!"

„Also —!"

„Ich soll ihn sofort hereinführen."

„Nein, oh behüte! Du frägst, was er will, und zeigt er Dir einen Brief, der adressirt ist an Don José Joseph, so führst Du ihn herein!"

„Schön!"

„Vor allen Dingen möchte ich nicht, daß der Bote lange vor dem Hause verweilt und etwa gar gesehen wird."

„Gut!"

„Aber auch eben so wenig, daß ein Unberufener eingeführt werde".

„Ich werde mich schon vorsehen!"

„Dann richte Dich so ein, daß wir jeden Augenblick abreisen können!"

„Wie — Euer Gnaden wollten —!"

„Es gefällt mir hier nicht länger und ich werde Angostura verlassen."

„Ich glaubte —"

„Was glaubst du?"

„Wir würden hier bleiben."

„Du scheinst nicht gerne von hier zu gehen."

„Nein, gnädiger Herr!"

Madariago warf José Paez einen Blick zu, welcher ungefähr so viel sagen mochte wie: „Du hattest Recht!"

Dann wendete er sich zu dem Diener und sagte:

„Gut denn, so magst Du hier bleiben! geh'!"

Mattheo entfernte sich.

Paez und Madariago sahen sich einander einige Zeit starr an.

„Das war ein Strich durch die Rechnung!" rief endlich der Letztere, „die Menschen sind undankbar!"

„Ja — besonders wenn sie Sclaven sind," entgegnete Paez.

„Ach, ich habe ihn nicht wie einen solchen behandelt!"

„Das ist gleich; doch was nun?"

„Ja, das frage ich Euch!"

„Und ich sage noch, daß der Bursche Euch belogen!"

„Inwiefern?"

„Seit er sicher ist, daß Ihr nicht am Tage zu Hause kommt, ist er ebenfalls ganze Tage fort!"

„Himmel und Hölle! wir sind verrathen!"

„Noch nicht!"

„Wie wißt Ihr das?"

„Weil er einer Dirne nachläuft."

„Mattheo? — Das ist zum Lachen!"

„Im Gegentheil, verzweifelt ernsthaft!"

„Ach ja, leider auch dies!"

„Denn wenn er plaudert!"

„Ja, wenn er plauderte — er wird schon geplaudert haben!"

„Ihr seid ja jetzt mit einem Male so ängstlich, Don Joseph?"

„Ja, Freund, hier steht alles auf dem Spiele!"

„Nun beruhigt Euch, auch ich habe meine Maaßregeln genommen."

„Ei, und welche?"

„Verfolgt ruhig Euren Weg und laßt mich handeln!"

„Aber wenn nun der Bote käme und Niemand —!"

„Verfolgt ruhig Euren Weg und laßt mich handeln, Don Joseph!"

„Nun gut!"

„Ihr glaubt wohl, ich habe meine ganze Zeit verträumt?"

„Euch waren die Hände gebunden!"

„Man duldet dies nicht lange, wenn man Paez heißt!"

Madariago verfügte sich wieder nach dem Gasthofe, obwohl seine Hoffnungen begannen, sehr schwankend zu werden.

So wie er fort war, hing Paez einen Mantel um, steckte ein Paar Pistolen zu sich und stieg nach oben.

Er nahm den Weg durch die uns bekannten Zimmer nach dem Balkon, wo er sich in der Ecke desselben, welche nach der Straße zu führte, verbarg.

Nicht lange nach der Entfernung Don Josephs verließ auch sein Diener eilig das Haus und schritt die Straße hinab bis zu dem Nebengebäude.

Hier blieb er im Schatten einige Augenblicke stehen, bis sich ein Fenster öffnete.

Eine leise Stimme flüsterte:

„Ich komme!"

Bald darauf eilte eine leichte Gestalt über den zwischen den beiden Häusern befindlichen Rasenplatz, und das verliebte Stelldichein nahm seinen zärtlichen Anfang.

Die Angekommene war eine schlanke Mulattin.

Sie reichte dem Manne die Hand, man tändelte und küßte sich

Endlich reichte der Liebhaber seiner Schönen den Arm und lustwandelte mit ihr.

„Du hättest mich fast verloren, Caesarea!" meinte Mattheo.

„Weshalb, mein Freund?"

„Mein Herr will die Stadt verlassen!"

„Don Joseph?"

„Ja!"

„Um nicht wieder zu kehren?"

„Vermuthlich!"

„Und Du?"

„Ich bleibe!"

„Ach, wirklich?"

„Habe ich Dir es nicht versprochen?"

„Ach, die Versprechungen der Männer!"

„Halte mich für einen Mann und wenn Du willst, Deinen Mann, aber nicht andern Männern ähnlich!"

„Ach — wer weiß!"

„Was ich Dir sage!"

„Du hast mir so viel versprochen, daß ich kaum daran denken mag!"

„Denke daran, und gerade diese Abreise meines Herrn soll mir es möglich machen, mein Versprechen zu halten!"

„Wie —?"

„Besonders hinsichtlich des Loskaufens!"

„Ach wirklich?"

„Er muß mir das Geld dazu geben und noch mehr!"

„Er wird sich weigern!"

„Er muß!"

„Aber Du kannst ihn doch nicht zwingen?"

„Ich kann es — ich weiß ein Geheimniß!"

„Ein Geheimniß — ei was denn?"

„Nichts, Caesarea — wenn Du es wüßtest, so wäre Alles nutzlos!"

„Wie Du sprichst!"

„Ich kenne Euch Weiber!"

„Ich gebe Dir Deine eigenen Worte zurück: ich bin nur ein Weib und wenn Du willst Dein Weib, vergleiche mich nicht mit andern Weibern!"

„Nein — laß es nur so, später sollst Du Alles wissen!"

„Du bist recht häßlich!"

„Gut, ich werde bald anders aussehen, doch laß uns von etwas Anderem sprechen; was machst Du morgen?"

„Ich werde mit den Mädchen nach der Villa hinausfahren."

„Ich komme nach!"

„Thue es — weißt Du, daß Dich Sennor gerne sieht?"

„Das ist um so viel besser!"

„Vielleicht, wenn Du doch von Deinem Herrn —?"

„Ja vielleicht! ich habe auch schon daran gedacht!"

Die beiden Verliebten plauderten noch lange im Umherwandeln und erst spät trennten sie sich.

Mehrmals noch kamen sie auf die gedachte Angelegenheit zurück und Caesarea versuchte immer wieder das Geheimniß des Spaniers zu erforschen.

Er blieb indessen standhaft.

Paez harrte auf seinem Posten aus, bis Mattheo wieder das Haus betreten. —

Der Leser wird übrigens leicht errathen, woher der Indianer wußte, daß Mattheo noch nicht geplaudert hatte.

Er konnte es einfach aus dem fast alle Abende belauschten Gespräche der Liebenden wissen.

Denn was Mattheo sonst über seinen Herrn sagte, war anderer Natur.

Seine Lage war indessen eine ziemlich sonderbare hinsichtlich des Dieners.

Diese Rendezvous stören, ihn seiner Freiheit berauben, konnte zu dem Veranlassung geben, was man dadurch vermeiden wollte.

Ihn auf freien Füßen lassen, war nicht minder gewagt.

Dennoch war es einstweilen und bisher das Beste gewesen.

Paez war immer überzeugt geblieben, daß er noch nichts verrathen hatte.

Da er nun aber die Bekanntschaft des Mannes mit der Mulattin für eine gewöhnliche Tändelei hielt und sein ganzes Vergehen eigentlich nur Nachlässigkeit war, so ließ er es hingehen und übernahm selbst den Posten des Aufpassers am Tage.

Böswillige Absichten waren bisher eigentlich nicht zu erkennen gewesen.

Als aber Paez an diesem Abende seinen Posten verließ und in seinen Versteck zurück eilte, sagte er sehr entschlossen zu sich selbst:

„Freund Mattheo, jetzt hat die Sache ein Ende, denn sie wird gefährlich."

52.

Jetzt.

Paez hatte seinen Entschluß hinsichtlich des Dieners gefaßt und würde denselben vermuthich auch ausgeführt haben, wenn nicht, wie so häufig in seinem Leben, das Schicksal ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte.

Aus leicht begreiflichen Gründen zu unruhig, um zu schlafen, erwartete er wachend den neuen Morgen.

Noch immer ging er mit sich darüber zu Rathe, was er wohl thun solle, was er thun müsse.

Der einmal gefaßte Entschluß schien ihm das Beste zu sein.

Da hörte er plötzlich, wie an die Thür gepocht wurde.

Er hörte ferner wie Mattheo ging, um zu öffnen.

Paez warf sich sofort in seine Kleider und eilte ebenfalls hinauf.

Eine tiefe, barsche Stimme fragte, nachdem geöffnet worden:

„In dem Hause wohnt Don José Joseph!"

Paez kannte diese Stimme.

„Ja!" antwortete der Diener.

„Hier!" rief der Fremde.

Paez trat vor.

„Kommt herein, Garcia!“ sagte er.

„Ah, da bist Du ja!“ rief der Officier.

Paez nahm den Ankömmling, den Diener und das Schreiben mit sich.

„Nun?“ fragte Garcia.

„Vor allen Dingen, was enthält dies?“ entgegnete Paez.

„Bruder, es enthält gar nichts, es ist von mir selbst, ich habe darin nur angegeben, daß wir in einer Stärke — !“

„Gut, gut; Mattheo, Ihr müßt Euch sofort aufmachen und Eurem Herrn dies überbringen.“

„Es ist noch sehr früh!“ meinte der Diener.

„Und wenn es noch zeitiger wäre, vorwärts!“

Brummend machte sich der Diener auf den Weg.

Als er sich entfernt hatte, sagte Paez:

„Jetzt, theurer Freund, wollen wir sprechen; wie bist Du in die Stadt gelangt?“

„Dadurch, daß ich in den Hafen fuhr.“

„Wie wirst Du sie jetzt wieder verlassen?“

„Durch das Thor von Sanct Thoma, ich kenne diesen Ort.“

„Ah, das ist herrlich; wir wollen einen Coup versuchen.“

„Marie ist hier?“

„Ja, im Gefängniß der Inquisition; kennst Du das Gebäude?“

„Ganz genau!“

„Nun höre — wie viel seid Ihr?“

„Achtzehn — sechs Männer von weißer Haut, zwölf Indianer!“

„Gut, Ihr sechs kommt mit Einbruch des Abends in die Stadt und findet Euch im Gasthof zur Traube ein, man wird Euch dort schon in Empfang nehmen!“

„Die Andern warten vor dem Thore von Sanct Thoma.“

„Gut, weiter!“

„Das ist einstweilen Alles und Du könntest Dich wieder entfernen, doch wollen wir die Zurückkunft des Dieners abwarten!

Mattheo hatte sich eben nicht sehr beeilt, die gegenwärtige Wohnung seines Herrn zu erreichen.

Es war seinem spanischen Stolze zu viel, Befehle von einem

Manne von rother Farbe empfangen zu müssen und brummend sprach er für sich seine Meinung darüber aus.

Er nahm sich vor, bei seinem Herrn Beschwerde zu führen.

Anderer Seits begann er darüber zu grübeln, was wohl alle diese Anstalten zu bedeuten haben könnten.

Sein zeitiges Erscheinen im Gasthofe war übrigens durchaus nicht auffällig, da man in Angostura so ziemlich immer noch wie mitten im Frieden lebte.

Einer der neuen Diener Don Josephs weckte denselben und Mattheo ward hereingeführt.

Als der Spanier das Schreiben sah, fuhr er zusammen.

„Ah gut!" rief er.

Dann verfiel er in Nachdenken.

Endlich wendete er sich an Mattheo.

„Also Du willst mich wirklich verlassen?" sagte er.

„Ja, gnädiger Herr!"

„Nun ich will Dich nicht zurückhalten, und heute wird daher der letzte Tag sein, an welchem Du mir dienst. Du hast mir treu und redlich gedient. Ich weiß nicht, was Du vor hast, jedoch was man auch beginnen mag, Geld und Gut hat man nie zu viel. Außer den Sachen, welche ich Dir bezeichnen werde, gehört Dir Alles, was sich in unserer bisherigen gemeinschaftlichen Wohnung befindet, dann aber werde ich Dir am Abend, wenn ich Dich entlasse, zu welchem Zwecke Du zu mir kommen wirst, noch einige hundert Realen einhändigen!"

Mattheo stand wie vom Donner gerührt.

„Doch jetzt", fuhr Don Joseph fort, „kehre zurück und sage, ich wäre — ja, ich hätte das Bette verlassen."

„Alsdann wirst Du wieder hierher kommen und mich hier erwarten; natürlich sagst Du zu niemand, daß Du Dich in meinen Diensten befindest oder befandest!"

Mattheo eilte zurück.

Die Großmuth seines bisherigen Herrn war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben.

Aber zugleich auch sah er aus allen diesen Anstalten, daß etwas Bedeutendes im Werke sei.

Neugierde, Habsucht und Dankbarkeit kämpften einen heftigen Kampf in seinem Innern.

Er entledigte sich, bei Paez angekommen, seines Auftrages und erklärte demselben, daß er wieder zu Don Joseph zurück müsse.

Paez ließ den Diener ungerne fort.

Als er sich endlich dazu entschloß, versuchte er, denselben zu erschrecken.

„Gut!" sagte er, „geh' aber vorher und sage Deiner Mulattin, daß sie Dich heute nicht erwarten soll!"

Seine Absicht gelang momentan vollkommen.

Der Diener erschrak.

Er machte indessen, so gerne er es vielleicht gethan, von der ihm ertheilten Erlaubniß keinen Gebrauch, sondern eilte spornstreichs wieder nach der Plaza.

Unterwegs aber murmelte er:

„Ah, dieser Bursche ist der Böse in Person; ich bin ein guter katholischer Christ, wenn ich ihn den Priestern überlieferte!"

Sowie Mattheo das Haus verlassen, entfernte sich auch Garcia.

Die fieberhafte Aufregung, in welcher sich Don Joseph und Paez befanden, läßt sich denken.

Ersterer kämpfte und kämpfte, um ruhig zu werden.

Letzterer ließ sich ungenirt gehen, während er versuchte, seine dunkle Gesichtsfarbe und seine Hände lichter zu machen.

Als dies geschehen, legte er die bereit gehaltene Uniform eines spanischen Soldaten an, um weniger aufzufallen und gewissermaßen auch sicher zu sein.

Indessen auch Mattheo, in dessen Gehirn sich tausend und aber tausend Gedanken verschiedener Art kreuzten, war aber nicht sehr ruhig.

Doch seine Aufregung ging dahin, alles was ihm vorkam, aufmerksam zu betrachten.

Endlich war es neun Uhr.

Don Joseph sah den Pater nach dem Hause des Gouverneurs gehen und dies hatte er erwartet.

Er machte sich ebenfalls auf den Weg dorthin.

Don Josephs Absicht war, daß der Dominikaner ihn dort heute sehen sollte.

Während der Dauer dieses Frühbesuches machte sich Don Joseph außerordentlich viel mit der Marquise zu schaffen, sprach auffallend viel im Geheimen mit ihr und verwickelte sie in eine Unterhaltung, die Eindruck auf sie zu machen schien.

Don Roviérez hatte für Unterhaltungen dieser Art Seitens anderer Männer mit seiner Gemahlin nie ein Auge, also heute nicht.

Der Pater desto mehr.

„Was mögen sie haben!" fragte er.

Indessen verließ Don Joseph mit ihm zusammen das Haus und lud sich auf den Nachmittag bei dem Pater zu Gaste.

Madariago war seiner Sache so sicher, daß er eine ziemlich späte Stunde zu dem Besuche festsetzte.

Der Nachmittag kam und mit ihm Don Joseph zu dem Dominikaner.

Man setzte sich.

Nach einigen gleichgiltigen Gesprächen begann der Verbündete des Indianers auf den Hauptzweck loszusteuern.

„Das Vertrauen," hob er an, „und die Auszeichnung, womit Ihr hochwürdiger Pater mich beehrt habt, ist doch ein großes Glück für mich!"

„Die Diener der Kirche können wahre Frömmigkeit, wo sie solche finden, nicht genug auszeichnen!"

„Ich bin Euch dadurch zum ewigen Danke verpflichtet!"

„Beharrt fest und treu im rechten Glauben, Don Joseph, das ist der einzige Dank, den Ihr mir schuldet!"

„Ich werde gewiß nie von dem Wege weichen, welchen ich eingeschlagen, aber Eure Auszeichnung hat mich sogar in einen solchen Grad der Frömmigkeit gebracht, daß man mir ein besonderes Vertrauen schenkt!"

„In kirchlichen Sachen, Don Joseph?"

„Wenigstens in Gewissensangelegenheiten!"

„O ich bin überzeugt, wer Euch zum Gewissensrath erwählt, ist nicht verloren!"

„Erlaubt, verehrter Pater, es ist weniger ein Rath, der von mir verlangt wird, als die Einlegung einer Fürbitte bei Euch!"

„Sie ist gewährt, sobald nicht heilige Interessen der Religion ihr entgegen stehen!"

„Ich wage nicht, mir in dieser Hinsicht ein Urtheil anzumaßen!"

„Aber wer ist die Person, welche sich durch Euch mit einer Bitte an mich wendet?"

„Exellenza die Marquise!"

„Ah!" dachte der Mönch.

Laut sagte er:

„Ich glaube das Vertrauen von Exellenza zu besitzen!"

„Unbedingt, ehrwürdiger Pater!"

„Und die Exellenza wünscht?"

„Ihr wißt, daß ich öfter mit Ihr von Ihrer Tochter gesprochen!"

„Ja!"

„Daß ich auch mit Euch über das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter Gespräche geführt?"

„Gewiß!"

„Nun seht, es geschah dies nicht ganz ohne Absicht; Exellenza war in der Gewißheit, harte, strafende Worte zu bekommen, nicht geneigt, in dieser Hinsicht ihr Herz vor Euch zu offenbaren!"

„Exellenza, meine Tochter hat unrecht, denn auch die strafende Hand des Vaters ist die Vaterhand."

„Dieser Ansicht war ich ebenfalls!"

„Aber was verlangt mein vertrauenloses Kind?"

„Marie ist eine Ketzerin, eine Verworfene!"

„Eine Beute des Höllenfürsten, welche vielleicht ewig im Höllenpfuhle zu braten und zu schmachten verdammt ist."

„Sie sollte billig kein Mitleid erregen!"

„Wer Mitleid mit der Ketzerin hat, ist selbst nicht frei von Ketzerei!"

„Ganz recht, doch wir sind Menschen und das natürliche Gefühl läßt sich nie ganz unterdrücken."

„Die Sünde der Schwäche ist dem Menschen angeboren!"

„Doch läßt sich der Wunsch einer Mutter entschuldigen, die Tochter vom ewigen Verderben zu erretten!"

„Es ist ein löblicher Wunsch!"

„Ja gewiß, und jeder gute Christ muß ihn hegen!"

„Was der Christ wünschen muß, das bemühen sich die Diener des Herrn zu bewerkstelligen!"

„Wird es Ihnen gelingen?"

„In diesem Falle zweifle ich!"

„Ueberzeugt von der Größe der Sünden der Ketzerin habe ich auch den Auftrag, um den es sich handelt, übernommen; wo die Macht der Stimme der Diener Gottes nicht ausreicht, spricht vielleicht Gott selbst durch die Natur. Vielleicht erweicht das Herz der Sünderin, wenn sie die Form sieht, welche sie geboren!"

„Wünscht Exellenza die Ketzerin zu sehen?"

„Ich habe den Auftrag, ehrwürdiger Pater, Euch zu fragen, ob die Religion, die Kirche und ihre Gesetze es erlauben!"

„Unter Umständen, Don Joseph, ja!"

„Welches wären diese Umstände?"

„Wenn ein wahrhaft frommer Sinn dazu drängt!"

„Dieser ist bei Exellenza vorhanden!"

„Ich setze ihn voraus, ja ich bin überzeugt davon, weil ich das Herz meiner Beichtkinder kenne; dann die Ueberzeugung, daß man selbst rein von Sünden sei!"

„Da muß ich schweigen, denn jeder Mensch hat genug an seinen eigenen Sünden zu tragen!"

„Recht so, mein Sohn; doch wenn es der Wunsch der Marquise ist, den Ihr mir vorgetragen habt, so will ich sie in absentia absolviren."

„Ich danke im Namen der Marquise!"

„Sodann die Erlaubniß des Beichtigers und des Vorstehers der Casa Santa."

„Ah, diese sind in einer und derselben würdigen Person vereinigt."

„Sie sind es!"

„So würdet Ihr, verehrter Pater, die Erlaubniß ertheilen!"

„Die Absicht ist gut, ich sehe der Hindernisse keine!"

„Doch es gibt ein Hinderniß!"

„Dies wäre?"

„Exellenza wünschen aus begreiflichen Gründen, daß der Herr Marquis von diesem Schritt nichts ahne."

„Ah, daran dachte ich nicht!"

„Ihr begreift, ehrwürdiger Pater, daß nur die Mutter den eben ausgesprochenen Wunsch äußert, die Gemahlin des Gouverneurs ihn nicht einmal sagen darf!"

„Oh, vollkommen!"

„Verschwiegenheit ist eine Pflicht der Priester."

„Es ist so!"

„Deshalb also giebt es keine Besorgnisse?"

„Nicht die geringsten, Don Joseph!"

„Von Andern aber möchte nicht Gleiches zu erwarten sein!"

„Sicher nicht!"

„Exellenza möchten also im Geheimen mit der Erlaubniß des ehrwürdigen Pater —!"

„Gut, gut, es kann geschehen!"

„Also vielleicht heute Abend!"

„Heute Abend —?"

„Das Gewissen der Marquise hat keine Ruhe, bevor sie nicht noch einmal den Versuch gemacht, die Seele der Tochter zu retten!"

„Gut denn, heute Abend!"

„Ich werde Exellenza meine Sänfte überlassen und sie begleiten."

„Schön!"

„Würdet Ihr wohl, ehrwürdiger Vater, die weiteren Anordnungen treffen?"

„Sie sollen getroffen werden, mein Sohn!"

„Besonders aber, daß keine Zeugen —!"

„Keine Seele soll zugegen sein!"

„Vielleicht wenn mir der Schlüssel zu der Zelle —!"

Der Pater antwortete nicht, sondern warf einen Blick auf den Verführer, der ihn selbst umstrickt hatte.

Doch so forschend derselbe auch war, der ihn aussendete, mußte nichts entdeckt haben.

Der Dominikaner erhob sich, ging zur Thüre und nahm aus einem Bunde einen Schlüssel, welchen er Don Joseph überreichte.

„Die Kirche," sagte er, „schenkt ihren treuen Söhnen stets Vertrauen!"

Madariago erhob sich und verneigte sich tief.

Aber er that dies nur, weil er fühlte, daß ihm alles Blut, welches die Jahre noch seinem Körper gelassen, nach dem Gesichte stieg

„Und!“ sagte er mit großer Anstrengung, dies Vertrauen ist gerechtfertigt!“

Dann erhob er sich wieder und fügte hinzu:

„Die weitern Anordnungen — !“

„Werde ich treffen!“ ergänzte der Pater.

Der Spanier hielt es jetzt nicht mehr länger aus, nach wenigen so zerstreuten Redensarten, daß der Pater ihn mehrmals erstaunt anblickte, empfahl er sich.

Vielleicht glaubte der Schlaue mit dem Schlüssel, den er fortgegeben, ganz besondere Entdeckungen zu machen.

Jedenfalls aber, wenn er Etwas witterte, hatte er auch nicht die geringste Ahnung von der Wahrheit.

Madariago hätte fast laut gejubelt auf der Straße.

Nur mit Mühe bezähmte er seine Freude und als er wieder in seinem Gasthofe angelangt war, beauftragte er Mattheo, die noch von ihm erwünschten Sachen zu holen und Paez mitzubringen.

Der Indianer hatte sich während dieser Zeit fast aufgerieben.

Endlich war die Zeit seiner Erlösung, der Zeitpunkt, wo seine Hoffnungen und Wünsche erfüllt werden sollten, näher gerückt.

Paez seufzte tief auf.

„Ah!“ murmelte er, „sie befreite mich einst aus dem Kerker, was wird sie sagen, daß ich es bin, der jetzt auch sie befreit!“

Er half Mattheo die von dessen Herrn noch verlangten Sachen schleppen, wodurch er um so weniger auffallen konnte.

Ungefährdet gelangte er auf die Plaza und in die Wohnung des Don Joseph, wo sich die anwesenden Diener nicht wenig verwunderten, ihren vornehmen Herrn, einen gemeinen Soldaten, auf eine so ausnehmend cordiale Weise bewillkommnen zu sehen.

Doch Madariago war so glücklich, so durch das Gelingen aller seiner Absichten aus aller Fassung gebracht, daß er keine Rücksichten mehr beobachtete.

„Hier!“ rief er, in Gegenwart von Mattheo, „hier, General und Commandeur von Hunderttausenden, was nutzt Dir Deine Macht, was Deine Schaaren, wenn Du diesen Schlüssel nicht hast!“

Dabei zeigte er dem Indianer jenes Instrument.

Mattheo horchte hoch auf.

Paez zitterte und bebte.

Er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Als Madariago aber Mattheo erblickte, rief er:

„Ach ja Du!“

Er ging an eine Reisetasche und sagte:

„Was willst Du, treuer Bursche, Gold oder Silber?“

„Ach, gnädiger Herr!“ stammelte Mattheo.

„Nimm Silber!“ sagte der Spanier, „es wird mir zu schwer hier und hier!“

Dabei legte er zwei mächtige Rollen auf den Tisch.

„Und nun viel Glück!“ fuhr er fort.

Mattheo schnob wie ein angeschossener Eber.

„Eure Gnaden!“ keuchte er, „ich — ich — ich danke!“

Dann preßte er sein Geld an die Brust und eilte hinaus.

Paez wollte sprechen, aber er vermochte vor innerer Aufregung immer noch kein Wort hervorzubringen.

Doch wenn Madariago durch sein Glück fast närrisch wurde, wenn Paez durch die sich ihm eröffnenden Aussichten erlahmte, so war Mattheo durch den unverhofften Wechsel in seinem Geschicke seines Verstandes beraubt.

Sein Geld immer noch fest an die Brust pressend, war er durch die Diener und sonstigen im Gasthofe anwesenden Leute hindurchgestürmt.

Auf der Straße angelangt, hielt er die beiden Rollen immer noch krampfhaft und taumelte wie ein Trunkener fort.

Vom Instinkte geleitet oder aus Gewohnheit schlug er den Weg ein zu der Wohnung, welche noch anderes Eigenthum von ihm enthielt.

Aber er trat nicht dort in das Haus, ja er verweilte daselbst nicht einmal, sondern eilte weiter.

Ein flüchtiger Blick streifte nur das Haus, in welchem Cäcilie weilte.

Immer weiter eilte er und hörte nicht auf den Ruf eines Menschen, der wie ein Lastträger gekleidet war, aber Sporen an den Stiefeln trug.

„Der Kerl ist toll!“ sagte jener Mann, der Niemand anders als Garcia war, endlich zu seinem Begleiter, „komm!“

Mattheo aber rannte immer zu, rannte immer heftiger, bis er das Freie erreicht hatte.

Hier endlich machte sich sein gepreßtes Herz Luft, sein erschütterter Verstand war wieder in seinem Rechte.

Aber was ist der Mensch im plötzlichen Glückswechsel!

„Wie?“ rief Mattheo, „ich habe was ich will, ich bin glücklich, — ich Thor, ich hätte mehr bekommen können; nur einige hundert Realen habe ich!“

Er warf das Geld auf den Boden, aber sowie es hingefallen, stürzte er sich wieder auf dasselbe.

Als er es wieder aufgerafft hatte, stand er einige Zeit wie vom Donner gerührt.

„Ha!“ rief er dann, „ich hätte noch mehr bekommen können, ich kann es noch; was zaudre ich, vorwärts!“

Der halb wahnwitzige, undankbare Thor eilte wieder zur Stadt zurück.

Es dunkelte bereits, als er wieder die Straßen derselben betrat.

Er erreichte matt und abgespannt seine Wohnung, seine alleinige Wohnung.

In seine Brust hatte sich ein fürchterlicher, fluchwürdiger Entschluß gesenkt.

Er wollte seinen Herrn, seinen guten Herrn, der so wohlwollend gegen ihn war, verrathen.

Während aber der Sturm, welcher die Seele eines Menschen bewegte, der nur am Materiellen hängen konnte, sich austobte, war an einer andern Stelle mehr geschehen.

Madariago hatte sich beruhigt und Paez hatte seine Sprache wieder erlangt.

Sowie aber der Spanier im Stande war sich zu beherrschen und der erste Laut eines Wortes der Zunge des Indiers sich Geltung verschaffen konnte, waren die Alliirten wieder Herr über sich.

Mattheo ging, um im Glücksgenusse zu schwelgen.

Madariago schwelgte und Paez war befangen, so lange sich ihnen das Glück als eine plötzliche Erscheinung bot.

Beide waren aber Männer, die zwar einen Augenblick durch die Macht der Ereignisse hingerissen werden konnten, auf welche dieselben jedoch keinen bleibenden Eindruck machten.

„Nun!“ rief der Spanier, „mein Freund, wir sind am Ziele!“

„Gebe es der Himmel!“

Beide verabredeten noch einige andere Sachen und bald begann es zu dunkeln.

Mit dem Eintritt der Dämmerung langten auch die Gefährten des Indiers an.

Paarweise trafen sie, als Träger gekleidet, in dem Gasthofe ein und nur die Sporen an den ungegerbten Stiefeln hätten sie verrathen können.

Madariago empfing sie und wies einem jeden von ihnen seinen Posten an.

Zwei dieser Leute übernahmen die Sänfte; die übrigen die sechs im Stalle befindlichen Pferde.

Die andern Diener des Spaniers waren alle unter irgend einem Vorwande fortgeschickt.

Selbst der Himmel schien das Unternehmen begünstigen zu wollen.

Dichtes Gewölk lagerte am Himmel.

Jetzt stiegen Paez und Madariago in die Sänfte.

Der letztere machte einen kurzen Besuch bei dem Gouverneur. Dann befahl er den Trägern, ihn nach dem Inquisitionsgebäude zu bringen.

Bald erschienen auch die vier andern Llaneros mit den sechs Pferden.

Die Aufregung des Indianers stieg wieder; sein Herz pochte.

Am Thore des Inquisitionsgebäudes empfing der Padre Dominikaner die Anlangenden.

Er befahl dem Pförtner, die Sänfte einzulassen.

Der Spanier war ausgestiegen.

„Gott gebe,“ sagte der Inquisitor, „daß dieser Besuch von Wirksamkeit ist!“

„Hoffen wir es!“ entgegnete der Spanier mit zitternder Stimme.

Madariago ging durch das geöffnete Thor hinein und die Träger folgten mit der Sänfte nach.

Ein Aufseher oder anderer Diener zeigte ihnen den Weg zur Zelle der Gefangenen.

Der Spanier gab demselben einen Wink, sich zu entfernen; er selbst aber legte die Hand auf das Herz, um es zu beruhigen.

Es erging ihm wie dem Indianer.

Dann jedoch trat er entschlossen vor, suchte und fand bei dem trüben Schimmer der Lampen das Schloß und öffnete es.

„Was will man von mir?“ rief eine erregte Stimme.

„Stille um Gotteswillen!“ flüsterte der Spanier.

Die Sänfte ward in die Zelle gehoben.

„Maria!“ rief Paez leise.

„Mein Gott!“ fuhr die Gefangene fort, „was höre ich, welche Stimme!“

„Stille, stille!“ mahnte der Spanier, „hinein in die Sänfte!“

Madariago trat hinaus auf den Korridor.

Alles war sicher.

Während er hier einige Zeit verweilte, war die Gefangene glücklich in den Kasten gebracht.

Der Spanier gab ein Zeichen und man trat hinaus.

Madariago verschloß die Thüre wieder.

„Welche verstockte Sünderin!“ sagte er zu dem sich wieder nähernden Aufseher mit erheucheltem Entsetzen.

Er brauchte dasselbe kaum zu erheucheln, denn ihm standen jetzt bei der Ausführung der kühnen That fast die Haare zu Berge.

Man gelangte an das Thor.

Der Padre wartete noch vor demselben und fragte verwundert: „Wie — schon?“

„Fliehen wir diesen Ort des Entsetzens!“ unterbrach ihn Madariago fast außer sich, „die Hölle hat ihre Beute sicher!“

„So hat also dieser Besuch nichts gefruchtet?“

„Oh, mein Padre, hätte ich gehört, was meine Ohren hören mußten!“

„Ich bedaure —!“

„Nicht sehen wollte die Ketzerin ihre Mutter!“

„Ich habe es gewußt!“

„Nicht hören und jeder von derselben ausgestoßene Laut ward durch eine Schmähung erwidert!"

„Ich wußte es im Voraus!"

„Hier liefere ich den mir anvertrauten Gegenstand wieder ab. Habt Dank für Euer Vertrauen, ehrwürdiger Padre!"

Man verabschiedete sich jetzt und die Träger lenkten zuerst ihre Schritte nach der Wohnung des Gouverneurs zu.

Sodann aber, sobald die Dunkelheit sie einhüllte, eilte man der Straße und dem Thore Sankt Thoma zu.

Man hatte dasselbe erreicht und wollte hindurchpassiren.

Da rief plötzlich eine Stimme durch die Stille, welche bereits auf den Straßen ruhete:

„Haltet sie — haltet sie auf!"

Die Llaneros griffen zu ihren Waffen und hielten die Griffe der Messer oder Pistolenkolben krampfhaft umfaßt.

„Haltet sie auf!" ertönte es zum zweiten Male.

Die Träger des Kastens beeilten ihren Schritt und Madariago, sowie die Llaneros drängten sich näher um denselben.

„Haltet sie auf!" schrie der Mönch hinter ihnen her.

„Verflucht, dieser Kerl, es ist Mattheo!" sagte der Spanier, ein Pistol ziehend.

Aber man hatte das Thor passirt.

Garcia ließ einen scharfen Pfiff hören.

Auf dem Wege nach dem Bergabhange zu ließ sich der Hufschlag galoppirender Pferde vernehmen.

Aber auch die aus spanischen Soldaten bestehende Wache stürmte heraus.

„Was schreist Du so?" rief der Offizier dem näher gekommenen Mattheo zu.

„Fragt nicht, Sennor! seht Ihr nicht die Flüchtlinge, sie entführen einen Verbrecher!"

Mattheo, der in seiner blinden Wuth, nachdem er sein Geld in Sicherheit gebracht, auf die Plaza geeilt war und später jenen folgte, war ein Spanier.

Die Aussage eines solchen war in diesem Lande immer von Gewicht und Bedeutung.

Der Offizier ließ seine Leute den Fliehenden folgen.

Aus Uebermuth oder des Sieges gewiß feuerte einer der Llaneros auf sie.

Dies war das Signal zum Kampfe.

Die Spanier erwiderten das Feuer und mehrere der Llaneros, zu denen sich auch die draußen harrenden gesellt hatten, stürzten zu Boden.

Die Stadt gerieth in Alarm.

Doch noch schien nichts verloren zu sein.

Angostura, welches mit seiner Südseite fast hart an der Felswand lag, hatte hier keine Vorstadt.

Gewann man den Abhang, war alles gewonnen.

Man feuerte indessen hin und wieder.

Da fiel einer der Träger und die Sänfte stürzte zu Boden.

Paez erhob sich aus derselben und nahm Maria in den Arm.

„Ein Pferd!" rief er, „ein Pferd her!"

Aber in der Dunkelheit und herrschenden Verwirrung achtete Niemand auf ihn.

Ein Theil der Llaneros floh, ein anderer hatte sich den Verfolgern entgegengeworfen.

Paez eilte davon und erreichte den Abhang.

Er begann denselben zu ersteigen; seine Kräfte schienen sich zu verdoppeln; er klimmte mit seiner Last immer höher.

Da erleuchteten plötzlich aus der Stadt gebrachte Fackeln die ganze Scene.

Wie auf Kommando richteten die spanischen Soldaten, welche die Llaneros bis an die Wand gedrängt hatten, ihre Waffen nach dem hoch über ihren Häuptern hängenden Flüchtlinge.

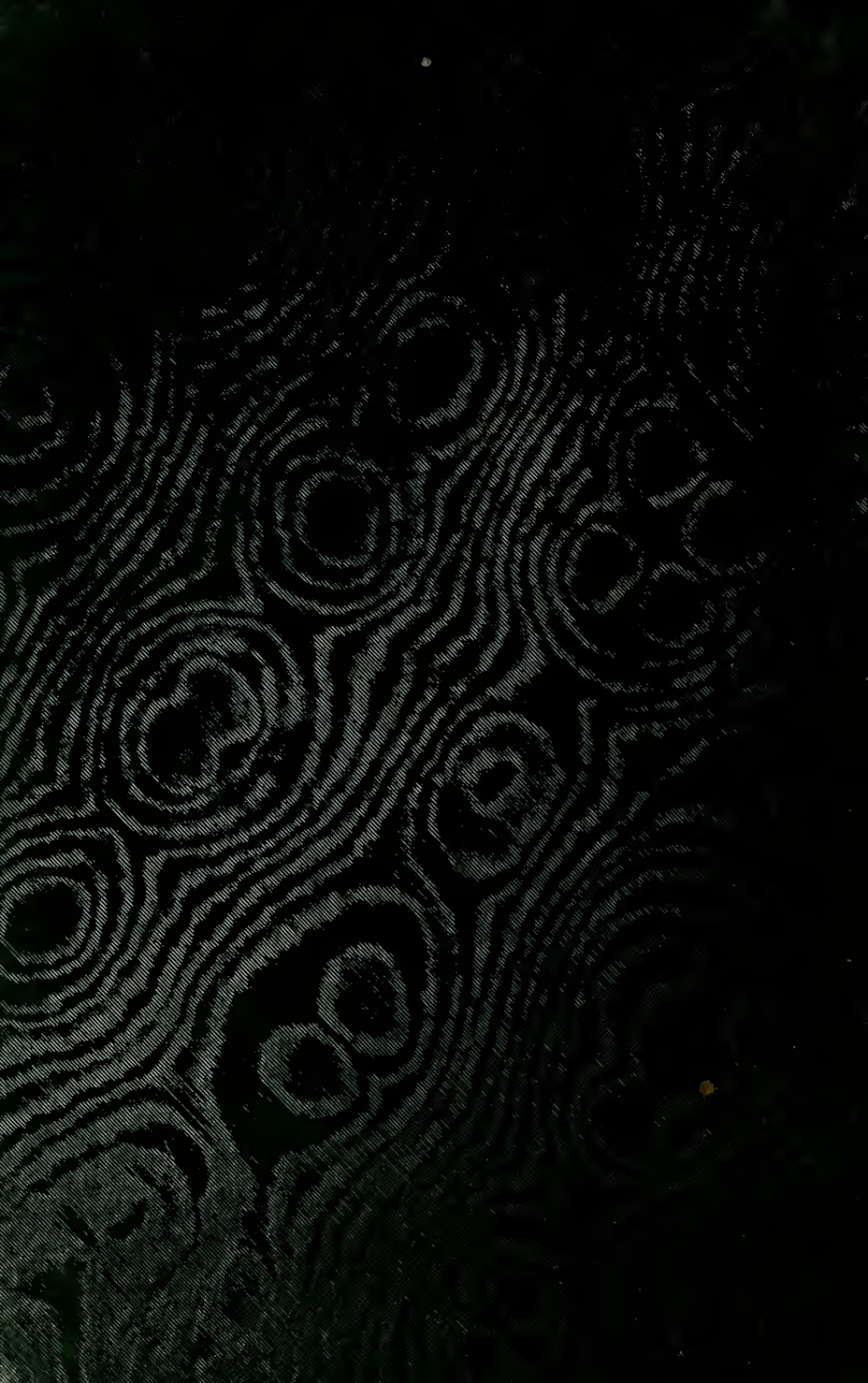
Ein Dutzend Schüsse krachten.

Paez und Maria stürzten von oben herab.

„Rettet Paez!" hörte man Garcia rufen.

„Rettet den Häuptling!" schrie auch Madariago.

Dann verwandelte sich alles in einen wirren, sich wälzenden Knäuel, dessen Geschrei grausig durch die Nacht und die Straßen der Stadt hallte.

Ganz Angostura war bereits auf den Beinen.

Druck von R. Gensch in Berlin.